Per.
15
1/6/1869.1-34

Digitized by Google

er. 15 1/2
(1869, 1-34

Digitized by Google

Staats-
bibliothek
München

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 1. Sonntag, den 3. Januar **1869.**

Dem Vaterland den ersten Gruß!

Es gibt einen Namen, so hoch und so hehr,
Daß das Herz bei dem Klange erbebet;
Einen Namen, wie kaum einer mehr
In den reichsten der Sprachen noch lebet.
Wer kennet den Namen? Wer nennt ihn laut?
Er heißt nicht Mutter, er heißt nicht Braut;
Doch will er Beide umfassen.

Der Vogel, der über die Wasser flieht,
Aus kälteren nordischen Zonen,
Der Vogel, der herbstlich gen Süden zieht,
Um dort über Winter zu wohnen,
Er saget zum Norden: „Ade, ade!
Nicht lange, daß ich dich wiedersehʼ,
Muß auch jetzt ich dich eilig verlassen!"

So zieht auch der Mensch aus dem engsten Kreis
Hinaus, weit hinaus in die Lande;
Denn ihm ist die Welt ja gegeben preis,
Daß er wachsʼ an Gemüth und Verstande.
Doch wie er auch forschet, und wo er auch weilt,
Die eine Wunde wird nimmer geheilt.
Die tief in das Herz ihm gegraben.

Nicht Ehren heilen sie, Ruhm und Glück,
So ihm die Ferne gespendet;
An heimische Hütten denkt er zurück,
Von denen sein Pfad sich gewendet.
Und was ihm die reizendste Fremde beschheert,
Die Heimath hat dennoch den köstlichsten Werth
Mit ihren bescheidenen Gaben.

Wohl sind wir daheim auf der kreisenden Welt
In jeglichen Nähen und Fernen.
Daheim auf der Erdʼ und im Himmelsgezelt;
Denn Einer wohnt über den Sternen,
Der ist uns Vater, der schuf auch sie,
Der leitet das Weltall und säumet nie.
Die Stätten uns zuzubereiten.

Und dennoch knüpfet ein ewiges Band
Den Menschen an engere Grenzen;
Und dennoch scheint Jedem ein anderes Land
In helleren Strahlen zu glänzen.
Das Land, wo die Wiege der Väter stand,
Wo dem Kinde die goldene Jugend entschwand,
Das hält seine Liebe umfangen.

Nun nennet den Namen! er ist bekannt!
Und lasset die Banner leuchten!
Und aufwärts zum Lichte die Blicke gewandt,
Wenn auch die Wimpern sich feuchten.
Dem Vaterlande von Schwarz, Roth, Gold,
Ihm sei der erste Gruß gezollt:
Gott woll' es schützen und segnen?

Der Fischzüchter.

(Aus der belletristischen Beilage zum „Rheinischen Herold.")

I.

„Also übermorgen! übermorgen!" — seufzte Rosa Maria, und zwei volle Thränenperlen drängten sich unter den langen, seidenen Augenwimpern hervor.

Das hübsche Mädchen verließ den Flügel, auf welchem sie bisher träumerisch phantasirt hatte, tupfte das Naß aus den Augen und trat anʼs Fenster.

„Und immer noch keine Antwort von Ludwig!" — flüsterte sie leise, — „was soll ich davon denken?" —

Haidenau ist eine prächtige Villa, eine halbe Stunde von dem kleinen Dorfe O. an der Landstraße, die nach M. führt.

Das Hauptgebäude steht mitten im Garten; westlich wird dieser begrenzt durch die Oekonomiegebäude, während er östlich durch eiserne Staketen umrandet und so von der Chaussée abgetrennt ist. In Mitten dieser zierlichen Einfassung befindet sich die Einfahrt.

Kaum waren die Lispelworte dem schönen Munde Rosa Mariaʼs entflohen, als sie einen eleganten Zweispänner gewahrte, der vor der Einfahrt stille hielt. Der Kutscher sprang vom Bock und öffnete den Schlag. Ein junger Mann, äußerst fashionable gekleidet, sprang heraus, wechselte einige Worte mit dem Rosselenker und schritt dann, ohne sich nach einem Diener umzusehen, gerade auf das Portal der Villa zu, dessen beide Seiten mit glasgedeckten Veranda's geziert sind. Um die schlanken Eisensäulen, die das durchsichtige Dach tragen, winden sich Geisblatt und wilde Rosen.

Der Fremde schien hier bekannt zu sein: er öffnete die Pforte und stieg die breiten, teppichbelegten Stufen hinan in den ersten Stock.

„Herein!" rief eine sanfte Weiberstimme auf sein leises Anpochen und — der Ankömmling stand vor Rosa Maria.

„Sie verzeihen, mein holdes Fräulein, daß ich unangemeldet eintrete; allein die Zeit drängt, auch sah ich keinen Diener."

„Mein Herr — —"

„Sie kennen mich nicht — darf ich bitten —" bei diesen Worten reichte er der Schönen einen Brief.

Digitized by Google

Zögernd streckte das Mädchen die Hand darnach aus. „Sie erlauben in Ihrer Gegenwart?“ fragte sie dann.

„Bereitwilligst,“ erwiderte der Fremde und trat einen Schritt zurück.

Rosa Maria ging an's Fenster und las leise für sich:

„Der Ueberbringer dieses, Baron von Essenz, ist mein intimster Freund, ihm darfst du ganz vertrauen. Verzage nicht, die Rettung naht! Noch heute fliegt in deine Arme dein treuer Ludwig.“ —

Purpurröthe überflog das schöne Antlitz der jugendlichen Leserin. Der Baron hatte sie näher betrachtet. Das hübsche Kind ist von mittlerer Größe, aber voll und kräftig, was ihrer schlanken Taille jedoch nicht im Geringsten Abbruch verursacht. Die langen Haarflechten, zierlich gewunden, sind mehr hellkastanienbraun, als blond; das dunkelblaue Auge von langen, seidenen Wimpern beschattet, blickt so intensiv, als sollte man dadurch in die Seele schauen. Der blendend weiße Teint, das zarte Incarnat der gerundeten Wangen, die frischrothen Lippen, die hin und wieder zwei blendend weiße Zähnereihen enthüllten — dies Alles vollendet ein Bild der Schönheit, der Anmuth, des Zaubees.

Rosa Maria nöthigte den galanten Liebesboten auf das Sopha und nahm ihm gegenüber auf einem Polsterstuhle Platz.

„Sie leben im Jahre der Wünsche, mein Fräulein,“ sagte der Baron.

„Wie verstehen Sie das, mein Herr?“

„Nun, Sie wissen ja, wie der Dichter sagt: mit Siebenzehn kommen die Träume, mit Achtzehn die Gedanken, mit Neunzehn die Wünsche.“

„Die Wünsche!“ — seufzte das schöne Kind. — „Was sind all' unsere Wünsche, wenn sie das Schicksal unbarmherzig zerstört? Wünsche sind Träme, die beim Erwachen in Nichts zerfließen.“

„Und doch kommt Ludwig heute noch an. Haben Sie so wenig Vertrauen zu dem Freunde?“

„Was wird er thun können? Der Wille eines alten Mannes ist stählern. Uebermorgen wird die Hochzeit sein.“

„Vielleicht morgen schon,“ bemerkte d-r Baron mit Schelmerei.

„Nein, nein, Baron!“ rief Rosa Maria heftig, „übermorgen, den 8., heute haben wir den 6.

„Ludwig wird alle ihre Wünsche krönen.“

„Der Pflegevater hat ihn eingeladen zur Hochzeit, das ist Alles. Was wird Ludwig machen können? Dem Alten abrathen? Das nützt so viel, als ob der Wind zu ihm spräche. Die drei gesetzlichen Aufgebote in der Kirche zu O. sind erfolgt, mein Schicksal ist entschieden.“

„Glauben Sie? — Wie, wenn Ihr Herr Pflegevater heute noch verreiste und erst in acht Tagen zurückkäme; könnte das nicht einen Strich durch seine Rechnung machen?“

„O, das wird er nicht,“ betheuerte die unglückliche Braut, „seit sechs Jahren ist er nicht aus dieser Villa gekommen. Alle Geschäfte, sie mögen Namen haben, wie sie wollen, werden durch seinen Notar besorgt.“

„Er ist ein leidenschaftlicher Fischzüchter, wie wir mein Freund mittheilte.“

„Den ganzen Tag über beschäftigen ihn seine Apparate,“ konstatirte Rosa Maria.

„Kann ich ihn jetzt wohl sprechen?“

Die Dame schritt an den runden Tisch, der mitten im Gemach stand, und läutete mit einer silbernen Klingel. Ein Bedienter trat ein.

„Muff,“ befahl Rosa Maria, „führe den Herrn Baron zu dem Herrn Commerzienrath.“ —

„Auf Wiedersehen, geehrtes Fräulein,“ sagte der Baron, ihr leichten Anstandes die Fingerspitzen küssend, und begab sich mit Muth durch den hintern Theil des Gartens nach den Oekonomie-Gebäuden.

II.

Der Commerzienrath Bechelar ist ein kleiner, untersetzter Mann und trotz der einundachtzig Jahre, die er bereits durchschritten, noch rüstig und munter. Ein schwarzes Sammtkäppchen bedeckt seines Hauptes hellen Mondschein. An den Schläfen dringen dünne, schneeweiße Haarbüschelchen hervor. Durch die goldene Brille blitzen ein Paar kleine, lebhafte Augen. Das Gesicht ist geröthet, glatt und fast ohne Runzeln. Man könnte ihn für einen Fünfziger halten. Ein schmutziger Schlafrock, dessen ursprüngliche Farbe schwer zu enträthseln ist, fällt herab auf die unförmlichen Filzschuhe, in welchen die Füße stecken; das Gemach, in welchem sich diese Person befindet, ist hell, hoch und geräumig, der Boden mit Steinplatten belegt und an den Wänden sowohl, als durch die Mitte sind Rinnen eingekerbt, durch welche beständig helles Wasser fließt. Fünf oder sechs Kachelapparate, größere und kleinere, behufs der künstlichen Fischzucht, stehen umher. Ein junger Bursche von 19 bis 20 Jahren unterstützt den Alten in seiner Arbeit. Dieser ist lebhaft und redeselig, miunter ein wenig ärgerlich und aufbrausend, aber gleich wieder besänftigt.

„He da, Seff, was machst du nun schon wieder!“ rief der alte Herr, indem er auf den Burschen zuschritt, der sich an einem Kachelapparat zu schaffen machte.

„Ho jo!“ schrie der Junge entgegen; „haben Sie nicht gesagt, ich soll die Eier, wenn sie trüblich weiß aussehen, unbarmherzig wegschmeißen, damit sie die andern nicht verderben?“

„Ganz recht, Hanswurst. Hab' ich Dir aber nicht auch gesagt, Du sollst mir mit der Hand nicht in die Kachel fahren, sondern ein kleines, federndes Zängelchen, eine Pincette nehmen und damit die kranken Eier ausmustern, he?“

Der Bursche murmelte etwas vor sich hin,

Digitized by Google

machte ein erzdummes Gesicht und griff nach dem bezeichneter Instrument.

„Nachher nimmst Du einen feinen Dachspinsel und streichst die Lachsfeier in Nro. 4, aber vorsichtig, befahl der Alte und fügte hinzu: „wenn's Wasser noch so hell ist, so hinterläßt es dennoch einen Bodensatz."

In diesem Augenblicke trat Muff mit dem Fremden ein und meldete: „Herr Baron v. Essenz."

Schnell, wie ein Kreisel, drehte sich der alte Herr um, entblößte sein ehrwürdiges Haupt und machte eine tiefe, wenn auch etwas linkische Verbeugung.

„Ach, Herr Baron" — sagte er, „was verschafft mir die Ehre?"

„Ich komme im Auftrage Ihres Herrn Neffen, Ludwig Bechelar, Doktor der Medizin."

„Na," machte der Greis, „was soll das bedeuten? Kommt er nicht zu meiner Hochzeit?" —

„Belieben Sie diesen Brief zu lesen," antwortetete der Gefragte, indem er denselben überreichte.

Der Alte hatte indeß sein Käppchen wieder aufgesetzt und sich in das Schreiben vertieft. Als er gelesen hatte, steckte er den Brief in die Seitentasche seines Schlafrockes und sagte:

„Da haben wir's! Halsstarrig, eigensinnig bis zum Excess. Gerade wie seine Mutter, Gott hab' sie selig! — Was will er mich da weiß machen — er könne keine Stunde abkommen, seiner Patienten wegen? Zum Henker! Hat er keine Collegen, die ihn 'mal ablösen? Nichts da, verstecketer Ingrimm ist's, Bosheit, Wuth, Neid, Eifersucht. Glauben Sie mir, Herr Baron, der Bursche hat selbst ein Auge auf das Mädel."

„Das kann ich ihm nicht verdenken," entgegnete der Baron lächelnd.

„Haben Sie sie gesehen?"

„Wenn es die Dame ist, die im ersten Stock am Fenster sitzt —"

„Ganz recht, das ist Rosa Maria, meine Braut."

„Sie ist reizend," versicherte der Baron.

„Reizend, gut, das ist sie; mir ist sie aber mehr. Und wer ist Schuld daran, wenn sie reizeud ist? Doch nur ich allein."

„Sie haben also dieses Juwel —"

„Abgerundet, geschliffen, polirt, faconirt, kurz, das Produkt ist mein Werk," unterbrach ihn der Alte.

„Macht Ihnen alle Ehre. Wie aber sind Sie zu diesem seltenen Schatz gelangt?"

„Auf eine sehr prosaische Weise," antwortete der Commerzienrath, „ich hatte Geschäfte in Magdeburg und wohnte einige Tage dort in einem der ersten Gasthöfe. Tags vor meiner Abreise, als ich auf mein Zimmer kam, fand ich eine wohlpetschirte Schachtel mit meiner Adresse auf dem Tisch.

Neugierig löse ich die Siegel, entferne die Bänder, öffne den Deckel und — ein allerliebstes kleines Mädchen lächelt mich an und streckt mir die Aermchen entgegen.

Blitz und Hagel! denk' ich, was wird deine Alte dazu sagen? — Kein Mensch wollte wissen, wie die Schachtel auf mein Zimmer gekommen sei. Ich konnte einfach die Bescheerung der Polizei übergeben, aber der arme Wurm dauerte mich, ein inliegender Zettel besagte, daß das Kind sieben Monate alt und auf die Namen Rosa Maria getauft sei. Ich legte das beginnende Menschenleben meiner Frau in den Schooß, die sechs Jahre später starb. Gott mache ihr die Erde leicht! Seit zwölf Jahren bin ich Wittwer."

— „Und wollen jetzt in Ihren alten Tagen noch einmal heirathen?"

„Warum denn nicht? — Bin ich nicht gesund und frisch, wie eine vierzigjährige Bachforelle? Oder glauben Sie, das Heirathen wäre nur für die Jungen erfunden? Und dann," fuhr der hoffnungsvolle Bräutigam fort, indem er seinen Gast etwas bei Seite zog, um von Muff und Seffe, die sich zusammengethan hatten, nicht verstanden zu werden; „dann muß ich Ihnen gestehen, Herr Baron, daß diese Verbindung eigentlich einen politischen Zweck hat."

(Fortsetzung folgt.)

Vom wannen kommt der Wind und wohin geht er?

So fragte man sich lange vergebens. Es schien, als sollte es nie gelingen, die luftigen Bahnen der luftigen Brüder, der Winde, zu entwirren. Schlau wußten sie über Woher und Wohin alle Nachforschungen zu vereiteln. Das Sprichwort: viele Hunde sind des Hasen Tod, hat sich aber selten so bewährt, wie bei ihnen. Man organisirte ihre Verfolgung. In jeder Stadt, im kleinsten Flecken über alle Welttheile zerstreut lagen ihre Verfolger, die Meteorologen, auf der Lauer. Das halb. Heute weht kein Lüftchen, von dem die Herren Windfänger nicht Geburtsort, Signalement und Reiseroute anzugeben wüßten.

Des alten Aeolus Herrschaft ist freilich damit zu Ende. Ihn, den Zeus zum Schaffner der Winde bestellte,

„jeglichen, wenn's ihm gefällt, zu besänftigen und zu erregen."

hat man als altersschwach bei Seite geschoben und sein Regiment haben gewissenhaftere Mächte übernommen.

Der Hauptrepräsentant dieses Regiments ist die Sonne. Respekt vor ihr. Ihre Kraft und Zuverlässigkeit ist schon auf anderen Gebieten genugsam erprobt. Sie, die den gewaltigen Strömungen im Meere ihre Richtung gibt, die Ebbe und Fluth in ihm erzeugen hilft und Millionen Centner Wasser daraus hoch in die Lüfte hebt, um sie als befruchtenden Regen auf Thier und Pflanze

Digitized by Google

wieder herabfallen zu lassen, ist auch die Urheberin aller Bewegungen der Luft, vom brüllenden Orkan, der ganze Ländersstrecken verwüstet, bis zum sanften Zephyr, dessen Säuseln den Saiten der Aeolsharfe Harmonieen entlockt.

Wie bewirkt sie nun diese Strömungen in der Luft, die wir Winde nennen? Kurz gesagt, durch die Erwärmung, oder richtiger, ungleiche Erwärmung der Erdoberfläche. Besucher der Seebäder haben Gelegenheit, zu beobachten, wie sich dadurch das Entstehen der Winde im Kleinen vollzieht. Hier im Besonderen geschieht es durch die ungleiche Erwärmung des Wassers und des festen Landes bei Tage und während der Nacht. Am Tage herrscht an den Meeresküsten der Seewind. Das feste Land nämlich und mit ihm die darüber befindliche Luft erwärmt sich an den Strahlen der Sonne schneller und stärker, als das Wasser des Meeres. Nach demselben Naturgesetz, das den mit verdünnter Luft gefüllten Ballon in die Wolken sich erheben läßt, steigt diese wärmere, leichtere Luft über dem Lande in die Höhe. In die entstandene Leere strömt die kältere vom Wasser her und erzeugt so einen Luftzug von der See zur Küste, den man eben Seewind nennt. Nachts findet das Umgekehrte des Vorgangs statt. Das Land kühlt sich durch lebhafteres Ausstrahlen der empfangenen Wärme schneller ab, als das Wasser, so daß die Temperatur der Luft über dem Lande unter die der Luft über dem Wasser sinkt. Die kältere Luft vom Lande her strömt also der See zu, während die Luft über dieser in die höheren Regionen sich erhebend nach dem Lande zu abfließt. Es herrscht der Landwind.

In jedem geheizten Zimmer, das an einen kalten Raum stößt, läßt sich Aehnliches beobachten. In den beschränkten Dimensionen, in welchen der Luftstrom hier auftritt, nennen wir ihn Zug. Man fahre längs der Kante der Thür, die aus dem geheizten in das ungeheizte Zimmer führt, mit einer Lichtflamme auf und ab. Nahe dem Fußboden wird sie nach innen, nahe der Decke nach außen abgelenkt werden. Umgekehrt wird's im anstoßenden kalten Raum sein. Oeffnet sich in der warmen Stube die nach dem Corridor führende Thür, so empfinden die Füße zunächst den unangenehmen Zugwind. Die Ventilation überfüllter erhitzter Räume geschieht durch Verbindung desselben mit kühleren mittelst Klappen. Aber nur Parquet und erster Rang in Theatern haben Theil an der Wohlthat derselben. Bei großen Feuersbrünsten erhebt sich, wie allgemein bekannt ist, ein Wind, der von allen Seiten der Brandstätte zuweht, selbst wenn ringsum in der Gegend vollkommene Windstille herrscht. Auch das ist aus dem bisher Gesagten erklärlich. Die Temperaturverschiedenheit nun, die in den angeführten Beispielen Luftströmungen erzeugte, wo tritt sie entschiedener hervor, als auf unserer Erdkugel zwischen der Gluth der Tropen und dem Eise der Polarländer? Eine gewaltige Doppelströmung erzeugt sich daher aus ihr, die sich über die Erde in ihrer ganzen Ausdehnung hinzieht; die eine von den Polen nach dem Aequator, die andere darüber hinweg vom Aequator nach den Polen: die Ventilation im großen Haushalt der Natur.

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

Folgendes Gaunerstückchen, welches am Tage vor Weihnachten einer Kleiderhandlung in Hörde gespielt wurde, erregt durch seine raffinirte Ausführung allgemeines Aufsehen, aber bei dem Kleiderhändler sicher keine Heiterkeit. Bei belebter Straße näherte sich ein Mann keck den außerhalb der Schaufenster aushängenden Kleidungsstücken, zog ohne großes Wählen einen Ueberzieher an und trat dann rasch in den Laden, aber nicht, wie der ihn beobachtende Nachbar glaubte, Zahlung zu leisten, sondern einige Kleinigkeiten zu kaufen, mit welchen er sich dann rasch entfernte. Als der Streich bemerkt wurde, war der Gauner über alle Berge.

Wie eigenthümlich auch die Verhältnisse in den Vereinigten Staaten sich gestalten mögen, ein Grundzug geht durch Alles hindurch; die höchst praktische, Zeit ersparende Art und Weise, wie man große und kleine Sachen anfaßt. Als Beispiel Folgendes: Beim Dessert eines Diners von 50 Personen macht die Wirthin des Hauses den unverheiratheten Damen und Herren den Vorschlag, auf einen Zettel zu schreiben, wen sie am liebsten zum Gatten, resp. zur Gattin sich wünschen. Niemand zaudert. Die Wirthin nimmt unter dem Versprechen der Diskretion die zugerollten Wahlzettel entgegen, prüft sie, und es findet sich, daß acht Paare von jungen Leuten sich gegenseitig verstanden haben, ohne jemals sich verständigt zu haben. Und gleich auf der Stelle werden die Verlobungen proklamirt. Fünf von den Paaren haben eingestanden, daß sie sich niemals getraut haben würden, auf andere Weise sich zu erklären, als auf diese scheinbar harmlose Art. Die andern Wahlzettel, welche nur von der Hausfrau gelesen worden waren, wurden vernichtet.

Bei dem großen Sturme, der am 27. Dez. in England wüthete, ward ein Gebäude in der Nähe von Rochdale, Lancashire, umgeweht, während etwa 400 Personen darin einem Nachmittagsgottesdienste beiwohnten. Ein plötzlicher Windstoß hob das ganze Dach auf, und Theile der Mauern fielen einwärts auf die Leute. Viele wurden ernstlich beschädigt, doch ist Niemand todt geblieben.

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 2. Donnerstag, den 7. Januar **1869.**

Der Fischzüchter.

(Fortsetzung.)

„Einen politischen Zweck!" — staunte der Baron.

„So ist's. Rosa Maria soll meine Universalerbin werden und um sie dazu zu berechtigen, mache ich sie vorher zu meiner Frau." —

„Und Ihr Neffe?" —

„O, was den betrifft, dafür soll gesorgt werden. Mein Neffe ist ein Einfaltspinsel, sonst würde er sich besser mit seinem Onkel benehmen. Sein Vater, mein Bruder, war ein armer Dorfgeistlicher. Er starb vor fünf und zwanzig Jahren und zwei Jahre nachher folgte ihm seine Frau; möge ihnen der Himmel gnädig sein! Sie hinterließen nur das einzige Kind, der Bube mochte damals sechs Jahre alt gewesen sein. Ich hatte ihn über die Taufe gehoben; bin damals noch ein junger, kräftiger Bursche gewesen, etwas über die Fünfzig, hatte aber schon meine Carriere gemacht. Mit siebenzehn Jahren war ich schon in Grönland auf dem Pelzhandel, später ging ich nach Amerika, nach England und überall war das Glück mir günstig. Ich ließ den Jungen studiren. Es ist wahr, er war fleißig und schlug gut an. Aber was hilft das, er ist ein Starrkopf und thut mir nie nach Willen. Ich hatte eine vortheilhafte, eine prächtige Parthie für ihn, er schlug sie aus, er wolle niemals heirathen, sagte er; was das für Dummheiten sind! — Na, ich werde ihn dereinst nicht vergessen, wenn er auch jetzt meiner Einladung nicht Folge leistet, ich werde ihn gut bedenken in meinem Testamente; aber Rosa Maria muß meine Universalerbin und daher meine Frau werden."

III.

Es war eine kleine Pause entstanden, die Muff benutzte, um zu fragen, ob der Herr Commerzienrath noch Etwas zu befehlen habe? —

„Du sollst nachher Karpfen schöpfen helfen, d'rum bleib' immerhin noch ein wenig hier," befahl der Greis.

„Sie beschäftigen sich mit der künstlichen Fischzucht?" fragte der Baron; „ich bin ein großer Liebhaber von dieser Industrie und besitze selbst eine reichhaltige Brutanstalt."

„Blitz und Hagel!" machte der Alte, „und das sagen Sie mir jetzt erst?"

„Ich züchte besonders alle Fische aus der Forellenfamilie; Huchen, Lachs, Bachforelle, Maränen und Gangfische, wohl auch die Aesche und den Karpfen."

„Hören Sie, Herr Baron, mit den Lachsen geht mir's schlecht. Da, seh'n Sie 'mal hier, nichts als Krüppel. Die Bälge hier gehen bereits in's vierte Jahr und sind elende Mißgeburten, wird nichts d'raus." —

„Kein Wunder. Wie ich sehe, haben Sie Coste's Kacheleinrichtungen; sie sind zwar nicht zu verwerfen, aber ich ziehe die Knoche'schen vor. Durch diese hier wird zwar Raum erspart, aber sie steh'n den Knoche'schen Apparaten nach, weil die tiefer liegenden Kacheln erst das Wasser erhalten, welches schon durch eine größere Menge von obern Kacheln gelaufen ist. Die erste Bedingung zur normalen Entwickelung der Brut ist reines, frisches Wasser, Luft und Wärme. Das Ei muß beständig so feucht erhalten werden, daß die äußere Eihaut straff gespannt und der Raum zwischen ihr und dem Dotter mit Wasser gefüllt ist. O, Sie sollten meine Bruteinrichtung sehen! ich habe sie ganz nach der Musteranstalt in Hüningen aufstellen lassen."

„Das ist interessant, Baron," erwiderte der alte Fischzüchter. „Möchte Ihr Institut wohl sehen."

„Auch habe ich die ganze Schweiz, die Vogesen, den Schwarzwald, Bayern und Oesterreich bereist, um mich überall an Ort und Stelle zu überzeugen, wie es die Züchter treiben. Nun, die Verfahrungsweise ist mitunter sehr verschieden, die Resultate sind aber meistentheils befriedigend; aber ich sage Ihnen, Herr Commerzienrath, es ist keine Einrichtung so vortrefflich, als die Hüninger."

„Sie machen mir den Mund wässerig, Baron; wie weit ist es bis auf Ihr Gut?"

„Mein Gott, zwei kleine Meilen von hier. Haben Sie sich in der nächsten Nachbarschaft noch nicht umgesehen? Kennen Sie das Gut Brauneck nicht?" fragte der Baron.

„Brauneck, Blitz und Hagel! Reden hört' ich davon. Das ist Ihr Gut?"

„Zu dienen; mein Name ist Essenz auf Brauneck," bestätigte der Gefragte. „Apropos," fuhr er fort, „wie halten Sie es mit dem Auestreichen der Fische? Haben Sie die gehörige Uebung bei der Operation?"

„Da, mein Tausendkünstler Seff rühmt sich dergleichen."

„So, Bursche, das ist recht; doch, laß sehen, ob's wahr ist. Allons, Leute, schöpft einige feiste Karpfenexemplare, es ist Juni und für diesen Fisch

Digitized by Google

die rechte Laichzeit. Sie erlauben, Herr Commerzienrath.“ Bei diesen Worten zog der Baron seinen Rock aus und hängte ihn an einen Nagel.

„Wo haben Sie das Gefäß, alter Herr?“ fragte er unbefangen, als ob er hier zu Hause wäre.

„Hier,“ antwortete der Gefragte und übergab dem Geschäftigen ein flaches Gefäß, in welches dieser etwas Wasser goß.

„Mehr Wasser nehmen Sie nicht?“ fragte der Alte.

„Nein, Verehrtester,“ erwiderte der Baron. „Zu viel Wasser verdünnt die Milch des Männchens zu sehr, die Saamenthierchen verlieren sich und kommen nicht durch die Mikrophe des Eies.“

Inzwischen waren die beiden dienstbaren Geister Seff und Muff mit Karpfen angekommen.

„Hier,“ sagte der Baron und reichte Muff einen Fisch, „nimm' Du das Weibchen, ich werde das Männchen nehmen. Nun fest am Kopf, bei den Kiemen gefaßt und mit der einen Hand unter leisem Druck abwärts gestrichen, aber hübsch über das Gefäß gehalten — halt, nicht zu tief, damit der Fisch das Wasser nicht schlagen kann. So, nun fangen wir an, wir werden zu gleicher Zeit operiren. — Sehen Sie, Herr Commerzienrath, das regnet Eier und Milch.“

„Sie operiren zu gleicher Zeit,“ bemerkte der Alte, „das ist sonderbar!“

„Wenn ich allein operire,“ entgegnete der Kundige, „so entleere ich zuerst das Männchen, das Weibchen zuletzt.“

„Wie?“ rief der Greis, das ist ja ganz wider das Naturgesetz. Das Weibchen legt doch die Eier zuerst.“

„Glauben Sie denn, mein Bester,“ ripostirte der Baron, „glauben Sie denn, die Natur habe von vorn herein Alles unbedingt gut und vollkommen gemacht?

Mit nichten; die Natur macht Versuche, wie jeder Intelligente. Freilich ist sie verschwenderisch mit ihrem Material. Wenn, wie es erwiesen ist, durch die natürliche Befruchtung ein Drittel der befruchtungsfähigen Eier, nicht befruchtet wird, so ist die Fruchtbarkeit der Fische ungeheuer. So kann ein Lachs 25,000, ein Hecht 100,000, eine Schleihe 70,000, ein Barsch 200,000, eine Quappe 100,000 Eier in einem Jahre liefern. Bei größeren Fischen steigert sich die Eierzahl in die Millionen. Wenn nun auch ein Theil der Befruchtung entgeht, so ist das nicht gefährlich, die Existenz der Art wird dennoch fortbestehen.“

„Sie sind ein Tausendsasa, Baron,“ sagte der Greis und schnalzte mit Finger und Daumen. „Zwei Meilen von hier liegt Ihr Gut?“

„So,“ machte der Baron, indem er seinen Fisch wieder zurück gab. „Jetzt das Ganze ein wenig mit der Hand umgerührt, um Eier und Milch vollständig mit einander in Berührung zu bringen, und nun lassen wir's eine Stunde lang ruhig stehen.“

Er wusch seine Hände und legte den Rock wieder an.

„Zwei Meilen von hier?“ fragte der Alte wiederholt.

„Zwei kleine Meilen von hier, Herr Commerzienrath; wenn es Ihnen Vergnügen macht, mein Wagen steht vor dem Thore.“

„Nun, nun,“ meinte der alte Fischzüchter, „nur keine Ueberstürzung! Jedenfalls sind Sie heute und übermorgen mein Gast. Nach der Hochzeit wollen wir sehen, was zu machen ist.“

„Leider kann ich diese gütige Einladung nicht annehmen,“ versicherte der Baron mit leisem Achselzucken. „Ich bin Attache bei der preußischen Gesandtschaft in Paris und muß übermorgen schon auf meinem Posten sein.“

„Blitz und Hagel!“ polterte der Alte; „das ist ärgerlich. Freilich, dann bleibt nichts anders übrig. Wie spät ist es jetzt?“

„Eilf Uhr durch,“ antwortete der Baron, nach seiner Taschenuhr sehend.

„Und zwei kleine Meilen? He, Muff, geh' in die Küche und bestelle bei der Köchin sechs weichgesottene Eier, kalten Braten, rohen Schinken, Butter und Käse. Wir werden ein frugales Frühstück einnehmen und sodann gleich fortfahren. Zu Rosa Maria sage, sie soll meinen Sonntagsstaat zurecht legen und eine Flasche Burgunder aus dem Keller holen.“

Muff beeilte sich, die ihm gewordenen Aufträge auszurichten.

„Ha, ha, ha!“ lachte der Alte, indem er sich vergnügt die Hände rieb. „Wird sich wundern, das Mädel, daß ich 'mal ausfahren will; ist mir lange nicht passirt.“

Und in der That, Rosa Maria war nicht wenig erstaunt, als sie vom Entschluß ihres greisen Pflegevaters unterrichtet wurde. Indeß schlug ihr Herz vor heimlicher Freude, denn sie vermuthete, und nicht mit Unrecht, irgend eine Intrigue.

Das Frühstück war bald eingenommen und während der Kutscher die Pferde fütterte, machte der Alte Toilette. Er sah recht stattlich aus, als er in den Wagen stieg. Der Baron nahm neben ihm Platz. Der Commerzienrath warf seiner schönen Pflegetochter noch Kußhändchen zu, diese nickte ihm freundlich mit dem Lockenköpfchen entgegen und fort ging's auf der Straße nach M. zu.

IV.

Der sorglose Commerzienrath hatte bei der Abfahrt nicht bemerkt, daß das liebliche Köpfchen seines Pflegekindes sich verstohlen mehr nach der linken Seite drehte, als nach ihm; ebensowenig sah er die grüßende Handbewegung, die der Baron aus dem Wagen machte, indem er sich mit dem Oberkörper über den Schlag beugte und rückwärts blickte. Wäre er weniger harmlos gewesen, so konnte er auf einen Blick, den er rückwärts sandte, wahrnehmen, wie ein schmucker Reiter auf schäu-

Digitized by Google

mendem Roß in fliegendem Galopp nach der Villa stürmte. Der Reiter sprengte durch den Thorweg hinein in den Garten, vor dem Portale sprang er ab und rief mit Stentorstimme: „Muff! Seff! Strang! Schlingel, wo seid Ihr?"

Strang, der Stallknecht, war der Erste, der herbeisprang. „Hier, Herr Doktor!" sagte er mit Unterwürfigkeit.

Der Reiter warf ihm die Zügel zu und befahl: „Führe den Rappen in den Stall, wirf ihm eine Decke über, wenn er sich verschnauft hat, dann gib ihm Hafer und Heu, so viel er fressen mag. Fort!" Er gab dem Pferd mit flacher Hand einen Klatsch auf den Bug und mit drei Schritten hatte er den ersten Steck erreicht. Rosa Maria riß die Flügelthüre auf und — zwei liebende Herzen schlugen an einander. Wenn es wirklich Engel im Himmel gibt, so müssen sie bei diesem Anblick einen Jubel-Hymnus angestimmt haben, denn ein schöneres Pärchen als diese beiden Menschenblumen läßt sich kaum denken. Einen Augenblick schienen sie geistesabwesend, oder ganz durchgeistigt, denn Keines fühlte etwas von seinem körperlichen Theil.

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedener Schmerz.

Als einst dem jungen Weibe der Tod die Mutter nahm,
Da wollt' ihr Herz fast brechen vor Schmerz u. bitt'rem Gram.
Die Welt schien ihr so öde, die Brust war schwer und bang
Sie weinte viele Tage, sie weinte mondenlang.

Doch milde Tröstung tragen die Zeiten in dem Schooß,
Sie lindern heiße Schmerzen und Leiden noch so groß.
In Seufzern und in Thränen ging ihr ein Jahr vorbei,
Da lächelt sie dem Gatten, dem Kinde sanft auf's Neu'!

Da heischt' der Tod den Liebling, das eing'ge holde Kind.
O, seht, wie jetzo wieder die heiße Thräne rinnt!
Ein Jahr hat sie betrauert die Mutter schwer und bang,
Das Kind wird sie beweinen ihr ganzes Leben lang.

Von wannen kommt der Wind und wohin geht er?

(Fortsetzung.)

Die heiße Luft der Aequatorialländer, senkrecht in die Höhe steigend, ergießt sich hoch oben nach beiden Polen hin und mildert, nach höheren Breiten gelangend, das strenge Klima derselben, während die kalte Luft der Polarländer in machtvollem Strome in die entstandene Leere stürzt, um in die erstickende Gluthatmosphäre Kühlung zu schaffen. Die wesentliche Tendenz der Unterströmung, die sich begreiflicher Weise am meisten für uns bemerkbar macht, ist eine südliche im Norden, auf der südlichen Halbkugel eine nördliche, und es scheint darnach, als gebe es im Norden nur Nord- im Süden nur Südwind. Eine merkliche Ablenkung von dieser Richtung erfährt die Strömung durch die Axendrehung der Erde. Immer schneller und schneller wird, je näher dem Aequator, die Geschwindigkeit, mit der sich die Erdmassen von Westen nach Osten um sich selbst drehen. Der von den Polen herankommende Luftzug wird also immer weiter westwärts von dem Punkte abkommen, auf den er ursprünglich gerichtet war, und immer mehr von Osten her sich zu ergießen scheinen, je näher er dem Aequator kommt. Der ursprüngliche Nord unserer nördlichen Halbkugel verwandelt sich daher allmälig in Nord-Nord-Ost, Nord-Ost, Ost-Nord-Ost, bis er endlich nahe den Tropen ein direkter Ostwind wird. Wundern wir uns nun nicht mehr, wenn der Nord-Ost in Deutschland kältere Tage bringt, als der Nordwind selbst. Nicht dieser, sondern jener ist es, durch den die Eisluft des Nordpols in Wahrheit uns zugeführt wird. In vollster Deutlichkeit zeigen sich diese unteren Strömungen von den Polen her in den Passatwinden, die das ganze Jahr hindurch zu beiden Seiten des Aequators wehen. Auf den großen Gewässern, dem großen und stillen Ocean, herrschen sie in ihrer Regelmäßigkeit, ohne die Richtung zu verändern, so daß die Entdecker Amerika's auf ihrer ersten Fahrt dahin über die Stetigkeit erschracken, mit der sie dem Südwest zugetrieben wurden, und die ihnen die Rückkehr unmöglich zu machen schien. Den stillen Ocean nannten die Seeleute „Damenmeer", weil hier bei der unveränderten Windesrichtung selbst Frauen das Steuer zu führen und Matrosendienste zu verrichten vermöchten. Die beiden Passate im Norden und Süden sind durch einen Gürtel von einander getrennt, der zu beiden Seiten des Aequators sich hinzieht; die Region der Windstillen oder Calmen. Lassen wir uns aber nicht durch den Namen täuschen. In dieser Region der Windstillen geht es oft sehr stürmisch her. Wenn die entgegengesetzten Strömungen der von den Polen her dringenden Luft den senkrecht aufsteigenden heißen Strom durchbrechen und mit ihm und den nach den Polen hin abfließenden in Kampf gerathen, so erheben sich Wirbelwinde und Stürme, von deren Gewalt und Großartigkeit nur der ein Bild gewinnen kann, der sie erlebt hat.

Im Allgemeinen sind dies die Grundzüge, nach denen sich die großen Bewegungen in der Luft vollziehen. Sie erfahren aber wesentliche Modifikationen durch Faktoren, die außer den erwähnten noch von Einfluß auf die Richtung der Ströme sind. Die fortwährend wechselnde Stellung der Erde zur Sonne, die bald dem einen, bald dem andern Orte, bald schräger, bald senkrechter ihre Strahlen zusendet, die Vertheilung und Gruppirung von Land und Wasser auf der Oberfläche der Erde, die Gestaltung der Küsten, die Beschaffenheit des Erdbodens selbst üben gleichfalls bedeutenden Einfluß auf die Bewegung der Luftmassen. Schon in der durch Beständigkeit ausgezeichneten

Digitized by Google

Aequatorialzone werden die großen Strömungen dadurch alterirt. Die Region der Windstillen rückt höher oder tiefer nach Norden, je nach dem höheren oder tieferen Stand der Sonne im Sommer und im Winter. Die Passate des indischen Oceans verwandeln sich unter dem Einflusse der langgestreckten Küsten Afrikas und Indiens in die periodisch wechselnden Mousson (Seewinde). Die gewaltigen Ländermassen Asiens lenken sogar zeitweise den gesammten Luftzusammenfluß vom Aequator nach den erhitzten Flächen Dekans. Erst im Winter, wenn auf den Küsten Afrikas wieder die höchste Hitze lastet und ihnen der glühende Luftstrom entsteigt, kehrt die Strombewegung sich wieder nach den äquatorialen Gegenden.

(Schluß folgt.)

Verschiedenes.

Eine Bettlerin als Mutter einer Königin. Während der Unruhen unter der Regierung Karl's I. von England begab sich die Tochter eines Bauers, der in jenen Wirren Gut und Leben verloren, als Bettlerin nach London, um dort als Magd sich zu verdingen. Sie war 16 Jahre alt, aber bei aller Schönheit, die selbst von den Lumpen ihrer Kleidung nicht verhüllt werden konnte, unwissend, unerfahren in jener weiblichen Fertigkeit, nur grobe Feldarbeiten hatte sie bei den Eltern verrichtet. Eine gleichfalls arme, aber gutmüthige Wittwe, hatte der Waise ein Obdach gewährt, in deren Nähe ein Brauer wohnte, der sich zuweilen dieses arbeitsamen Mädchen bei der Zusendung von Porterbier an seine Kunden bediente. Ihre außerordentliche Pünktlichkeit veranlaßte ihn, sie als Stubenmädchen in seine Dienste zu nehmen, wodurch es ihr möglich wurde, mehr an sich und ihre Kleider zu wenden, so daß bald die Blicke der Männer von dieser liebreizenden Erscheinung angezogen wurden. Auch ihr Brodherr, zwar schon ein bejahrter Wittwer, doch noch rüstig und lebensmunter, machte die Bemerkung, daß Jenny ein sehr liebenswürdiges Mädchen sei. Da er kinderlos war, also ganz unabhängig handeln konnte, erwählte er sie zu seiner Gattin. Er hatte den Schritt nicht zu bereuen; seine Frau that Alles, um ihm das Leben angenehm zu machen. Drei Jahre darauf starb der Brauer und hinterließ sein großes Vermögen der kinderlosen Gattin. Diese war nun im Stande, das Geschäft des Verstorbenen fortzusetzen, bei dem sich viele Schwierigkeiten wegen der Antretung der Erbschaft in den Weg stellten, so daß sie des Beistandes eines Rechtsgelehrten bedurfte. Sie erwählte den berühmten Sachwalter Hyde, welcher auch das Testament aufgesetzt hatte, durch welches sie in eine ganz unabhängige Lage versetzt worden war. Hyde fand theils die Tugenden und Reize des jungen schönen Weibes, theils auch das enorme Vermögen so sehr nach seinem Geschmack, daß er bald mit einem Heirathsantrage hervortrat. Sie willigte ein; Hyde stieg von Stufe zu Stufe und beschloß seine Laufbahn als Lord Clarenden. Aus Leider Ehe war eine Tochter entsprossen, welche die Gemahlin König Jakob I. von England, und als solche die Mutter zweier Königinnen, Maria und Anna, wurde.

Vor einigen Tagen fuhr ein Streifwagen mit Oelfässern beladen eben aus dem Staatsbahnhofe in Prag heraus, als beim raschen Umlenken eines der Fässer vom Wagen herunterkollerte, durch den Fall zerborst und seinen flüssigen Inhalt alsbald rings auf das Pflaster ergeß. Doch blieb ein merkwürdiger fester Bodensatz zurück in Gestalt einer wohlverlötheten Blechbüchse, welche, da der Inhalt der Fässer als Oel deklarirt gewesen war, die Aufmerksamkeit der Finanzwach-Organe erregte, und bei näherer Untersuchung ergab sich, daß diese Blechbüchse mit feinen französischen Seidenfoulards vollgepackt war, die nun natürlich nach dieser Selbstdenunciation zurückbehalten wurden.

Aus Vesprim wird dem Pesther Lloyd geschrieben: „In einem Dorfe des Devecser Bezirkes wurde eine Buda entwendet. Der Verdacht fiel auf ein armes Bauernmädchen. Der dortige Stuhlrichter B. nahm das Mädchen in's Verhör; sie gestand nicht. Er ließ ihr die Hände auf den Rücken binden und sie auf diese Weise prügeln; sie gestand nicht. Er ließ sie bei den Haaren in die Höhe heben und auf die Erde fallen; sie gestand nicht. Das Mädchen verfiel vor Angst und Peinigung in eine gefährliche Krankheit, und am Ende stellte es sich heraus, daß die Arme ganz unschuldig war. Diese haarsträubende Prozedur bildete nun den Gegenstand einer aufgeregten Comitats-Ausschußsitzung, in welcher die Unmenschlichkeit dieses unkonstitutionellen Verfahrens verdammt und der Beschluß gefaßt wurde, den betreffenden Stuhlrichter nicht nur von seinem Amte zu entheben und in Anklagestand zu versetzen, sondern denselben für immer von der Begleitung eines Amtes auszuschließen."

Charade.

Manch braver Mann heißt wohl auf Erden,
Was meine erste Sylbe spricht,
Ein braver Mann braucht's nicht zu werden,
Doch zier't's der Jungfrau Angesicht.

Manch braver Mann heißt wie die zweite,
Und wer es ist, sei's mit Geschick,
Das Element, das ihm zur Seite,
Legt nächtlich Dunkel um den Blick,

Das Ganze, das mit rühr'gen Händen
Für Kirche, Küche, Stall und Haus
Uns schaffet hundertfält'ge Spenden,
Es hält bei Gluth und Wasser aus.

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 3. Sonntag, den 10. Januar **1869.**

Der Fischzüchter.

(Fortsetzung.)

Rosa Maria erholte sich zuerst von ihrem Taumel. „Er ist fort!" lispelte sie, indem sie sich aus den Armen des Geliebten wand.

„Fort," bestätigte Bechelar, der Neffe des Commerzienrathes.

„Du handelst im Complott mit dem Baron von Essenz, das begreife ich; aber ich kann die Intrigue nicht durchschauen. Dieser Baron ist ein Hexenmeister; seit sechs Jahren hat der Alte den Garten nicht verlassen, trotz allen Bitten und Zureden seiner Freunde und Bekannten. Diesem Manne gelingt es in einer halben Stunde, den eingerosteten Gewohnheitsmenschen mobil zu machen. Du hast einen guten Affiliirten; der Mensch ist ein Hexenmeister."

„Klugheit ist keine Hexerei," entgegnete der junge Mann. „Der Onkel wird uns, hoff' ich, einige Tage nicht geniren."

„Wo wollt ihr ihn hinbringen? Es wird dem alten Mann doch kein Leid widerfahren?" fragte das schöne Mädchen zitternd.

„Wo denkst Du hin, Ros'maria!" betonte der Geliebte; „er wird gut aufgehoben sein, bis Alles vorüber ist."

„Ach Ludwig, wie bin ich so unglücklich! Ich kann — kann diesen alten Mann nicht heirathen!"

„Da sei Gott vor."

„Höre, Ludwig, wenn Du mich wirklich lieb hast — und ich kann daran nicht zweifeln — so bringe mich weg von hier; Du hast ausgedehnte Bekanntschaften, bringe mich in einer anständigen Familie unter, als Gouvernante, oder an einem weiblichen Institut als Lehrerin. Du weißt ja, ich kann Unterricht geben in der Musik, im Gesang, im Zeichnen, in den neueren Sprachen — aber weit, weit von hier, in einer großen Stadt, in London, Paris, Berlin oder Wien, damit er meine Spur verliert. Gott verzeihe mir meine Sünde! Ich weiß wohl, daß ich undankbar gegen den alten Herrn handle; denn, was ich bin, was ich habe, verdanke ich ihm; aber das Opfer ist zu groß, welches er verlangt. Rette, rette mich!" — Ein heller Thränenstrom ergoß sich über die sanft gerötheten Wangen und der Kopf der Weinenden ruhte an der Brust des Geliebten.

„Närrchen," tröstete der junge Mann, indem er das Köpfchen der Holden aufrichtete und mit seinem seidenen Foulard die Thränen von den Wangen tupfte; „Närrchen, weshalb bin ich denn da? Glaubst Du, ich wollte mit Dir und dem Alten nur Comödie spielen? Nein, Du sollst gerettet werden, gründlich gerettet, und sollst glücklich sein, bis an's Ende Deiner Tage. Es ist eine Ratte, die sich der alte Fischmensch in den Kopf gesetzt hat, die muß ihm ausgetrieben werden, es ist eine Krankheit, von der er geheilt werden muß, na, ich bin Arzt; gib Acht, er ist kurirt, ehe drei Tage vergehen. Apropos, weißt Du nicht, wo der Onkel die Papiere verwahrt, die auf diese unglückselige Heirath Bezug haben?"

„Gewiß," antwortete die Gefragte, „in seinem Schreibpult, ich habe den Schlüssel dazu. Willst Du die Papiere sehen?"

„Allerdings — und das so schnell als möglich, wenn ich Dich bitten darf."

„So entschuldige einen Augenblick!" Leicht wie eine Sylphide, verschwand das schöne Kind im Seitengemach.

Dr. Bechelar ging mit gemessenen Schritten auf und nieder.

Dieser Arzt ist ein schöner Mann. Untadelhaften Wuchses, hoch und schlank, jedoch breitschulterig und stark, verräth sein Aeußeres die Männerkraft, durch keine Ausschweifung, durch keine Leidenschaft gebeugt. Das beinahe schwarze Haupthaar und der dunkelkastanienbraune, schön gekräuselte Backenbart rahmen ein ausdruckvolles Gesicht ein, dessen Linien den Regeln der männlichen Schönheit entsprechen. Der Teint ist etwas sonngebräunt, aber gerade diese Farbe erhöht die Energie, die aus den dunkelbraunen Augen strahlt. Uebrigens hat diese Energie nicht den Ausdruck roher Derbheit, grober Rücksichtslosigkeit; sondern sie ist gemildert durch einen weichen Anflug von Sanftmuth, durch ein träumerisches Wesen, das wie ein poetischer Hauch über den Charakter der Totalerscheinung ausgegossen ist.

Rosa Maria kam mit einem Kästchen aus Mahagoni aus dem Nebenzimmer zurück und stellte es auf den Tisch. „Hier," sagte sie, „sind alle Papiere. Ich habe sie — leider, thränenden Auges, mehr als einmal durchmustert. Es ist Alles in der verzweifelsten Ordnung.

Ludwig durchsah die Papiere. „Ha," rief er plötzlich, „dies hier ist die Hauptsache, darnach hat der Kaplan verlangt." Bei diesen Worten zog er ein Rasirmesser aus der Tasche und fing an, an einer gewissen Stelle zu schaben. „Sieh her,"

Digitized by Google

sagte er sodann zu der Geliebten, „wie heißt das?"

Rosa Maria las: „31 Jahre alt."

„Ich mache mich zwar da nun 3 Jahre älter, als ich wirklich bin; denn ich wandle noch im Achtundzwanzigsten. Doch, das hat nichts zu bedeuten. Siehst Du, mein Kind, so macht man aus 81 31; mit einer kleinen Rasur ist das gethan und ist nicht die geringste Nachhilfe mit Tinte nöthig. Da mögen nun alle Schreibminister der ganzen Welt kommen, sie werden kein Falsum entdecken."

„Ich begreife dich nicht, lieber Ludwig —"

„Nun, höre mich an, aber aufmerksam und andächtig, als ob Du in der Kirche vor dem Prediger stündest.

Du sagiest vorhin, Du vermögest nicht die Intrigue zu durchschauen; ich werde den Riegel vor dem Geheimnisse hinweg schieben. — Ich komme so eben aus dem Kirchsprengel O., wohin Haidenau gehört. Vorgestern wurde der alte Pfarrer begraben. Gestern zog der Pfarrverweser auf, ein junger Kaplan, dem in der Gemeinde Alles neu ist. Ich begab mich zu ihm, stellte mich als Ludwig Bechelar von Haidenau vor, natürlich als Bräutigam der liebenswürdigen Rosa Maria."

„Himmel!" unterbrach das erschrockene Mädchen.

„Nur weiter. Ich sagte, daß der alte Herr, sein Vorgänger, uns bereits dreimal aufgeboten hätte und daß die Copulation auf übermorgen wäre: Da mich jedoch dringende Geschäfte schon morgen in's Ausland riefen, so wünschte ich diesen heiligen Akt zu beschleunigen und bäte ihn daher, uns heute Nachmittag um 5 Uhr im Pfarrhofe ganz im Stillen zu copuliren, da ich kein Freund von Aufsehen wäre und meine junge Frau morgen mit auf die Reise nehmen wolle. — Der junge Geistliche schlug nach im Kirchenbuche, stutzte ein wenig und sagte dann: allerdings steht hier verzeichnet, Ludwig Bechelar von Haidenau — aber 81 Jahre alt! Mein Himmel, erwiderte ich darauf, das ist offenbar ein Schreibfehler, es soll heißen 31 Jahre; na, Ihr Herr Vorgänger war alt, schwach und hinfällig; man kann es dem guten Manne nicht verargen, wenn er in seinen letzten Tagen noch solche Schnitzer gemacht hat. Der Küster war just zugegen und bestätigte, daß bei dem alten Herrn öfters solche Schnacken vorgekommen seien. Das kann man sich doch denken, fügte er hinzu, daß ein alter Mann von 81 Jahren nicht ein Fräulein von Neunzehn zu heirathen begehrt, ein solcher Greis wäre ja reif zum Tollhaus. Der Pfarrverweser lachte, ich lachte, der Küster lachte; zwei Louisd'or, die ich dem Ersten, einen, den ich dem Andern in die Hände drückte, waren nicht dazu geeignet, den Humor der Kirche abzuschwächen; der Kaplan befahl mir, den Copulationsschein mitzubringen, den sein zerstreuter Vorgänger noch ausgestellt hatte — hier ist er — und um fünf Uhr heute Nachmittag werden wir ein Paar sein. Durchschaust Du nun die Intrigue?"

„Das ist aber Betrug an dem Pflegevater!" jammerte Rosa Maria.

„Willst Du lieber betrogen werden, als betrügen?" fragte Ludwig und fügte hinzu: „Beruhige Dich, die Sünden dieses Betruges nehme ich auf mich; Du bist hier mehr passiv als aktiv; schieb nur alle Schuld auf mich, meine Schultern sind breit und ich werde unter dem Druck dieser Sündenlast nicht zusammenbrechen. Schmücke Dich, mein Bräutchen, einfach, aber geschmackvoll und vergiß das Myrthenkränzchen nicht, es wird Dich allerliebst kleiden. Ich reite zurück in die Stadt und präcis 5 Uhr bin ich mit dem Hochzeitswagen hier. Zwei Brautjungfern werde ich mitbringen. Sei außer Sorgen, mein Schatz," tröstete der schmucke Bräutigam, indem er die Braut auf die Stirne küßte, „nach einigen Stunden bin ich wieder bei Dir."

Und hinter ihm flog die Thüre zu. — Auf der Stiege begegnete ihm Muff. „Geschwind," sagte er zu dem Diener, „rufe mir unten in die Halle die Gesammtdienerschaft und alles Gesinde auf Haidenau zusammen, sie sollen sich sputen, daß sie erscheinen und meine Befehle vernehmen. Strang soll den Rappen vorführen, schnell!"

Wie der Blitz stob Muff von dannen, und noch waren keine fünf Minuten verstrichen, als die Halle wimmelte von Bediensteten und Gesinde. Der Doktor trat unter sie und sagte: „Kinder, im Auftrage meines Onkels, Eures Herrn: es gibt heute ein großes Fest. Baut vorn an den Eingang eine Triumphpforte, windet Kränze, bindet Bouquets, bestreut die Wege des Gartens mit Blumen, Gras und grünen Reisern, plündert den Wald, die Rabatten, was grün und bunt ist und duftet, das bringet herbei. Und Sie, Jungfer Köchin, bereite ein Mahl, wie es aus einer Hofküche hervorgeht, ein Hochzeitsmahl, verstanden? — Hier, vorläufig für Eure Mühe, Besseres kommt nach: um 5 Uhr muß Alles fertig sein!" Er hatte einige Goldstücke auf den Pfeilertisch geworfen und gesagt: „theilt Euch brüderlich darein!"

Strang hielt den Rappen, der lustig wieherte, der Doktor schwang sich in den Sattel, einen Blick ließ er noch gleiten nach den Fenstern des ersten Stocks — und fort ging's in sausendem Galopp.

V.

Hui! Wie flogen die dienstbaren Geister auseinander! Einige fuhren in den nahen Wald, um grünes Gezweige und Blätterwerk zu holen, die Andern schnitten Blumen und duftende Kräuter im Garten, so daß er bald seines ganzes Schmuckes beraubt war. Die Köchin mit ihren zwei Gehülfinnen würgte unter den Tauben, Hühnern und Fischen nach Herzenslust. Bald loderte unter dem Kunstherd eine Flamme, als sollten ganze Ochsen

Digitized by Google

geschmort werden. Auch kam Succurs von den benachbarten Höfen, junge Bursche und Mädchen, die Kränze winden, Sträuße binden halfen. Ueberall sah man frohe Gesichter, hörte man singen, pfeifen, johlen, lachen und scherzen. Wie auf einen Zauberschlag hatte der sonst patriarchalischen Stille das regste Treiben Platz gemacht; Enten und Gänse schnatterten, die Kettenhunde heulten, ob aus Freude oder Aufregung, das muß dahin gestellt bleiben; kurz, der Geist des Lebens war in die Seele der Langeweile gefahren.

„Wenn der alte Herr diesen Spektakel sähe," sagte Seff zu Muff, „was würde er sagen?"

„Darüber hab' ich so meine eigenen Gedanken," entgegnete Muff. „Die ganze Begebenheit kommt mir ein wenig kurios vor. Ist doch heute früh, als der Fremde da war, der die Fische so gut streichen kann, kein Sterbenswörtchen zwischen dem Alten und ihm gewechselt worden, was Bezug gehabt hatte auf diesen Trubel."

„Oho," sagte Seff, „hast Du nicht bemerkt, wie der Commerzierath den Baron 'mal bei Seite nahm und leise mit ihm wisperte? Na, da werden sie sich schon verabredet haben."

„Meinst Du? — Uebrigens hab' ich immer gehört, der Alte wolle das Fräulein heirathen, und nun —"

„Pah, Narrenpossen! Solche reiche Leute haben immer dergleichen Schrillen im Kopfe. Wo wird denn ein Mann von ein und achtzig Jahren — —"

„Seff, Seff!" schrie die Stimme der Köchin, „komm' hierher, Du mußt mir noch ein Paar Karpfen aus dem Teiche schöpfen."

Seff gehorchte der befehlenden Stimme und somit hatte die Unterredung mit Muff ein Ende.

(Fortsetzung folgt.)

Von wannen kommt der Wind und wohin geht er?

(Schluß.)

Höchst verwickelter Natur sind nun gar die Windverhältnisse der gemäßigten Zone, denn hier spielt auch die obere Strömung der Luft vom Aequator her eine wichtige Rolle. Auf ihrem Wege durch die kälteren Gegenden kühlt sie sich immer mehr und mehr ab, senkt sich, schwerer werdend, tiefer und tiefer herab, bis sie endlich in den höheren Breiten nicht über, sondern neben der von den Polen her kommenden, hingeht und in Zusammenstoß mit ihr geräth. In dem sich entspinnenden Kampfe verdrängt ein Luftstrom den anderen, weicht ihm nach oben, unten oder zur Seite aus, so daß beide über-, unter- und nebeneinander hinfließen und zwischen einander wirbelartig sich drehende Winde erzeugen. Daß neben einer unteren auch noch immer eine entgegengesetzte Strömung darüber besteht, wissen Luftschiffer am besten. Ihnen dienen diese entgegengesetzten Windesrichtungen dazu, den Mangel der Steuerung an ihren Luftschiffen zu ersetzen. Noch evidentere Beweise hat man aus dem Zuge leichter Aschen geschöpft, die vulkanische Kräfte in die höchsten Regionen schleuderten, wo sie von dem oberen Strome erfaßt und nach entfernten Gegenden geführt wurden. Die merkwürdigste der beobachteten Erscheinungen fand bei dem Ausbruch des Cosoguina, der die Landenge von Mittelamerika durch ein Erdbeben erschütterte, statt. Die ausgeworfene Asche fiel, der herrschenden Richtung des Passates entzogen, in Kingston auf Jamaica, 800 engl. Meilen davon entfernt, nieder.

Die Stelle auf der nördlichen Hemisphäre, wo dieser obere Aequatorialstrom zuerst auf den unteren geräth, ist Mitteleuropa, namentlich Deutschland. Kein Land ist darum in Bezug auf Witterungsverhältnisse so schlimm daran, wie dieses; seine weiterwendische Lage ist sprichwörtlich. Wie es seit der neuen Zeitrechnung bis auf den heutigen Tag der Tummelplatz aller kriegführenden Nationen Europa's war, so ist es seit undenklicher Zeit der Schauplatz der Kämpfe jener beiden Luftströmungen. Mit welcher Erbitterung dieselben sich bekriegen, zeigt die Windfahne, die oftmals an einem Tage alle Strahlen der Windrose durchläuft. Die gewaltige Alpenmauer im Süden, von welcher man sich einigen Schutz vor dem eindringenden Fremdling des Südens versehen könnte, verschlimmert unser wenig beneidenswerthes Klima noch, indem sie diesen Schutz uns ganz zur Unzeit angedeihen läßt. Im Frühling, wo ein milder, feuchter Südwest am nöthigsten wäre, weht hartnäckig Nordost. Warum? Weil die Alpen mit ihren gewaltigen, hoch in die oberen Regionen hineinragenden Gebirgszügen den warmen Strom vom Aequator her, der um diese Jahreszeit ziemlich tief geht, aufhalten, ihn aufstauen und dadurch die uns zugedachten Wassermassen Italien und Frankreich zuwenden. Erst im Juni, wenn wir im Begriff sind, die Bäder zu besuchen, kann der Aequatorialstrom, da die Region der Windstillen jetzt nördlicher gerückt ist und derselbe darum noch nicht so tief gesunken ist, über die hemmenden Spitzen der Alpen hinweg und, sich auf Deutschland herabsenkend, ergießt er eine solche Wasserfluth über uns, daß die ersehnte Badereise buchstäblich zu Wasser wird. Erst der Herbst bringt schöne gleichmäßige Witterung. Der Mai ist der Monat der Dichter, man wird aber dem Touristen es nicht ausreden, daß sich's im September am angenehmsten reist.

Eine für alle Zeiten giltige Regel über die Winde und damit zusammenhängende Witterungsverhältnisse aufzustellen, ist für die gemäßigte Zone eine schwierige Sache und noch keineswegs gelungen. Im Besonderen sind die Ursachen der bedeutenden Abweichungen, welche die aufeinander folgenden Jahre bringen, noch lange nicht genügend erforscht. Die Meteorologie ist aber noch eine sehr junge

Digitized by Google

Wissenschaft und kann auf ihre bisherigen Erfolge stolz sein. Eine festere Grundlage für dieselbe hat sich erst gebildet mit Begründung des meteorologischen Instituts durch Professor Dove in Berlin, das mit nahe an hundert meteorologischen Stationen in Verbindung getreten und der Centralpunkt eines über ganz Deutschland gezogenen Netzes geworden ist. Daß wir dermaleinst mit Hilfe desselben noch zu einem, wenn auch nicht hundertjährigen Wetterkalender gelangen, ist nicht so unwahrscheinlich. Thatsache ist, daß schon seit geraumer Zeit in den verschiedenen Seestädten und Häfen der Ostsee Signalstationen bestehen, welche, mit dem meteorologischen Institut in Berlin in Verbindung, auf Beobachtungen desselben hin die Schiffer durch Signale vor einem nahe bevorstehenden Sturme warnen, so daß diese Zeit gewinnen, vor Ausbruch desselben den schützenden Hafen zu erreichen. (Bazar.)

Verschiedenes.

Eine gewichtige Person. In dem Schlosse zu Ansbach befindet sich ein Gemälde, dessen Rückseite folgende Aufschrift enthält: „Der durchlauchtigste Fürst und Herr, Herr Georg Friedrich, Markgraff zu Brandenburg, ist am Osterdienstag den 20. April 1603 in Gott hochselig verschieden. Seine Läber hat gewogen 5 Pfunt, die Lunge 4 und das Herz 1½ Pfunt; der Magen ist zwo Spanne lang gewesen und hat 6 Maaß gehalten. Der ganze Leib wog 4 Centner und ist 7 Schuh lang gewessen."

Als ein Menageriebesitzer in Berlin bei der Fütterung in den Käfig der Hyäne ging und ihre Zahmheit dem Publikum zeigte, rief ein Schusterjunge: „Das ist Alles nichts! Aber wenn meine Meisterin in dem Käfig wäre, so würde er sich wohl hüten, hinein zu gehen."

Ein Ueberschwemmungsbild. Man liest im „Bündner Tagblatt": „Nirgends anderswo hat der Rhein lebendigere und zugleich unschuldigere Denkmäler an sein Hochwasser in den verflossenen Septembertagen errichtet, als in der Viamala. Er hat dort an den himmelhohen Felsen, die ihn zu beiden Seiten gefesselt halten und wo er sich schlängelnd durchdrücken und durchwinden muß, keinen Schaden gethan, auch die Brücken, die dritthalbhundert Schuh hoch über ihm sich wölben, nicht wegtragen können. Nicht einmal sein Gischt hat jemals dieselben erreicht, geschweige denn seine Zunge. Um aber dem Gedächtnisse zu überliefern, wie hoch er diesmal ging, hat er Holzblöcke, die auf seinem Rücken schwammen und tanzten, quer zwischen die Felsen geworfen und zurückgelassen. Oberhalb und unterhalb beider Brücken sieht man solche zwischen den Felswänden eingezwängt. Bei der hintern Brücke, wo die Felsspalte kaum ein Klafter Breite hat, sind es kürzere, bei der vorderen Brücke, wo die Felsspalte nicht gar so eng ist, sind es Blöcke von 12 bis 24 Schuh Länge, die bis 50 Schuh über dem gewöhnlichen Wasserspiegel schweben. Man glaubt, sie seien von der Gewalt des Wassers, das sie dort als natürliche Brücken, die Niemand je betreten wird, zurückließ, etwas gebogen. Um so sicherer werden sie an Ort und Stelle schwebend bleiben, als ein sprechendes Bild vom Hochwasser 1868 für den Wanderer, der hier die Straße zieht und hinausschaut in die tiefen Felsspalten, die seinem Auge den Rhein verbergen. Der Mensch kann sich da eine Vorstellung machen von dem Wassermeer, das hier seinen Ausweg suchte. Dann war es hier noch nur der eine Rhein, der erst in Reichenau sich mit seinem ebenfalls erzürnten Bruder vereinigte, um auf dem Wege zum Bodensee zu zerstören, was Menschenhände geschaffen hatten."

Der Amerikaner ist praktisch; schon lange weiß er sich auf der Reise mit dem Bahnzuge ein bequemes Bett herzurichten, und in nächster Zeit wird er außer dem Schlafsalon auch noch die Bequemlichkeit eines Speisewaggons genießen. Zwischen Chicago und St. Louis ist diese wohlthätige Einrichtung schon ins Leben getreten. In der Mitte des Zuges gewähren zwei geräumige Salons zu beiden Seiten des Küchendepartements 48 hungrigen Mägen zu gleicher Zeit Raum und Gelegenheit zur Befriedigung ihrer deßfallsigen Bedürfnisse.

Die Universalisten, eine der fortgeschrittensten christlichen Sekten in den Vereinigten Staaten, haben vor einiger Zeit den Beschluß gefaßt, Frauen zur Kanzel zuzulassen. In Folge dessen sind im Westen zwei weibliche Prediger aufgestellt worden, ein Fräulein Pendence Le Clerc in Bevay, Indiana, und ein Fräulein Chapin in Chicago, Illinois. Ueber die Letztere sagt die Chicago-Tribune: „Miß Chapin ist in jeder Hinsicht eine vollendete Dame, von ausgezeichneter Bildung. Sie ist keine so hervorragende Rednerin, wie Miß Dickinson, Miß Antony oder Frau Stanton, aber in dem von ihr ergriffenen Berufe würde sie von keiner dieser ausgezeichneten Damen übertroffen werden, da ihr Styl anspruchsloser ist. Miß Chapin kommt sicherlich dem Durchschnitt der männlichen Prediger gleich, sowohl was geistige Ausbildung wie Vortrag anbelangt. Die Kanzel ist der Platz, der eben so gut von einer Frau ausgefüllt werden kann, wie von einem Manne, und was den Besuch am Bette der Kranken und Sterbenden betrifft, würde sie in vielen Fällen annehmlicher sich erweisen, als Letzterer."

Auflösung der Charade in Nr. 2:
Rothschmied.

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 4. Donnerstag, den 14. Januar **1869.**

Der Fischzüchter.

(Fortsetzung.)

Dergleichen Erwägungen und Bedenken stiegen jedoch auch im Gehirn der übrigen Dienstboten auf. Es fiel auf und blieb räthselhaft, daß gerade heute der alte Herr verreisen mußte. Indeß glaubte man, er werde wohl bald wiederkommen und Seff bestätigte, daß er nur zwei kleine Meilen weit, auf das Gut des Herrn von Essenz auf Brauneck gefahren sei, um dessen Fischbrutapparate in Augenschein zu nehmen. Uebrigens was sollte die Dienerschaft länger grübeln, hatte sie ja doch vom Neffen im Auftrage des Onkels ihre Befehle erhalten.

Schon um halb 5 Uhr war Dr. Bechelar mit einem prächtigen Gallawagen aus der Stadt zurückgekehrt. Nachdem er sein hübsches Bräutchen aufgenommen hatte — sie traf zwei Brautjungfern im Wagen — wurde sofort der Weg nach dem Dorfe O. eingeschlagen.

Noch war es nicht Fünfe und die Dekorationen waren fertig. Die Triumphpforte, wenn auch nur improvisirt, wölbte sich kühn über dem Gartenthore, an den Veranda's hingen Guirlanden, überall, wo es paßte, waren duftende Bouquets aufgestellt und alle Gänge mit Blumen und grünem Laubwerk bestreut. Aus der Küche quollen nahrhafte Bratengerüche, die sich im ganzen Garten ausbreiteten und den Appetit anregten. Die Dienerschaft hatte ihre Sonntagsmontour angelegt und Strang, der Hausknecht, stieg mit Luzer, dem Kutscher, auf den obersten Speicher der Villa, wo sie zwei alte Katzenköpfe wußten. Diese wurden in den Garten gebracht und an passenden Stellen ausgesetzt. Der Jäger sorgte für Pulver und so war zum Empfang der Neuvermählten Alles in der schönsten Ordnung.

Aber was kommt denn dort die Landstraße her, die nach der Stadt führt? Zwei Wagen sind's, beladen mit — Musikanten! „Hurrah!" schrie die ganze Bevölkerung von Haidenau und eilte den melodiereichen Ankömmlingen entgegen. Kaum aber hatten die ihre Instrumente ausgepackt, zusammengesetzt, gestimmt und probirt, als sich schon eine dicke Staubwolke auf der Straße erkennen ließ, die sich pfeilschnell von O. der nach dem Landgute wälzte. In wenigen Minuten hielt der Gallawagen unter der Triumphpforte. Die Dienerschaft hatte sich zu beiden Seiten des Ganges im Garten, der zum Portal führt, in Parade aufgestellt. Unter den donnernden Hochs! derselben, unter Musik und Böllerschüssen führte der Doktor sein junges Weibchen am Arm in die Villa. Die beiden Brautjungfern, zwei rosige Kinder aus der Stadt und Bekannte von Rosa Maria, folgten den Glücklichen in den ersten Stock.

Der Kutscher des Gallawagens hatte seine Instruktion; er war sofort wieder nach O. zurückgefahren, um die übrigen Gäste abzuholen. Bald auch erschienen der Herr Schultheiß, der Herr Pfarrverweser, der Küster und ein Beigeordneter.

Die Tafel machte der Köchin Ehre und die Gäste ehrten die Köchin. Es schmeckte Allen vorzüglich.

Die Dienerschaft und das Gesinde wurden in der großen Halle abgespeist, ebenso die Musikanten.

Nach aufgehobener Tafel begaben sich die Hochzeitsgäste mit dem jungen Paar in den Garten und nahmen Platz in einer würzigen Laube. Vor der Laube dehnte sich ein freier Rasenplatz aus, diesen bestimmte der Doktor zum Ort des Tanzvergnügens für das junge Volk der Bediensteten. Es dauerte nicht lange, so drehte sich Alles in Kreisen und die Gesellschaft ward immer größer, denn gegen Abend, als es kühler ward, und die Landleute vom Felde nach Hause kamen, fanden sich junge Leute aus dem nahen O. ein, die die Töne der rauschenden Musik anzog und die Aussicht auf einen kühlen Trunk und ein Stück Kuchen lockte. An Beiden war kein Mangel; die Keller des Commerzienrathes waren gut gespickt und der Doktor hatte in der Stadt einen Kuchenbäcker förmlich ausgekauft.

Dem Schulzen von O. fiel es auf, daß er den alten Herrn Commerzienrath, den er zwar, wie er sagte, in zwanzig Jahren nicht gesehen hatte, nicht unter den Anwesenden erblickte. Der junge Ehemann hatte eine triftige Entschuldigung, und somit war die Sache abgethan.

Als es bereits zu dunkeln begann, vermehrte sich die Gesellschaft um eine Person; es war — der Baron Essenz auf Brauneck.

Mit Enthusiasmus wurde er von dem jungen Ehepaar empfangen und den Gästen vorgestellt.

„Wie geht's meinem Pflegevater — wo ist er?" fragte Rosa Maria leise den Baron, und dieser antwortete ebenso: „Seien Sie unbesorgt, schöne Frau, er ist frisch, gesund und in guter Gesellschaft."

Digitized by Google

Indeß begann der Wein unter den Hochzeitsgästen seine Wirkung zu äußern; die Unterhaltung wurde lebhafter, wurde laut, und so bemerkte Niemand, daß der Doktor mit dem Baron sich aus der Laube entfernt hatten. Beide Freunde suchten einen abgelegenen Theil des Gartens, und der Baron begann seine abenteuerliche Erzählung in Bezug auf den alten Fischzüchter.

„Anfangs hatte ich keinen bestimmten Plan," erzählte der Entführer, „ich wollte ihn nur fort haben, um das Terrain für Dich zu säubern. Als ich ihn nun einmal im Wagen hatte, überlegte ich mir erst die Sache. Plötzlich fiel mir mein Freund Dr. Schrötter ein —"

„Dr. Schrötter?" unterbrach Ludwig, „ist das nicht — —"

„Nun ja doch, ja, Du kennst ihn ja, in L."

„Du wirst doch nicht des Teufels sein!"

„Warum denn nicht? Gönn' ihm doch das Vergnügen, einige Tage in jenen Prunkgemächern zuzubringen; schaden kann es ihm nicht; im Gegentheil, es wird ihm von großem Nutzen sein."

„Ha, ha, ha!" lachte der Doktor; „Du bist ein Schalk, wie Keiner!"

„Kurz und gut, mein Plan war fertig. Im nächsten Dorfe, eine Stunde von hier, ließ ich anhalten; beim Aussteigen hatte ich heimlich meinen Kutscher instruirt, und kaum saß ich mit dem Alten bei einer Flasche Rheinwein, als ich abberufen wurde. Dein Onkel beschwor mich, ja nicht lange zu bleiben, denn die Begierde, meine Brutanstalt zu sehen, machte ihn zappeln an Händen und Füßen. — Nach Verlauf von drei Stunden kam ich wieder und fand den Alten in einem so guten Weinhumor, daß ich mir zu meinem Vorhaben Glück wünschte. Statt Vorwürfe, die ich erwartete, sagte er mir Schmeicheleien, umarmte und küßte mich, bat aber doch dringlichst, auf mein Gut zu fahren. Ich war es zufrieden und wir stiegen ein. Kaum aber empfand er die schaukelnde Bewegung des Wagens, so schlief er ein."

„Der alte Mann ist den Wein nicht gewöhnt," bemerkte Ludwig.

„Ich suchte ihn mehrmals aufzuwecken, doch umsonst; der alte Herr war total betrunken. — In L. angekommen, ließ ich den Besinnungslosen sofort im Gasthof in ein Bett bringen und verfügte mich sodann zu meinem Freunde Schrötter. Ich theilte ihm den ganzen Sachverhalt mit, erzählte ihm Alles bis ins kleinste Detail und er zeigte sich sehr bereitwillig, in den Scherz mit einzugehen. Daß es dem Alten an Pflege, an Aufmerksamkeit von Seiten meines Freundes nicht fehlen wird, daß er ihm jeden Comfort verschafft, den er nur wünschen mag, darfst Du glauben, denn Schrötter ist ein Ehrenmann."

Die beiden Freunde hatten sich wieder in der Laube eingefunden. Niemand als Rosa Maria bemerkte ihre kurze Abwesenheit.

Unter fröhlichen Gesprächen und Scherzen war endlich Mitternacht eingebrochen. Die Dorfbewohner, der Pfarrverweser an der Spitze, machten sich zu Fuß auf den Rückweg; Alles ging grüßend und dankend in der heitersten Stimmung auseinander.

Der junge Ehemann führte sein holdes Weibchen in die Villa, nahm Abschied von ihr, indem er sie auf die Stirne küßte und sagte: „Schlafe sanft, mein Engel, morgen Nachmittag bin ich wieder bei Dir!"

Der Baron, Dr. Bechelar und die beiden Brautjungfern bestiegen den Gallawagen und begaben sich zurück in die Stadt. Die Musik brachte der jungen Frau noch eine kurze Serenade und bestieg dann ebenfalls ihre Wagen, um ihre Wohnungen zu erreichen.

Aber wer schildert die Gefühle, die in der Brust Rosa Maria's auf und nieder wogten! Welche Ereignisse an einem einzigen Tage! — Heute früh noch voll Kummer, Angst, der Verzweiflung nahe — und jetzt — die Frau desjenigen, den sie mehr liebte, als sich selbst. Sie wagte es kaum zu glauben, sie zweifelte an ihrem Glück. — Und, ist es denn ein Glück? — Welche Folgen konnte der Schritt haben, den sie gethan hatten? — Der alte Pflegevater, der gutmüthige Greis, hintergangen, betrogen von seinen eigenen Kindern, wie wird der Getäuschte die Sache aufnehmen, wie wird er sie ertragen?

Unter solchen und ähnlichen Gedanken hatte die junge Frau das Lager gesucht. Die rasche Aufeinanderfolge der Ereignisse, die Aufregung, der Genuß des Weines, das Außerordentliche ihrer Lage betäubten bald ihre Sinne, sie trat aus der Wirklichkeit hinüber in's Reich der Träume, und der wohlthätige Schlaf umarmte bald sein liebenswürdiges Opfer.

VI.

Der gute Commerzienrath fand sich sehr unbehaglich. Eine egyptische Finsternis gestattete ihm nicht zu unterscheiden, wo er sich befände. Er lag, wie er fühlte, halb ausgezogen auf einem weichen Bette und kanibalische Kopfschmerzen drohten ihm den Schädel zu sprengen. Seine Nerven waren so afficirt, daß er am ganzen Körper zitterte. Wüst, öde, verworren durchwühlte ein polternder Dämon sein Gehirn und ließ ihn nicht zur Besinnung kommen. Seine Pulse schlugen schnell und hörbar und verursachten den Alten eine Höllenangst, so daß ihn das Herz schmerzte. Mühsam fing er an, seinen Ideengang zu ordnen und ihn zur Erinnerung zu zwingen. — Er sagte sich, daß er mit einem fremden Manne, der sich Baron von Essenz genannt, weggefahren sei, um auf dessen Landgut, zwei Meilen von Haidenau, seine vortreffliche Fischbrutanstalt zu beaugenscheinigen. Es war ihm erinnerlich, daß er lange in einem Gasthofe an der Landstraße auf den Baron gewartet und inzwischen viel Wein getrunken hatte, wozu

Digitized by Google

ihn der Kutscher stets animirte. Auch fiel ihm ein, daß er einige sehr starke Cigarren geraucht — aber von jetzt an hatte sein Gedächtniß eine Lücke, er mochte sich martern, wie er wollte, hier stand er an der Marke seines Bewußtseins.

(Fortsetzung folgt.)

Im Hochland.

Zwische hohen Fichten und Lärchen rauscht der Tilt; über den Wäldern links und rechts vom Tiltbach ragt kahles Gebirg. Die Bäume verschwinden und die Felsen rücken sich näher. Kuppe steigt über Kuppe, alle nackt, unwirthsam und von hunderttältigem Rinnsal durchfurcht.

In dieser Hochlandseinsamkeit stand die Hütte eines Hirten. Während er die kleine Heerde zu den Weideplätzen trieb, besorgte sein Weib die kleine Wirthschaft.

Zuweilen geschah es, daß Reisende des Weges kamen, oder ein Jägertrupp auf der Jagd nach Schneehuhn und Auerhahn.

Eines Tages im Herbste hatte solch eine Jagdpartie bei der einsamen Hütte Rast gehalten, jugendliche, kräftige Gestalten im malerischen Hochlandscostüm.

Es war nur ein einfaches Mahl, das die Hirtenfrau bieten konnte, Kartoffeln, Haferkuchen und Whisky; aber den Fröhlichen mundete es herrlich, und die Wirthin hatte vollauf zu thun, um allen Wünschen zu genügen.

Nach dem Aufbruch der Gäste waltete wieder die ganze Stille der Bergnatur. Nur der Rauch des Torffeuers, der aus allen Dachritzen der Hütte drang, zeugte noch von dem ungewöhnlichen Ereigniß.

Das Weib trug die Wiege, in der ihr zwei Monate altes Kind lang, ins Freie, und ließ sich müde auf einen Granitblock nieder.

Die Luft war schwül, selbst in diesem Felsenthal. Wachholder und Thymian hauchten ihre stärksten Düfte aus.

Das junge Weib hatte müde den Kopf auf die verschränkten Arme zurückgelegt und träumte zum tiefblauen Himmel auf, während ihr Fuß mechanisch die Wiege schaukelte.

Die Wimpern wurden ihr schwer und schwerer. Dann schlossen sie sich ganz ... Die Wiege bewegte sich nicht mehr ... Mutter und Kind schliefen.

In den Schlaf des Weibes tönte ein eigenthümliches Rauschen, dem ein Angstschrei des Kleinen folgte. Instinktmäßig macht sie eine tastende Bewegung nach der Wiege hin, sinkt wieder zurück, ringt nach dem Bewußtsein, springt endlich auf, starrt wirr vor sich hin und sieht die Wiege leer.

Ein wilder Blick umher und dann empor — dort! Hoch in den Lüften fliegt ein mächtiger Adler, langsam, aber unerreichbar, in den Krallen das Kind; er fliegt hoch und höher, so daß sein Raub nur noch als weißer Punkt unter dem schwarzen Flügelpaar erscheint, senkt sich dann wieder herab und verschwindet zwischen den Bergen.

Die unglückliche Mutter stößt einen wahnsinnigen Schrei aus, wirft sich zur Erde, springt wieder empor und streckt die Arme verzweifelnd nach der Gegend, wo der Adler verschwand. Dann fährt sie sich über das Antlitz, wirft einen fremden Blick umher, als ob sie aus einem Traum erwache, stürzt sie sich auf die Wiege, wühlt in ihr herum, und stößt aufs Neue einen gellenden Wehschrei aus.

Alles dies ist das Werk eines Augenblicks, im nächsten stürmt sie das Thal hinab, den Felsen entgegen, zu denen der Adler sich gesenkt hat.

Aber ach, nur ihre Gedanken haben Flügel. Der Weg scheint ihr endlos, die ineinander sich schiebenden Berge scheinen ihr höhnische Dämonen zu sein.

Plötzlich, um eine neue Felsenbiegung rasend, sieht sie die Gäste vom Morgen durch ein niederes Erlengebüsch streifen. Der Anblick von Menschen ist ihr der erste Trost, die erste Hoffnung.

In wenigen Minuten hat sie die Jägerschaar um sich versammelt, das Schreckliche erzählt und bittet kniend, ihr zu helfen.

Alle bemitleideien sie, aber Rath weiß nur Einer. „Dort," sagte er, „von steiler Wand des Cairngorm, sah ich jüngst hunderte Fuß tief in einen Abgrund und entdeckte auf einem Felsengrat ein Adlernest."

„Dort verschwand der Räuber," stammelte das Weib.

Der Jäger sah ihr eine Weile stumm und nachdenklich in das weinende Antlitz. Dann sagte er mit fester Stimme: „Schafft mir ein Seil aus Eurer Hütte! So Gott will, finde und rette ich Euer Kind."

Eine halbe Stunde später hing der Kühne am Seil über der schwindelnden Tiefe, und tastete sich mit Arm und Fuß langsam die steile Wand hinab. Aus dem Schlunde schwang sich ein Adlerpaar wuthkreischend empor, drohend umkreisten sie ihn, Geröll löste sich, und es schwankte das Seil. Aber schon auch sieht er unter sich das Nest und inmitten zweier junger Adler das unversehrte Kind, hilflos die Aermchen emporstreckend.

Sein Jubelschrei sagt der Harrenden Mutter droben: Gefunden! Mit einem kühnen Schwung faßt er auf der Felsenplatte Fuß, nimmt und bindet den Kleinen in seinen Plaid, gibt das Zeichen und tritt die gefährliche Fahrt nach oben an.

Gerettet! — Die Gefährten, männliche Gestalten, drücken den Retter stürmisch, schluchzend an die Brust.

Die Mutter aber, nach dem Wahnsinn der ersten Freude, kniet nieder, und die Hände faltend sagt sie zu dem Retter ihres Kindes: „Jetzt bete ich für Dich!"

Und eine erhabene Stille trat ein, eine feierliche

Digitized by Google

Rührung bemächtigte sich Aller, während das Weib mit dem geretteten Kinde an der Brust betete; denn Jeder empfand es, daß diese Veterin Gott nahe sei.

Verschiedenes.

Eines Abends kamen in St. Imer (Schweiz) zwei arme Italiener mit einem Affen an und übernachteten im Wirthshause. Am andern Morgen fehlten ihnen ein paar Kreuzer zur Bezahlung der Zeche; sie bitten, ihren Affen im Orte tanzen lassen zu dürfen, dann würden sie bezahlen. Nichts da, sagte der Wirth, der Affe bleibt da! Er sperrt ihn in den Keller, als er aber nach einigen Stunden nachsieht, hat der Affe aus Langeweile an sechs Weinfässern den Hahn umgedreht, und der Wirth steht knietief in seinem eigenen Weine; vor Wuth schlägt er den Affen todt. Es kommt zum Prozeß und das Ende ist, daß der Wirth den Italienern für den Affen 500 Franken Ersatz zahlen muß.

Die Unsitte des Neujahranschießens hat auch dieses Jahr wieder viele Opfer gefordert. So wird u. a. aus Baden gemeldet: In der Gemeinde Reihen will in der Neujahrsnacht ein Bursche seine Geliebte mit einem Gruße beehren. Er begibt sich mit einigen Freunden vor das Haus des Bürgermeisters, in dem sie als Magd dient. Er ruft ihren Namen mit einem »Prosit Neujahr«. Sie erscheint am Fenster, er schießt, und sie verschwindet wieder. Der Bursche schießt mit seinen Freunden noch vor andern Häusern und bleibt dann wohlgemuth bis Morgens um 4 Uhr im Wirthshause. Am Morgen erscheint das Mädchen lange nicht. Als man nach ihm sieht, liegt es todt in seinem Blute. Der Pfropfen ist ihm durch das Auge in's Gehirn gedrungen.

Inniger Wunsch. In einem zoologischen Garten ist an der Umzäunung des Raumes, der das Zebra beherbergt, die Inschrift angebracht: »Es frißt nichts!« um zu verhüten, daß dem Thiere Eßwaaren zugeworfen werden. Ein ehrsamer Handwerksmeister liest dies und bricht seufzend in die Worte aus: »O wann i nur dös meinen drei G'sellen an die Kammerthür schreiben dürf't und — es thät helfen!«

Frauen-Staat. Frau: »Das lobe ich mir, daß die Frauen in England das Wahlrecht beanspruchen. Ihr Männer wollt' uns aber auch nirgends zur Geltung kommen lassen, und müßt doch zugestehen, daß auch wir etwas vom Staate verstehen.«

Mann: »Ja wohl, mein Kind, man braucht nur die am Neujahr einlaufenden Rechnungen vom Kaufmann, Schneider, Putzmacherin u. s. w. anzusehen.«

Man schreibt aus Paris vom 6. Januar: Ein bekannter hiesiger deutscher Juwelier ist gestern das Opfer von zwei äußerst feinen Gaunern geworden. Dieselben — sie gaben sich für Mexikaner aus — kamen nämlich zu demselben, um ihm Goldstaub zum Verkaufe anzubieten. Zum Beweise, daß das Gold sehr fein sei, legten sie ihm eine Goldbarre vor, die aus dem Goldstaube angefertigt worden sei. Der Juwelier bat um die Ermächtigung, die Goldbarre von einem Sachkundigen untersuchen lassen zu dürfen, was die beiden Mexikaner auch bereitwilligst zugaben. Der Sachkundige erklärte das Gold für sehr fein und gab zugleich dem Juwelier Scheidewasser mit, damit er mit dem Goldstaube die Probe machen könne. Zu Hause angekommen, machte auch der Juwelier die Probe, die ausgezeichnet ausfiel. Sein Scheidewasser griff den Goldstaub nicht an. Nun überzeugt, daß ein gutes Geschäft zu machen sei, zahlte er den Leuten den übereingekommenen Preis, nämlich 70,000 Franken aus. Als er aber nun auf den Gedanken kam, den Goldstaub nochmals von dem Sachverständigen untersuchen zu lassen, stellte es sich heraus, daß das, was er gekauft, nicht Gold, sondern Kupfer sei. Das Fläschchen, dessen er sich zur Probe bedient, enthielt nämlich kein Scheidewasser, sondern gewöhnliches Wasser. Die Fläschchen, worin sich das Scheidewasser für solche Operationen befindet, haben nämlich eine und dieselbe Form, und die beiden Gauner hatten wahrscheinlich das, welches der Juwelier mitgebracht, mit einem andern verwechselt, worin sich nur Wasser befand. Der Juwelier wandte sich sofort an die Polizei, der Telegraph wurde gleichzeitig in Bewegung gesetzt und die ganze geheime Polizei aufgeboten, aber der Juwelier wird seine 70,000 Franken wohl nie wiedersehen.

Charade.

Es sind acht Zeichen, die zusammen
Gestellt, dir sagen wer ich bin,
Ich scheud're mit des Blitzes Flammen
Zerstörung in die Ferne hin.
Mit Donner thut es rings sich kund,
Spricht zornentbrannt mein schwarzer Mund,
Nimm mir drei Zeichen nah' am Ende:
So ist die Sehnsucht groß nach mir;
Mich bilden kunstgeübte Hände
Zu einer schönen Frauenzier.
Wie auch verschieden die Gestalt,
So schmück' ich dennoch Jung und Alt.
Erzähl' ich noch von Promenaden,
Von Bällen, wo ich schmuckbeladen,
Bei alten und bei jungen Frauen
Bin oftmals nur verblümt zu schauen —
Doch halt! Zu leicht wär' es. Entflohn
Ist mir des Winks zu viel hier schon.

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 5. Sonntag, den 17. Januar **1869.**

Der Fischzüchter.

(Fortsetzung.)

Es schlug auf einem nahen Kirchthurm, der Verwirrte zählte neun Schläge. „Nun weiß ich nicht," murmelte er in den Bart, „ist das neun Uhr Abends oder Morgens, das muß klar werden." — Er richtete sich auf und versuchte aus dem Bett zu steigen. Es gelang ihm; doch kaum stand er auf den Füßen, so brach er zusammen und fiel mit mächtigem Schlag auf den Stubenboden. — „Das ist fatal," brummte er, indem er versuchte, sich wieder aufzurichten. „Ich bin am ganzen Körper wie gerädert, alle Glieder thun mir weh — und diese entsetzlichen Kopfschmerzen!" — Endlich war er wieder auf den Beinen. Vorsichtig schritt er vorwärts, mit ausgestreckten Armen, in der Hoffnung, eine Thür zu finden. Plötzlich stößt er mit beiden Händen an einen glatten, harten Gegenstand und — klirr! raschelt es in Scherben auf das Estrich. „Das war Glas," murmelte der alte Mann erschrocken.

In demselben Augenblick jedoch, durch das doppelte Geräusch, den Fall und das Geklirr herbeigelockt, trat Jemand auf der entgegengesetzten Seite von jener, auf welcher der Commerzienrath stand, in das Zimmer.

„Was gibt's denn hier?" fragte eine rauhe Männerstimme und zu gleicher Zeit ward ein Fensterladen aufgestoßen. Jetzt war's hell in dem Gemach und die Sonne scheinte fröhlich zum offenen Fenster herein.

„Ah, Sie sind es, Herr Commerzienrath," sagte der Eingetretene höflich, „schon so früh aus den Federn?"

„Wenn ich nicht irre," antwortete der Angeredete, „so schlug es soeben neun Uhr."

„Allerdings — aber wenn man um 5 Uhr des Morgens erst zu Bette geht —"

„Um 5 Uhr hätte ich mich niedergelegt?" fragte der Commerzienrath ganz verdutzt.

„Das war wieder eine flotte Nacht! — Nein, wir wunderten uns nur Alle, daß ein so alter Herr wie Sie noch so lustig ist und so viel durchmachen kann!"

„Also ich bin lustig und mache viel durch? — Sagen Sie mir doch gefälligst, mit wem ich die Ehre habe —"

„Ah, das ist wieder so einer von Ihren Späßen! Jetzt kennen Sie mich nicht mehr, mich, den Oberkellner Louis im goldenen Löwen, der Ihnen seit acht Tagen so manche Flasche Champagner, so manchen Kapaun servirt hat. Das ist lustig!"

„Seit acht Tagen, sagen Sie? — So lange bin ich schon hier?"

„Freilich; es ist ein Zeichen, daß es Ihnen in L. und namentlich in unserm Gasthofe gut gefällt."

„Acht Tage!" lamentirte der Greis; „mein Gott, wie geht denn das zu? Ich kann mich auf gar nichts besinnen — acht Tage — dann müßte ich ja längst Hochzeit gemacht haben. Den wie vielten haben wir heute?"

„Hier liegt die neueste Zeitung," antwortete der Oberkellner, „heute haben wir den 14. Juni."

„Meine Brille — wo hab' ich nur meine goldene Brille?" — Er suchte in allen Taschen, konnte aber die Augengläser nicht finden. Endlich nahm er das Zeitungsblatt und hielt es weit von den Augen, seine Hände zitterten aber so, daß ihm das Journal beinahe entfiel.

„Richtig," rief er endlich aus, der 14te. Am 6ten fuhr ich mit dem Baron, am 8ten sollte Hochzeit sein — und den 14ten bin ich im goldenen Löwen zu L. Es ist zum Verzweifeln! — Wie, was sagten Sie? Ich habe Champagner getrunken und Kapaun gespeist?"

„O, wenn's das allein wäre! Auch Rheinwein, Burgunder und Punsch wurde aufgetragen, Fasanen, Austern und Forellen verspeist, kurz, Ihre Gäste können sich nicht beklagen."

„Meine Gäste? — Also ich hätte Gäste? — Sagen Sie mir doch, war der Baron von Essenz nicht unter diesen?"

„I bewahre, Tags darauf, als er Sie hierher gebracht hatte, reiste er nach Paris."

„Richtig, ich erinnere mich, er ist Attache bei der preußischen Gesandtschaft."

„Desto intimer aber sind Sie mit seinem Freunde, dem Dr. Schrötter."

„So! Das wäre der Teufel!"

„Heute Nacht haben Sie sogar mit seiner Schwester getanzt."

„Ich? — O! —"

„Sie erzählten ihr von Ihrer Braut — Rosa Maria heißt sie, nicht?"

„Es ist richtig," murmelte der Alte für sich, „ich habe Alles ausgeplaudert, wie sollte sonst der Bursche den Namen meines Pflegekindes kennen?" —

„Bezüglich der Hochzeit meinten Sie, hätten

Digitized by Google

Sie nicht nöthig, anwesend zu sein; das würde schon Ihr Herr Neveu besorgen."

„Sagt' ich das? — dann muß ich schön betrunken gewesen sein."

„Ich habe Sie jedesmal, zwar allerdings nicht ohne Anstrengung, glücklich zu Bette gebracht; denn, wenn ich auch nicht wüßte, daß ein gutes Douceur meiner harret, so ist das doch nicht mehr als Menschenpflicht."

„Sehr verbunden. Auf diese Weise muß ich ja eine ganz artige Zeche bei Ihnen haben?"

„Wünschen Sie die Rechnung?"

„Haben Sie die Güte."

Der Oberkellner machte eine Verbeugung und verschwand.

„Mein Kopf, mein armer Kopf!" lamentirte der alte Herr, indem er seinen Rock anzog und vor den Spiegel trat. — „Muß ich denn in meinen alten Tagen noch solche Geschichten machen! — Und ich kann mich auf gar nichts besinnen, das ist das Sonderbare. Acht Tage! Acht Tage! — Und Rosa Maria, was wird das Mädchen denken!" —

Es pocht an der Thüre.

„Herein!" ruft der Alte.

„Ah, guten Morgen, guten Morgen, mein Bester! Wohl geruht?" fragte der Eingetretene.

„Danke; mit wem hab' ich die Ehre?"

„Alter Spaßvogel! — Jetzt stellt er sich, als kenne er den Doktor Schrötter nicht."

„O! — Sie sind der Herr Doktor Schrötter?"

„Halt! Hast Du schon wieder vergessen, daß wir vor drei Tagen Schmollis getrunken haben?"

„Ach, richtig, richtig! Nimm's nicht übel, ich bin so zerstreut; und mein Kopf — Höll' und Satan! Doktor, hast Du kein probates Mittel wider Kopfschmerzen, das augenblicklich hilft?"

„Du hast Haarweh, alter Freund, Geduld, Dir soll geholfen werden."

Er läutete am Glockenzug; ein Kellner erschien.

„Bringen Sie siedendes Wasser, Zucker, ein Carafon mit Arak und eine Flasche Burgunder."

„Du glaubst also, das hilft?"

„Zuverlässig." Doktor Schrötter ließ sich auf dem Sopha nieder und durchsuchte seine Brieftasche.

Schrötter ist ein angehender Fünfziger von kleiner untersetzter Statur. Die hohe Stirne verläuft in eine respektable Glatze, über welche das spärliche, dunkelbraune Haupthaar von beiden Schläfen und aus dem Nacken herauf mit Sorgfalt hergekämmt ist. Sein Gesicht ist voll und rund, aus den Augen strahlt Gutmüthigkeit und der Mund ist stets zum Lachen bereit. Dem sorgfältigen Beobachter entgeht jedoch nicht eine gewisse Verschmitztheit, die in seinen Zügen lauert. Der wohlgenährte Herr ist indeß immer heiter und guter Dinge.

„Ich erhielt gestern einen Brief von unserm Freunde, Baron von Essenz, aus Paris. Er läßt Dich, trotz alledem und alledem herzlich grüßen."

„Was ist das für ein Alledem?" fragte der Commerzienrath.

„Auch das hast Du vergessen? Mensch, alter Mensch, hast Du Lethe getrunken? Erinnerst Du Dich nicht, daß Du dem Baron heute vor acht Tagen, in seiner Brutanstalt, zwei Kachelsysteme mit der Faust zertrümmert hast?"

„Herr Gott! Ich ein Kachelzertrümmerer! — Ich werde wahnwitzig."

Der Kellner trat ein mit Wasser, Zucker, Arak und Wein.

„So," machte der behäbige Doktor und goß siedend heißes Wasser über Zucker, den er in die Gläser gethan hatte, und füllte diese damit nahezu bis zur Hälfte. Dann schüttete er in jedes Glas etwas Arak und füllte es sodann mit Burgunder bis zum Rande. Probatum est! sagte er und rührte das Gemenge mit einem silbernen Löffelchen durcheinander.

„Trink, alter Freund, das ist eine Nationalsuppe."

„Köstlich, köstlich," versicherte der Alte, und that einen tüchtigen Zug. „Nationalsuppe nennst Du das? Nun, ich denke, bei einem solchen Getränke könnten die Deutschen endlich zu einer Nation werden."

Der Oberkellner trat ein mit der Rechnung in der Hand.

„Ich kann meine Brille nicht finden," sagte der alte Herr; „sieh' doch 'mal die Rechnung durch, lieber Doktor, oder sage mir lieber gleich das Facit."

Der Doktor nahm die Rechnung, flog sie durch und murmelte: „billig, sehr billig!" Dann fügte er laut hinzu: „690 Thlr. 13 Ngr. 6 Pfg. Bagatell."

Der Alte spitzte die Ohren und frug: „wie war das? — Das möcht' ich doch noch einmal hören."

Der Kleine wiederholte: „690 Thlr. 13 Ngr. 6 Pfg. — Ich denke, da kommst Du gut weg für acht Tage."

Die Nase des Commerzienrathes ward schlotterig und glich dem Dottersack einer Quappe, die Augen traten aus ihren Höhlen und kalter Angstschweiß perlte auf der Stirne des Alten. Er leerte sein Glas auf einen Zug und bat den Doktor, ein zweites zuzubereiten. „Wie weit ist Haidenau von hier?" fragte er nun.

„Vier gute Meilen," antwortete der Arzt. — „Nun, mache Dir weiter keine Sorgen," fuhr er fort, „daß Du so viel Geld nicht bei Dir hast, kann ich mir wohl denken. Jetzt fährst Du mit auf mein Landgut, wie wir gestern verabredet; wir werden dort frühstücken, Du stellst einen Wechsel aus und ich endossire ihn. Wie sieht es aus mit Deinen Kopfschmerzen?"

Der Alte that wieder einen Zug und meinte dann: „Die Nationalsuppe thut ihre Schuldigkeit,

Digitized by Google

das Kopfweh ist beinahe verschwunden, wenn ich mir nur auch Erinnerung aus diesem Glase antrinken könnte! Blitz und Hagel! Es ist, als ob mein Schädel ausgekehrt wäre. Uebrigens, so viel steht fest, heute muß ich nach Hause. Was wird Rosa Maria, was werden meine Leute sagen! So liederlich bin ich ja als Bube von zwanzig Jahren nicht gewesen!"

Eine Viertelstunde später saß der Commerzienrath neben dem Doktor in dessen Calesche und sie fuhren zum Thore hinaus.

(Fortsetzung folgt.)

Uf der Kerwe.

(Aus dem Unterhaltungsblatt der „Pf. Ztg." „Palatina".)

Geschäftsleit hän's ganz Johr ehr Plog,
Besunnerlich meer, beim Gerwe,
Drum geh' ich alb der Kunschaft nooch
Enaus, so uf die Kerwe.
Radirlich steckt mer nit viel uf
Bei denne Kerwebosse;
Die Baure gucken awer druf,
Mer muß sich sehe losse.

So war ich kerzlich a mol draus,
Mei Sohn war mit, mei gröschter,
Mer gehn zum Ochsewerth enaus,
Zum alte Borjemeeschter.
Mer drinken unser Schöppel Wein,
Ich spür aach Lust im Mage,
Die Küch', die isch dort immer fein,
Mer kann nit annerscht sage.
's hot Hahne gewe, Ente, Fisch,
Haas, Reh und Lummelsbrote, —
Ja, wammer do ke Esser isch,
Do fallt's em schwer zu rothe!
E Hahn — bes isch mer als zu stott,
So Sache loß ich bleiwe;
Un Haas — wann der en Hohguh hot,
Do kammer mich vertreiwe.
E Ent — mir macht bes viele Fett
Im Mage e Gebrummel, —
„No, sag ich, Schatob, meenschte net,
„Mer essen e Stück Lummel?"
Mei Sohn in sägt, 's wär ihm egal,
Mer hän halt Lummel gesse,
Dann guck ich mich erscht um im Saal,
Do sin viel Leut gesesse.
Hockt Eener do, ganz unbesorgt,
En alter Kerl, e Schuschter,
Wann der bei mir als Ledder borgt,
Do keucht er un do huscht er.
Do awer hockt er ganz babent,
E reicher Mann, wahrhaftig!
Er schleckt un kaut an seiner Ent —
Herrgott, war die so saftig!
So — denk ich — guck, jetzt losst der heut
Sei zwee, drei Gulde fliege —
Bei meer do steht er in der Kreid,
Ich weeß ke Geld zu kriege.
„Ei, sag ich, Nochber, schmeckt's? No hört,
Ihr essen gern de Ente?
Ich hab en Lummel grad verzehrt,
Mer dürf nit viel verschwende!"
„Ja, sägt er, so e Mann wie Sie,
Do langt's, bes will ich glaawe; —
Der geht mit Recht an's große Vieh,
Der kann sich was erlawe;
Bei unserem heßt's — liewer Gott!
Gespart, bes will ich meene,
Mer freet sich, wammer kleen Vieh hot,
Meer bleiwen als beim kleene!""

Verschiedenes.

Der „Magd. Ztg." schreibt man aus der Altmark über eine neue Methode zur Heilung der Rachenbräune: „Von der Bekämpfung der unsere altmärkische Stadt- und Landbevölkerung seit vier Jahren fast decimirenden Seuche, der Rachenbräune ist ein gesegneter Fortschritt zu melden. Trotz der verschiedenen dagegen angewandten Mittel, sowohl Medikamenten als Operationen, starb nicht blos eine verhältnißmäßig große Menge der davon ergriffenen kleinen Wesen, sondern auch viele Erwachsene mußten daran ersticken, da die sich in den Luftwegen bildenden Häute nicht immer zu entfernen waren. Endlich scheint es einem Arzte, dem Dr. Frick zu Arneburg, gelungen zu sein, diese festsitzenden Häute zur Lösung zu bringen. Der genannte Arzt hat vor vier Jahren selbst ein Kind an dieser Krankheit verloren und vielleicht hat derselbe gerade deßhalb die Bekämpfung dieser schrecklichen Seuche zu seinem Hauptstudium gemacht und seine Erfahrungen und Untersuchungen, sowie die gegen die Seuche angewandten Mittel in einer Broschüre zur allgemeinen Kenntniß gebracht. Dr. Frick hat eine kleine Dampfmaschine construiren lassen, welche den bereits im Kehlkopfe, in der Luftröhre und in den Lungen leidenden Patienten die Einathmung erweichender Medikamente erleichtert. Die Häute werden augenscheinlich dadurch gelockert und leichter ausgeworfen. Auch ein Instrument zum Einblasen staubförmiger Medikamente in den Kehlkopf und in die Luftröhre wendet er in verzweifelten Fällen an und wirklich finden seine über alles Erwarten glücklich vollendeten Kuren dieser schrecklichen Krankheit weit und breit volle Anerkennung. Von vielen Gemeinden, wo dieser Arzt segensreich wirkte, nennen wir nur das Dorf Baben, wo so viele Eltern dankbar seine glücklichen Erfolge bezeugen werden." Der Correspondent theilt der „Magdb. Ztg." noch die Namen von sechs Pastoren, drei Schulzen und zwei Kantoren mit, welche die Richtigkeit seiner vorstehenden Angaben über die neue Heilmethode der Rachenbräune bestätigen wollen.

Ein Londoner Blatt „The lancet" bringt nachstehende Erzählung: In voriger Woche gab Herr Samuel W., einer der ersten Beamten der englischen Bank, Gesellschaft, mußte dieselbe aber wegen eines Fieberanfalles schon frühzeitig auseinander gehen lassen. Er schickte zu seinem Arzte, den man nicht zu Hause traf. Frau W. setzte sich an das Bett ihres Mannes, um den Arzt zu erwarten, doch als sie bemerkte, daß ihr Mann ruhig schlief, kämpfte sie nicht länger gegen die Müdig-

Digitized by Google

keit an und nickte ein. Gegen 3 Uhr hörte sie die Klingel ziehen, sprang aus dem Sessel auf, nahm ein Licht und ging in den Salon. Dort hoffte sie den Arzt eintreten zu sehen, die Thür öffnete sich, aber an Stelle des Arztes sah sie ihren 12jährigen Sohn Eduard eintreten, der sich im College bei Windsor befindet. Er war leichenblaß und trug eine breite Binde um den Kopf. „Du erwarteſt den Doctor für den Papa?“ fragte er, die Mutter umarmend, „aber ihm iſt wohl, ich dagegen bedarf eines Arztes, laß ihn ſchleunigſt holen, denn der unſerige im College verſteht nichts.“ Die erſchreckte Frau W. hatte noch die Kraft zu klingeln; ihr Stubenmädchen eilte herbei und fand die Herrin mitten im Salon unbeweglich ſtehen, den Leuchter in der Hand. Die Stimme der Magd weckte Frau W. auf, welche ſich an Alles deutlich erinnerte und ausrief: „Meinem Sohne muß ein Unglück paſſirt ſein!“ Der lange erwartete Arzt kam und beruhigte die Dame über den ungefährlichen Zuſtand ihres Mannes. Als ſie ihm dann ihre Viſion erzählte, ſuchte er die Angſt wohl zu beſchwichtigen, aber mußte den Bitten der Mutter doch nachgeben, ſie nach Windſor zu begleiten. Mit Tagesanbruch kamen ſie beim College an und auf die Frage nach dem Sohne antwortete man der Mutter, daß er ins Krankenhaus gebracht ſei. Er hatte beim Spiel im Garten eine bedeutende Verletzung an der Stirn davongetragen. Man hatte ihn verbunden, aber mit wenig Geſchick, indeß war die Wunde nicht lebensgefährlich.

Die Trichinen in der Schule. Lehrer: Kinder, könnt' ihr mir ſagen, wie man die kleinen Thierchen heißt, die in den Schweinen geſunden werden, und von denen jetzt ſo viel geſprochen wird? — Knabe (vortretend): I woaß 's, Herr Lehrer. — Lehrer: Nun, wie? — Knabe: Sponfakerln!

Die kirchlichen Feſte des Jahres 1869. In dieſem Jahre tritt der höchſt ſeltene Fall ein, daß Oſtern ſchon auf den 28. März, Himmelfahrt auf den 6. Mai und Pfingſten auf den 16. Mai fallen, mithin jedes dieſer drei Feſte 14 Tage früher als im Jahre 1868 (12. April, 21. und 31. Mai) und drei Wochen früher (21. April, 30. Mai und 9. Juni) als im Jahre 1867. Durch den frühen Eintritt von Oſtern kommt in dieſem Jahre auch der eben ſo ſeltene Fall vor, daß „Mariä Verkündigung“ und „grüner Donnerſtag“ auf einen und denſelben Tag, nämlich auf den 25. März, fallen.

Folgende „Todes-Anzeige“ ging vor einigen Tagen bei einer Berliner Behörde ein: „Einer Wohllöbl. Hundesteuer-Behörde beehre ich mich hiermit die traurige Mittheilung zu machen, daß meine Hündin Rigger, Steuermarke Nr. 5397, geſtern früh 9¼ Uhr nach längerem ſchweren Leiden ſanft krepirt iſt. Ich verliere an ihr eine treue Freundin, die Stadt drei Thaler. Genehmigen Sie die Verſicherung meiner Hochſchätzung. N. N.“

Ein höflicher Richter. Ein amerikaniſches Blatt erzählt: „Ein Richter im Weſten, der ſeiner Höflichkeit wegen berühmt und populär iſt und ſich auf jede Weiſe bemüht, dieſe Popularität ſich zu erhalten, hatte kürzlich einem Verurtheilten ſein Todesurtheil zu verkündigen und entledigte ſich ſeiner Pflicht in folgender Weiſe: „Gefangener, Herr D., darf ich Sie bitten, ſich zu erheben? (Es iſt eine Formalität, welche das Geſetz vorſchreibt; ſonſt würde ich Sie nicht bemühen.) Sie ſind eines Verbrechens angeklagt, welches, glaube ich, ohne jedoch irgend welche perſönliche Meinung dabei geltend machen zu wollen, auf Mord lautete, und von einer Jury Ihrer Landsleute zu meinem großen Bedauern ſchuldig befunden worden. Ich habe Ihnen deshalb leider, indem ich nochmals meine perſönlichen Gefühle reſervire, anzukündigen, daß Sie am Halſe aufgehenkt werden ſollen, bis Sie todt — todt — todt ſind. Bitte, ſetzen Sie ſich und erlauben Sie mir nur noch die Frage, um welche Zeit es Ihnen am beſten paſſen würde, ſich henken zu laſſen?“

Nachſtehendes Muſter militäriſcher Beredtſamkeit gibt die „Wiener Sonntagszeitung“ zum Beſten: Die Compagnie iſt vom Exerziren eingerückt. „Laſſen Sie noch einmal antreten, ich möchte eine Rede halten,“ wendet ſich der Hauptmann an den Feldwebel. Es geſchieht. Die Mannſchaft ſteht in Reih und Glied. Der Herr Hauptmann tritt an ſie heran und ſpricht wörtlich Folgendes: „Is dös heut an Exerziren geweſen, ös Viecher, ös! Abtreten! Marſch!“

Ein Pariſer Correſpondent der Köln. Z. erzählt: Am Neujahrstage ereignete ſich in den Tuilerien ein ſehr komiſcher Vorfall. Der Sohn des Vicekönigs von Egypten, der hier erzogen wird, hatte ſich nämlich um 5 Uhr Abends in die Tuilerien begeben, um dem kaiſerlichen Prinzen den Beſuch zu erwidern, den ihm dieſer am nämlichen Tage abgeſtattet. Man lud den jungen Prinzen zum Diner ein, was dieſer auch annahm, da man ihm ſagte, daß daſſelbe im vertraulichen Kreiſe ſtattfinden werde. Als er nun aber plötzlich mehrere Damen in reicher Toilette eintreten ſah, ergriff ihn ein paniſcher Schrecken. Er ſtürzte zum Saale hinaus und lief ſpornſtreichs nach ſeiner Wohnung zurück. Sein Gouverneur, der ihm nachjagte, holte ihn erſt an ſeiner Wohnung ein, ohne ihn jedoch beſtimmen zu können, wieder nach den Tuilerien zurückzukehren.

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayſer in Kaiſerslautern.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 6. Donnerstag, den 21. Januar **1869.**

Der Fischzüchter.

(Fortsetzung.)

VII.

„Du hast Dich versessen, altes Haus," sagte der Doktor zu seinem Gefährten, indem sie die Straße entlang fuhren. „Sechs Jahre lang bist Du nicht aus Deiner Villa gekommen, sagst Du? Das ist ein Verbrechen geradezu; der Mensch ist ein geselliges Thier, er ist darauf angewiesen, in Gesellschaft zu leben, denn der Einzelne kann sich nicht helfen; höre nur, was der Dichter sagt;

Der Mensch bedarf des Menschen sehr
Zu seinem hohen Ziele;
Viel Tropfen bilden erst das Meer.
Viel Wasser treibt die Mühle. ꝛc.

Da hast Du denn so ein recht philisterhaftes Leben geführt. Des Morgens Kaffee getrunken, um 11 Uhr gefrühstückt, um 2 Uhr dinirt, um sieben den Thee genommen und nach acht in den Federn verschwunden, und so verlebt einen Tag wie den andern. Das glaub' der Kuckuk! Eine solche Lebensweise rächt sich, Du machst die Erfahrung an Dir selbst. Nun kommt noch dazu, daß sich der Mensch in seiner Abgeschlossenheit von der Außenwelt, oder in seiner alltäglichen, einförmigen Umgebung allerlei Grillen in den Kopf setzt? Ist es anders möglich? — Du siehst Dein hübsches Pflegekind täglich, stündlich vor Dir, beobachtest den Entwickelungsgang des reizenden Geschöpfes, bist stumm und taub gegen alle Vorstellungen der Vernunft und hast daher nichts Eiligeres, nichts Wichtigeres zu thun, als Dich in sie zu verlieben. Das kostbare Werk, das Du mit Mühe und Fleiß aufgebaut, willst Du nun mit roher Hand zertrümmern. Statt die Glücklicherzogene dem verdienten Glücke entgegenzuführen, willst Du sie in's Elend stürzen. — Erwacht Dein Gewissen nicht, wenn Du Dir selbst sagen mußt, das, was ich vorhabe, ist ein Frevel gegen die Natur? Ein Greis und ein Kind wollen ein Bündniß schließen!"

„Höre, junger Freund," gegenredete der Apostrophirte, „neulich sagte mir der Baron v. Essenz, die Natur habe schlechterdings nicht Alles vollkommen gemacht, es kämen viele Mängel vor, sie mache Versuche wie jeder Industrielle, und ich glaube, in diesem Punkte hat er ganz recht. Wenn die Natur selbst Versuche macht, warum sollte ich es in meinem einundachtzigsten Jahre nicht auch noch einmal versuchen, zu heirathen?"

„Habe nichts dawider," versetzte der Doktor; „mache den Versuch mit einer Matrone von Neunzig. Das paßt, das ist naturgemäß."

Der Arzt — er kutschirte selbst — hielt vor einem neuen, stattlichen Gebäude an.

„Ist das Dein Landgut?" fragte der Commerzienrath ganz erstaunt.

„Allerdings," erwiderte der Gefragte und sprang aus der Calesche.

„Blitz und alle Hagel!" wunderte sich der Alte; „das ist ja ein wahrer Feenpalast!" Er stieg ebenfalls aus und folgte seinem Wirth in den innern Hofraum. Ein Diener hatte das Gefährt in Empfang genommen.

Der Doktor führte seinen Gast durch einen langen Gang. Auffallend war es diesem, daß er von einer Seite her ein mächtiges Commando vernahm, wie: „Achtung! Ganzes Bataillon, marsch! — Donnerwetter! Unterexerzirt, aufgepaßt! Ich will den Kerls Beine machen! — Bataillon, halt! — Gewehr bei Fuß ꝛc," so ging das in Einem fort. Der alte Herr sah seinen Begleiter fragend an, dieser aber trat mit ihm im Erdgeschoß in ein sehr elegantes Zimmer. Hier nöthigte er ihn auf's Sopha und zog sodann den Glockenzug.

„Alsbald trat ein Mann herein, den wir später erst näher betrachten wollen. Er trug eine große Präsentirplatte von Holz auf seinem kahlen Schädel und setzte dieselbe auf den Tisch. Sie enthielt kalte Küche nebst einer Flasche Wein. Der Bringer dieses Frühstücks sprach kein Wort, er warf einen verschmitzten Blick auf den Gast, verbeugte sich und ging.

„Nun, greife zu, mein alter Freund," ermunterte der Arzt, und der Commerzienrath machte Gebrauch von der Einladung.

Kaum hatten die Beiden ihren Appetit gestillt und ein Gläschen Wein getrunken, als sechs Leute eintraten, über deren Aussehen der alte Herr sich nicht wenig wunderte. Diese Männer trugen graue Beinkleider und graue Jacken, die Füße stecken in schweren Lederschuhen und das Haupthaar ist kahl abgeschoren, die zurückgebliebenen Stummel stehen borstenartig in die Höhe. Die Blicke dieser Menschen sind unstät und verwerren und unheimlich, die Augen gläsern, die Physiognomieen bizarr, pfiffig, nichtssagend oder gemein. Die sechs Ankömmlinge standen in einer Reihe.

„Was gibt's?" fragte der Doktor.

Digitized by Google

„Bucephalus läßt sich entschuldigen, er hat heute keine Lust zum Rennen und liest im Xenophon," berichtete der Erste.

„Und Du?" fragte der Arzt den Zweiten; dieser antwortete:

„Die Seherin von Brevost hat die Sonne im Magen, sie bittet um etwas Nachtschatten."

„Und Du?"

„Julius Cäsar wird immer unruhiger, er verlangt einen Laufpaß nach Paris, damit er seinen Biographen züchtigen könne, der ihn verläumdet und ehrengekränkt habe," meldete der Dritte.

„Und Du?"

„Bachus und Gambrinus haben sich entzweit. Der Erstere will in ein Kloster geh'n, der Andere auswandern nach Neu-Seeland, in die Provinz Dragon."

„Und Du?"

„Die Königin der Nacht bittet um zwei Fixsterne; sie kann ihre Toilette nicht machen."

„Und Du?"

„Der Planet Jupiter will den Kometen von 1811 verklagen, weil er ihm einen Stoß zu geben drohte. Er bittet um einen Anwalt."

Der Arzt zog eine Schreibtafel aus der Tasche und schien etwas zu notiren, dann sagte er zu den seltsamen Supplicanten:

„Es ist gut; sagt Euern hohen Herrschaften, ihre Wünsche sollen befriedigt werden."

Die Deputation entfernte sich lautlos.

Wer beschreibt das Erstaunen des Commerzienrathes? Mit offenem Munde saß er da und traute seinen Ohren nicht. Es summte ihm im Kopfe, als ob ein Schwarm Bienen darin hauste. Was ihm am meisten auffiel, war die Gelassenheit, die völlige Ruhe des Doktors, mit welcher er diese Leute anhörte, als ob das alltägliche Dinge wären, die ihn schlechterdings nicht befremden könnten.

„Seltsam, seltsam!" sagte er endlich.

„Bucephalus war ja, wenn ich mich aus der alten Geschichte noch recht erinnere, das Leibroß Alexander des Großen."

„Ganz recht," erwiderte der Arzt.

„Und dieses Roß liest im Xenophon?"

„Ja, der Kerl hat Pferdeverstand!" lachte Schrötter.

„Dann die Königin der Nacht, Bachus und Gambrinus, die Seherin von Brevost, Julius Cäsar, der Planet Jupiter — mir schwindelt; man könnte verrückt werden!"

„Das merkst Du jetzt erst?"

Auf einmal ward die Thüre aufgerissen und der Glatzkopf von vorhin stürzte herein.

„Zu Hilfe! Zu Hilfe!" schrie er in gräßlichen Lauten. „Der General Rapp ist verwundet, er hat eine Bombe in den Eingeweiden und schlägt um sich, wie ein römischer Gensd'arm."

„Schockschwernoth," fluchte der Arzt und rannte zur Thüre hinaus. „Legt dem Ungethüm die Zwangsjacke an!" hörte man ihn noch schreien. —

Aber auch der Commerzienrath und der Kahlköpfige hatten das Zimmer verlassen und eilten auf den Hausgang. „Werden ihm seine Kunststücke schon vertreiben," meinte der Kahle. Ein furchtbares Brüllen, das mitunter in unartikulirte Töne ausartete, erscholl von jener Seite her, von welcher der alte Herr bei seinem Eintritt in dies wunderbare Gebäude die überlauten Commandoworte vernahm.

Drei Männer standen, gerade und unbeweglich wie die Kerzen, neben einander an der Wandung des Ganges. „Wer sind diese Drei?" fragte der Commerzienrath.

„Das wollen wir gleich erfahren," gab der Glatte zur Antwort und trat an die Männer heran. „Der Herr hier will wissen, wer Ihr seid?"

„Ich bin Alexander der Große," sagte der Erste. „Wenn ich auftrete, zittert die Erde."

„Ich bin Julius Cäsar; wenn ich nieße, fallen die Sterne vom Himmel," rühmte der Zweite.

„Hut ab, Pöbejer," befahl der Dritte und schlug dem erschreckenen Fischzüchter den Hut vom Kopfe. — „Ich bin Napoleon I., Kaiser des Universums; wenn ich mich räuspere, erschrickt die Welt."

„Ein Flegel ist das!" murmelte der Alte, indem er seinem Hut nachlief, der durch den Gang rollte. Er verfügte sich mit dem Kahlköpfigen wieder in das Speisezimmer, den Doktor abzuwarten. Der Commerzienrath saß im Sopha und der Glatte nahm einen hölzernen Lehnstuhl, drehte ihn um, so daß er rittlings darauf zu sitzen kam; er legte die Arme kreuzweis über die Lehne und ruhte mit dem Kinn auf den Armen.

Dieser Mann ist schlank gewachsen, groß, hager und spindeldürr; sein Kopf ist, wie schon bemerkt wurde, kahl und glatt wie ein Spiegel. Der Schädel ist an den Seiten eingedrückt, so daß er schmal nach hinten läuft und in einer abgestumpften Spitze endet. Die runden, kleinen Augen sind stechend, die Oberlippe ragt über die untere hervor und das Kinn tritt gegen den Mund zurück, dies gibt der Physiognomie den Charakter eines Eichhörnchengesichts. Die Farbe des Antlitzes ist blaß und die Haarstoppeln des schwarzen Bartes, der nur selten rasirt wird, geben ihm einen schmutzigen Anschein. Er spricht nicht zusammenhängend, sondern stoßweise.

„Sagen Sie mir um des Himmelswillen, was ist das für ein Haus?" fragte der Commerzienrath.

„Das merken Sie noch nicht?" gegenfragte der Kahle.

„Mir kommt es vor wie ein Irrenhaus."

„Das hätten Sie getroffen."

„Aber der Doktor sagte mir doch —"

„Pah! der Doktor ist auch ein Narr, so gut wie die Anderen."

„Und Sie?"

Digitized by Google

„Ich euch, aber ich tausche mit Keinem."

„Wie so?"

„Ich weiß, daß ich ein Narr bin; die Andern aber halten sich für kluge Leute und überhaupt für das, was sie sich einbilden zu sein."

„Wie konnte mich aber der Doktor hierher bringen?"

„Nach dem, was ich gehört habe, sind Sie ganz an der richtigen Adresse. Sie wollen ein junges Mädchen von neunzehn Jahren heirathen. Das ist die größte Narrheit, die ich mir denken kann; entweder machen Sie das Geschöpf namenlos unglücklich, oder sie setzt Ihnen Hörner auf. Na, nach Verlauf eines Jahres wird sich Ihre Hitze schon abgekühlt haben."

„Ein ganzes Jahr lang soll ich hier bleiben?" rief der Alte mit Schrecken.

„Vielleicht noch länger," antwortete der Glatzköpfige lakonisch, „es kommt Alles darauf an, wie Ihre fixe Idee sich gestaltet."

„Allvater der Welten, wo bin ich hingerathen!" ächzte der alte Herr.

„Ihre Angehörigen thun ganz recht daran, Ihnen Zeit und Muße zu lassen, damit Sie einsehen, was für ein großer Thor Sie sind. — Was mich betrifft, ich kann mich trösten, denn ich sehe es ein, daß ich ein Narr bin; sobald Sie zu dieser Erkenntniß gekommen sind, werden Sie ganz ruhig und zufrieden sein; so lange Sie sich aber für klug halten, sind Sie unglücklich."

„Möglich, aber sie ist gut. Meine Narrheit ist mir angeboren. Von Jugend auf setzte ich mir in den Kopf, etwas Rechtes zu lernen. Umsonst, es ging mir wie dem guten Faust, je mehr ich lernte, je mehr sah ich ein, daß ich nichts lernen könnte; aber ich hatte Grundsätze und wurde Privatlehrer, so was man sagt, außerordentlicher Professor, Schriftsteller, Schöngeist, kurz, ich war ein ausgemachter Narr. So behauptete ich z. B. daß die Revolution seit dem sogenannten Staatsstreich am 2. Dezember 1851 noch immer nicht eine Leiche sei; sie ist zwar in die Enge getrieben, lehrte ich, und scheint nur machtlos und entkräftet zu sein.

(Fortsetzung folgt.)

Ein niederbayerischer Hexenprozeß im Jahre 1868.

Münchener Blätter schreiben: Nachträglich erhalten wir von zuverlässigster Hand einen Bericht über einen Hexenprozeß, der sich in der bekannten Deggendorfer Gegend zutrug, in jener Gegend also, wo der Weizen eines Dr. Pfahler und ähnlicher Finsterlinge blüht.

Man traut beim Lesen dieses Prozesses den eigenen Augen kaum, daß solche Dinge im 19. Jahrhundert noch möglich sein können. Mitte Juli 1868 erkrankten im Stalle des Bauers Johann Hartenberger zu Ilgwing plötzlich mehrere Viehstücke. Statt Anzeige beim Bezirksamte von der ausgebrochenen Lungenseuche zu machen und einen Thierarzt beizuziehen, eilte Hartenberger, welcher den Stall verhext hielt, in den Pfarrhof zu Grattersdorf, und ersuchte den dortigen Kooperator, Jakob Heininger, aus dem verhexten Stalle die Hexe auszutreiben. Hochwürden kam eiligst, benedizirte den verhexten Stall, aber der Segen muß zu schwach gewesen sein — denn Stück um Stück des schönsten Viehes krepirte. Der arme Bauer ersuchte den Herrn Kooperator nochmals um den Segen, der geistliche Herr kam auch wiederholt (jedesmal um 2 fl.), exorcirte aus Leibeskräften, aber die Hexe war aus dem Vieh nicht mehr auszutreiben, und so gingen 5 der schönsten Ochsen und 2 Kühe zu Grunde, wodurch dem Bauer ein Schaden von circa 700—800 fl. verursacht wurde. Nun erhielt der Thierarzt und das Bezirksamt von dieser Lungenseuche Kenntniß und letzteres forderte sofort das katholische Pfarramt Gattersdorf zur Erklärungsabgabe auf, worauf Pfarrer Ritter von Hilger eine Vertheidigung seines Kooperators an das Bezirksamt einschickte, die als interessantes kulturhistorisches Aktenstück gelten mag; wir entnehmen derselben folgende Stellen, die wir wortgetreu abdrucken: „Auf die geehrte Zuschrift vom 20. Juli 1868 diene Folgendes zur Antwort: Daß mein hochwürdiger Hr. Kooperator Jakob Heininger in der Stallung des Bauers Johann Hartenberger zweimal eine Benedition (Exorcismus) vorgenommen hat, ist wahr, wie er selbst zugibt; daß er dem Vieh etwas zum Anhängen gegeben hat, ist durchaus unwahr, wie er behauptet; wenn er aber auch zum Anhängen etwas Geweihtes oder dergleichen gegeben hätte — obgleich es nicht geschah — so ginge dieß einen Thierarzt gar nichts an, im Gegentheile, der Hr. Veterinärarzt wäre strafbar, wenn er sich anmaßen würde, in religiöse Dinge sich einzumischen!!! jedesmal erhielt mein hochw. Hr. Kooperator 2 fl. und nicht 1 fl.; genanntes Geld erhielt er nicht für die Benediktion, sondern für den Gang dahin, gleichwie der Beamte die Diäten für den Gang bezieht und nicht, um Recht zu sprechen; der katholische Priester empfängt schon durch vier niedere Weihen — von den drei höheren gar nicht zu sprechen — die geistliche Gewalt zu benediziren; nur hat er diese Gewalt, der geistlichen Ordnung wegen, mit Erlaubniß des betreffenden Pfarramtes auszuüben; der hochw. Herr Kooperator Jakob Heininger fragte immer, wenn Leute zu ihm kamen, die ein derartiges Vertrauen zu ihm hatten, ob das Vieh nicht körperlich krank ist, denn in solchem Falle müßten sie sich an den Thierarzt wenden, er kenne und wolle nur helfen, wenn es „verhext" ist; er könne nur die Hexe austreiben, wenn eine im Thiere ist, durch seine Benedition (!); für etwas Anderes, für eine leibliche Krankheit, könne er nicht helfen. Wenn nun die Leute be-

Digitized by Google

haupten, das Thier sei verhext und ihn bitten, er möge kommen und die Hexe austreiben, nur dann kommt er und benedizirt; daß die Veterinärärzte zugleich Hexenmeister sind, spricht kein Gesetz aus; ob wirklich immer eine Hexe, wie angegeben, im Thiere vorhanden war, könnte nur durch einen Hexenprozeß annähernd entschieden werden, da aber diese nur im finstern »Mittelalter« im Schwunge waren, seit geraumer Zeit aber abgeschafft wurden, so hat ein Angriff von dieser Seite her nicht viel Aussicht auf Erfolg; daß weder der Eigenthümer des Viehes noch mein hochw. Kooperator J. Heininger die leibliche Krankheit des Thieres erkannten, ist klar daraus zu ersehen, daß die Benedikion nicht auf die Lungenseuche oder auf eine körperliche Krankheit hingerichtet war, sondern nur auf die etwa darin sich befindende Hexe, also paßt der Artikel 123 des Pol.-Straf.-Gesetzb. nicht im mindesten darauf, und man kann zwar an einen Thierarzt die Forderung stellen, daß er die leiblich körperliche Krankheit des Thieres kenne, aber nicht an einen Geistlichen oder an einen Beamten, abgesehen davon, daß nicht jeder Thierarzt vor der Sektion die Krankheit genau ermitteln kann; ebensowenig wurde ein Verstoß gegen Art. 712 des PStGB. begangen, da es sich nicht handelte um Heilung einer äußeren oder inneren Krankheit, sondern um Austreibung einer Hexe. Kein Professor der Thierarzneikunde wird aber bisher noch je seine Schüler gelehrt haben: die Hexe sei eine Thierkrankheit!!!«

Wegen Mangel an ausreichenden Bestimmungen unseres Strafgesetzbuches konnte Kooperator Heininger nicht zur Strafe gezogen werden. Bauer Hartenberger aber wurde in öffentlicher Sitzung des Landgerichts Hengersberg vom 5. Okt. 1868 wegen Uebertretung gemeingefährlicher Beschädigung an Thieren und in Bezug auf Thierkrankheiten nach Art. 123 des PStGB. mit 25 fl. Geldbuße und 8 Tagen Arrest bestraft und in die sämmtlichen nicht unerheblichen Kosten verurtheilt. Geduldig ertrug er die Strafe und war zu einer Appellation nicht zu bewegen, des festen Glaubens, die Hexe habe ihm sein Vieh umgebracht!

Verschiedenes.

Die »Essener Ztg.« erzählt aus Essen: »Ein hiesiger Brauereibesitzer entschloß sich noch im Spätherbste seinen Lagerkeller zu erweitern und wurde, damit die Arbeit noch vor Eintritt des Frostwetters beendet sei, eine große Anzahl von Taglöhnern zum Ausschachten des Baugrundes angenommen. Zum Aerger des Bauherrn wie des Unternehmers wollte jedoch diese vorbereitende Arbeit gar nicht recht vorwärts schreiten, einmal wegen des regnerischen Wetters, sodann aber wegen der angebornen Schneckenhaftigkeit der ehrsamen Ritter von Hacke und Schippe. Auf einmal zeigte sich an der Baustelle ein ungemein reges Leben; noch vor Tagesgrauen waren sämmtliche Arbeiter auf dem Platze und schafften den ganzen Tag über mit einer Hast und Emsigkeit, die nie ihres Gleichen hatte. Die beliebte Frühstücksstunde wurde freiwillig aus dem Leben gestrichen, zum Anzünden des »Stummels« war keine Zeit, nicht Sturm noch Regen wurden beachtet, und wenn einmal der Bauherr oder ein anderer einen der Arbeiter ansprach, so erhielt er die verweisende Antwort: »Herr, man muß Niemand bei der Arbeit stören!« Als in unglaublich kurzer Zeit der Grund bis zu einer Tiefe von 30 Fuß ausgeworfen, mußten die Fleißigen fast mit Gewalt von einem Eindringen in größere Tiefen abgehalten, zum Einstellen der Arbeit gezwungen werden, und mit einem letzten wehmüthigen Blicke schieden sie von der Stelle. Der Brauer aber rieb sich schmunzelnd die Hände und wechselte mit seinem Nachbar, der die Baustelle stündlich besucht und die Arbeit mit Interesse beobachtet hatte, ein Lächeln des vergnügtesten Einverständnisses. Was hatte die Arbeiter zu dem ungeheuren Fleiße angetrieben? Weßwegen lachten die Nachbarn so geheimnißvoll? Der Brauereibesitzer hatte in einen alten irdenen, von Salz zerfressenen Topf einen Pergamentstreifen gelegt, auf dem in alterthümlicher Schrift die Worte standen:

Hierunder ligt vill Geld begrawe,
Und wer et sint der soll et hawe.
Gedenke der Armen!

— hatte den Topf mit einem verwitterten Schieferstein zugedeckt und ihn 3 Fuß tief in den auszuschachtenden Baugrund vergraben.«

Logogryph.

1 treibt oft zu Mord und Diebstahl,
Dn gelangst durch es zu Ehren,
Sehr willkommen bin ich überall;
Müßt' ich dessen nie entbehren!

2 kann selbst den Tod dir bringen,
Oft theilt Lieb' es aus, entzückend
Wird's vom Wald in's Ohr dir bringen;
Oft begegnet es den Kindern.

$\frac{2}{1}$ probir' es es nicht,
Dies Verbrechen kommt gewiß an's Licht.

Auflösung der Charade in Nr. 5:

Alles gröbere Geschütze,
Und darunter die „Haubitze" —
Alle Vor- und Hinterlader,
So die ältern wie die neuen,
Die aus ihrem schwarzen Krater
Tod nur und Verderben speien:
Hol' der Teufel! dixi.

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 7. Sonntag, den 24. Januar *1869.*

Der Fischzüchter.

(Fortsetzung.)

Wer sie für völlig abgestorben hält, der kennt ihre intensive Kraft nicht. Sie ist seit ihrem gewaltsamen Auftreten gegen siebenzig Jahre alt geworden, aber sie hat nicht gealtert; sie ist vielmehr während dieses langen Zeitraums erfahrener, kühner und unternehmender geworden, und hört man jetzt auch öffentlich nichts von ihr, so wirkt sie im Geheimen um so mehr. Längere Zeit schon hat sie fast ganz Europa unterminirt und es bedarf blos eines Funkens und die Explosion erfolgt. Gerade diejenigen, die das meiste persönliche Interesse dabei haben, diesen Ausbruch zu vermeiden, thun nicht das Geringste dazu, den vorhandenen Zündstoff zu entfernen; sie wiegen sich in den Gedanken ein, alle Gefahr sei vorüber; auf diese Weise arbeiten sie, ohne daß sie es wissen oder wollen, den Revolutionsmännern in die Hände. Unter diesen Ewigblinden steh'n die Geldsäcke obenan. Die Gesammtbevölkerung von ganz Europa beläuft sich nahezu an 280 Millionen Seelen und die Zahl der Kapitalisten kann man höchstens auf 10 Millionen annehmen. Diese Menschen sind es, die durch ihre schwindelhaften Unternehmungen, durch ihre lustigen Spekulationen sich jeden Vortheil zu verschaffen suchen; die Tag und Nacht nur darauf denken, alles Kapital an sich zu reißen, so daß der wohlhabende Mittelstand, wie es bereits in England schon ist, gänzlich verschwinden müßte und es in Europa dann nur 10 Millionen Reiche und 270 Millionen Bettler gäbe. Schöne Aussichten das, nicht wahr? — Nun ja, ich hatte närrische Ideen, aber kein Glück, und ich sage Ihnen, ein Quentchen Glück ist besser, als ein Centner Verstand."

Der Kahlkopf schwieg und fuhr sich mit der Hand über die Glatze.

In diesem Augenblick trat Doktor Schrötter herein.

Der Commerzienrath lief auf ihn zu und streckte ihm die Hände entgegen. „Mensch, Bruder!" rief er fast unter Thränen, was hast Du mit mir vor? Du hast mich in's Irrenhaus gebracht!"

„Ja" — sagte der Arzt, „das ist mein Landhaus, meine Werkstätte, mein Atelier, wie Du willst. Gefällt Dir's nicht hier?"

„Den Teufel auch! Gib mich frei, Bandit, ich sehe ein, daß ich ein Narr war, weil ich mein Pflegekind heirathen wollte; ich sehe ein, daß dies die größte Thorheit von der Welt wäre, und der Mensch da hat ganz recht, wer seine Narrheit einsieht, ist glücklich. Ich verspreche Dir, nicht mehr an diese Heirath zu denken; Rosa Maria mag heirathen, wen sie will, ich ertheile ihr meinen Segen."

„Ah!" machte der Doktor, „geigst Du auf dieser Saite? Du warst ja schnell kurirt. Heda Wimper," sagte er zu dem Langen, „man soll meine Calesche anspannen," dann zum Commerzienrath gewendet: „Du darfst nicht vergessen, den Wechsel auszustellen, wir müssen zurück in den goldenen Löwen."

„Hurrah!" schrie der Alte und hängte sich in den Arm des Doktors. Zehn Minuten später hatten sie das Irrenhaus im Rücken.

VIII.

Und abermals finden wir den Commerzienrath im Bett, jedoch unter ganz anderen Umständen als Tags vorher im goldenen Löwen zu L. Wer schildert sein Erstaunen, als er die Augen aufschlägt? Dort steht sein Sekretär, mitten im Zimmer der runde Tisch mit dem rothen Sammtteppich, hier der Waschtisch, vor'm Bett das niedliche Nachttischchen, an der Wand die Pendule, die beiden gepolsterten Schaukelstühle, das Rehfellchen auf dem Boden — kurz und gut, er ist zu Hause, er befindet sich in seinem Schlafgemach, in seinem Bett. — Wie ist er nur hierher gekommen? — Eine dunkle Erinnerung, die indeß immer bestimmtere Conturen annimmt, versetzt ihn in den goldenen Löwen zu L., er besinnt sich auf die enorme Zeche, doch ist ihm nicht klar, ob er den dafür verlangten Wechsel ausgestellt oder nicht; er gedenkt seines Aufenthaltes im Irrenhause, besonders deutlich steht der Kahlkopf vor seinen inneren Sinnen, und er weiß noch jedes Wort, welches dieser Mensch gesprochen. Daß er mit dem Doktor Schrötter wieder zurück nach L. gefahren, weiß er auch, ebenso, daß er diesem versprochen, von seinem Vorhaben, Rosa Maria zu ehelichen, abstehen zu wollen. Mit Scham denkt er daran, daß er sich so weit vergessen konnte, mit einem jungen Manne, der kaum die Fünfzige überschritten, wie jener Arzt, Brüderschaft zu machen. Alle Vorfälle, deren er sich jetzt erinnert, scheinen sich gestern ereignet zu haben, obschon er mißtrauisch denkt, es könne zwischen seinen Erinnerungen und heute ein größerer Zwischenraum liegen. Endlich aber ge-

Digitized by Google

denkt er der Seinen. Vorwürfe hat er nicht zu befürchten, wohl aber höhnische Bemerkungen, ärgerliche Redensarten, unbeantwortbare Fragen, kurz, die Lage, in welcher er sich befindet, ist jedenfalls eine peinliche.

Es klopfte leise an der Thür; mit schwankender unsicherer Stimme rief der Alte: „herein!"

Die Thüre öffnete sich und Seffs rothes, hausbackiges Gesicht wurde sichtbar. „Sind der Herr Commerzienrath schon munter?"

„So komm' doch ganz herein und mach' die Thüre zu," befahl der alte Herr.

Seff that, wie ihm befohlen ward.

„Ich habe eine weite Reise gemacht, Seff, und bin lange ausgeblieben. Ihr glaubtet wohl, ich würde gar nicht wiederkommen?"

„Nu, was das betrifft — wir wußten ja, wo Sie waren."

„Das wußtet Ihr?"

„Freilich, bei dem Herrn Baron von Essenz."

„Ganz recht, aber ich bin weiter, viel weiter gewesen!"

„In so kurzer Zeit?"

„Ja, ja, die Zeit ist mir auch nicht lang geworden; aber das Reisen strengt an, man merkt, daß man älter wird, alle Glieder thun mir weh. Auch das Gedächtniß wird schwach; so kann ich mich z. B. gar nicht erinnern, wann ich nach Hause gekommen bin."

„I, heute Nacht um 2 Uhr."

„Um 2 Uhr? — Bin ich denn allein gekommen?"

„Bewahre! Der Herr Baron und der Herr Doktor von L. — der Baron nannte ihn scherzweise nur den Narrendoktor, die beiden Herren haben Sie herauf gebracht und ich half Ihnen, Sie auszuziehen, Herr Commerzienrath, denn — —" hier steckte der Bursche.

„Nun, rede nur weiter," ermunterte der Alte.

„Ha, ha, ha!" lachte Seff, so habe ich den Herrn noch gar nicht gesehen, wie gestern; es war ein rechter Spaß!"

„Ich war wohl recht lustig?"

„Ne, lustig nicht, aber duselig, so wie man sagt, recht weinselig."

„Also betrunken, sag's nur gerade heraus."

„Ach, das schickt sich nicht!"

„War denn Rosa Maria noch auf? Hat sie mich gesehen?"

„I bewahre, die hatte sich schon um zehn Uhr niedergelegt."

„Höre, mein Junge, geh' zur Köchin und sage, sie soll Dir eine Kanne voll siedend heißes Wasser geben; ich habe echten chinesischen Thee mit aus der Residenz gebracht, den will ich mir selbst zubereiten. Dann geh' dort an meinen Sekretär, an der rechten Seite hängt der Hauptschlüssel, nimm ihn und hole mir aus dem Keller eine Flasche Arak und eine Flasche Burgunder. Rechts, wenn Du die Treppen hinunterkommst, liegt Arak und Rum, betrachte die Etiquetten genau, damit Du nicht fehl greifst. Links, ganz hinten im Keller, auf dem nassen Sandhaufen, liegt Burgunder und Champagner, also pass' auf, daß Du nichts Falsches bringst."

„Pah," ich kann ja lesen" — Er wollte fort.

(Schluß folgt.)

Ueber Brodbereitung ohne Sauerteig nach Horsfords Verfahren.

Von allen Nahrungsmitteln für den Menschen erleidet das Korn bei der Umwandlung in Mehl die stärkste Einbuße dadurch, daß ihm bei dieser Umwandlung der größte Theil der Nährsalze entzogen wird, indem man das Korn nicht vollständig auswählt, und einen großen Theil der Nährstoffe in den Kleien läßt.

Man will nur weißes Mehl, ohne zu bedenken, daß, je weißer das Mehl, desto geringer der Nährwerth ist.

So wie erfahrungsgemäß durch Auswaschen des Fleisches, sei's roh oder gekocht, demselben die Nährsalze entzogen werden, und auf diese Weise als nährendes Mittel ganz unfähig gemacht werden kann, ebenso verliert das Mehl seinen Nährwerth, wenn man die Nährsalze in den Kleien läßt.

Diese Nährsalze heißen Phosphate, das heißt: Verbindungen der Phosphorsäure mit Kali, Kalk, Bittererde und Eisen.

Wenn man nun weiß, daß in dem Waizen und Korn in 1000 Gewichtstheilen 21 % Nährsalze und namentlich im Waizenkern 8,94 und im Korn 5,65 Phosphorsäure enthalten sind, dagegen in 1000 Gewichtstheilen Waizenmehl nur 5,5 Gewichtstheile Nährsalze und in diesen nur 2½ % Phosphorsäure; dann in 1000 Gewichtstheilen Kornmehl nur 13 % Nährsalze, demnach 7½ % weniger als im Korn enthalten sind, so liegt es außer allem Zweifel, daß dieser Ausfall von Nährsalzen in den Kleien sich befindet.

Bei einer Analyse von 1000 Gewichtstheilen Waizenkleien fand man 53—60, und bei 1000 Gewichtstheilen Kornkleien 51 % Phosphate, also in den Waizenkleien 2mal und in den Kornkleien 2½mal mehr, als in gleichem Gewicht von Waizen und Korn.

In 100 Gewichtstheilen der Nährsalzen sind

	a. in Waizenkleien	b. in Kornkleien
1) Phosphorsäure	24,3	21,03
2) Kali	30,12	23,03
3) Phosphors. Kalk, „ Bittererde, „ Eisen	43,93	50,96

enthalten. Hieraus ergibt sich, daß beinahe die ganze Hälfte der Nährsalze die im Mehl fehlen, aus phosphorsaurem Kalk und Bittererde besteht, jenen Bestandtheilen, welche zur Bildung, Kräftigung und Erhaltung des Knochenbaues dem menschlichen Körper unentbehrlich sind.

Digitized by Google

Es ist deßhalb eine wichtige Aufgabe für die Technik, Mittel und Wege zu finden, um den Nährwerth des Mehles, der oft 12—15 % geringer ist, als der im Korn selbst enthaltene, jenem des Korns gleich hoch herzustellen, wodurch ein Resultat erzielt würde, das gleichbedeutend wäre einem Mehr-Ertrag an Korn von 1/7 bis 1/5 des wirklich produzirten Korns in einem Lande.

Von diesem Gesichtspunkte ausgehend hat vor Jahren ein Professor Horsford zu Cambridge in Nordamerika versucht, diese Aufgabe zu lösen, indem derselbe dem Mehl jene fehlenden Bestandtheile, wie oben bemerkt, beizusetzen versuchte, welche demselben durch die Kleien entzogen sind.

Dieses chemische Mittel zerfällt in zwei Präparate, einem sogenannten Säurepulver und einem Alkali-Pulver.

Das erstere enthält Phosphorsäure in Verbindung mit Kalk und Bittererde, das andere doppelt kohlensaures Natron.

Diese beiden Präparate werden mit dem Mehl innig gemischt, mit Wasser zu einem Teige bereitet, daraus Brode geformt und diese sogleich in den richtig geheizten Ofen eingeschlossen.

Schon während der Teigbildung tritt eine gegenseitige Zersetzung der Präparate ein; die Phosphorsäure verbindet sich mit dem Natron und treibt die Kohlensäure aus, welche den Teig aufbläht und beim Backen die Porösität bewirkt.

Prof. Horsford bereitet das Säurepulver, indem er reine fleischlose Knochen in einem Tiegel so lange glüht, bis dieselben weiß geworden, wodurch phosphorsaurer Kalk und Bittererde erzeugt wird. Die so gebrannten Knochen werden fein gepulvert, dann mit einer Menge Schwefelsäure digerirt, welche hinreicht 2/3 Theile des vorhandenen Kalkes zu neutralisiren und 2/3 Theile der Phosphorsäure in Freiheit zu setzen; der gebildete Gyps wird durch Filtration von der sauren Flüssigkeit getrennt, und diese bis zur Honigkonsistenz eingedampft.

Nach dem Erkalten gesteht die Masse zu einer weichen, kristallischen, welche aus saurem phosphorsaurem Kalk und Bittererde besteht.

Vor dem Erstarren wird der honigdicken sauren Masse fein gepulvertes reines Stärkemehl zugesetzt, so daß ein fester bröckliger Teig entsteht, der in diesem Zustande in einem warmen Trockenraume vollständig von allem Wassergehalte befreit wird, und dann als eine schneeweiße feste Masse erscheint, die sich leicht in Pulver verwandeln läßt, das an der Luft nicht feucht oder schmierig werden darf.

Ist auf diese Weise das Säurepulver hergestellt, so ermittelt man, wie viel von demselben nöthig ist, um ein gegebenes Gewicht doppelt kohlensaures Natron, so zu neutralisiren, daß die Mischung eine schwach saure Reaction behält.

(Schluß folgt.)

Verschiedenes.

Unsere Leser werden sich wohl noch jener fürchterlichen Räubergeschichte während des verflossenen Sommers erinnern, in welcher ein Landmetzger aus M., in Niederbayern, die Haupt- oder vielmehr die einzige Rolle spielte. Derselbe kam, nachdem er an drei Wochen spurlos abwesend, und zu Hause für verunglückt gegolten hat und betrauert wurde, eines schönen Morgens blos mit Hemd und Unterbeinkleid angethan, wieder an seinen Herd, in die Arme seiner freudig überraschten Gattin zurück, und erzählte eine fürchterliche Geschichte, daß er in der Gegend von Mengkofen von mehreren geschwärzten Kerls angefallen und ausgeraubt und sodann mit verbundenen Augen in eine Waldhöhle geschleppt, und dort während der ganzen Zeit seiner Abwesenheit gefangen gehalten und streng bewacht worden sei. Da er dieses Attentat auf seine Freiheit und seine Börse gerichtlich erhärtete, patrouillirte die k. Gensdarmerie-Mannschaft wochenlang in dieser harmlosen Gegend, ohne jedoch die geringste Spur eines Räubers oder einer Räuberhöhle zu entdecken. In einem der Gensdarmen stieg nun der Verdacht auf, „meldet der «K. f. N.», daß die ganze Räubergeschichte aus irgend einem Grunde fingirt sein könnte, und suchte er deshalb um Urlaub und Bewilligung nach, um der Sache möglichst auf die Spur zu kommen. In Civilkleidung verfolgte dieser geschickte und tüchtige Mann die Spur des angeblichen Opfers durch halb Niederbayern und Oberbayern von Wirthshaus zu Wirthshaus, bis sie in München in den breiten Strom der dortigen problematischen Existenzen verlief. Mit ungeheurer Mühe und Geduld gelang es ihm jedoch, den Faden zu dem Knäuel zu finden, und zeigte sich der Mittelpunkt desselben als ein holdseliges Frauenzimmer, in deren brallen Armen das angebliche Räuberopfer den größten Theil der vorgeblich in der Höhle gefangen gewesenen Zeit zubrachte. Es löste sich somit diese finstere Räuberhistorie mit Ausnahme der Hauptperson und wohl auch der getäuschten Gattin, zur allgemeinen Befriedigung auf. Der betreffende liebesehnende Landmetzger wurde, wie es scheint, auf langsame und friedliche Weise ausgeraubt, und wird er bei der Rückkehr sich kurz vor seinem Heimathdorf noch der überflüssigen Kleidungsstücke entledigt haben, um seiner Erzählung auch eine schauerliche Illustration geben zu können. Das für den Betreffenden unangenehme Nachspiel der Geschichte ist jedoch, daß er unlängst durch die k. Gensdarmerie abgeholt und nach Straubing geführt wurde, um dorten sowohl über diese Begebenheit, als auch noch über einen anderen damit in Verbindung stehenden Fall möglichst genaue Auskunft zu geben.

Digitized by Google

Vor Kurzem kam ein junger Mann in New-York in einen Club, dessen Mitglieder zu der Klasse der sogenannten „Loafers“ gehören. Er traf dort einen Bekannten, welcher ihm im Laufe des Gespräches einen Ring mit einem Solitär zeigte, der anscheinend 1200 Dollars werth war. Seine Offerte von 600 Dollars wurde angenommen, und der junge Mann freute sich seines Kaufes. Am nächsten Tage ging er zu einem Juwelier, ließ den Ring taxiren und mußte zu seinem nicht geringen Erstaunen hören, daß derselbe nicht über 30 Dollars werth sei. Er ließ sich nun von dem Juwelier einen echten Ring machen, welcher genau wie der falsche aussah, bezahlte 1200 Doll. für denselben mit der Bedingung, daß er ihn gegen einen kleinen Verlust zurückgeben dürfe, und ging Abends wieder in den Club. Hier hatte man sich über ihn lustig gemacht, was er aber nicht zu bemerken schien. Im Laufe des Abends brachte er das Gespräch auf den Ring an seinem Finger, und behauptete, einen vorzüglichen Kauf gemacht zu haben, denn der Ring sei 1200 Dollars, also doppelt so viel werth, als er dafür bezahlt habe. Man lachte, und der Betrogene anscheinend ärgerlich gemacht, wettete mit verschiedenen Mitgliedern zum Betrage von 3000 Dollars, daß sein Ring echt und 1200 Dollars werth sei. Man ging zu einem Juwelier und der junge Mann gewann natürlich die 3000 Dollars, indem er den echten Ring vorzeigte. Nun kam auch der Betrüger und verlangte den Ring zurück mit dem Bedeuten, daß er dessen wirklichen Werth nicht gekannt habe. Er erhielt ihn auch, indem er 200 Dollars Reugeld bezahlte, und war also schließlich der betrogene Betrüger.

Eine nicht uninteressante Reminiscenz an den Staatskanzler Fürsten Metternich erzählt der Feuilletonist eines ungarischen Blattes: Eines Morgens läßt sich der dänische Gesandte bei dem Fürsten zur Vormittagsaudienz ansagen. Der Fürst befiehlt seinem Kammerdiener, ihm den dänischen Elephantenorden für die Audienz bereit zu legen. Der Diener sucht in dem Ordenskästchen und findet dessen ganzen Inhalt vollständig, nur die benöthigte Dekoration fehlt. Der Staatskanzler kann sich nicht erinnern, sie irgendwo anders hingelegt zu haben, die Zeit drängt, und er beauftragt den Kammerdiener, ihm bei einem bekannten Diplomaten, der im Besitze des Elephantenordens, denselben für eine Stunde auszuborgen. Das geschieht und der Fürst empfängt den Vertreter der dänischen Majestät mit dem entsprechenden Ordensschmucke. Der Anblick desselben übt aber sichtlich auf den Gesandten eine verblüffende Wirkung; er schaut unverwandt nach der Brust des Fürsten, steckt im Gespräche und trägt eine solche Miene des Aus-den-Wolken-gefallen-seins zur Schau, daß Fürst Metternich schließlich nicht umhin kann, ihn zu fragen, ob ihm etwas zugestoßen sei. „Nichts,“ erwiderte verlegen der Diplomat, „als daß in dem Ordensregister zu Kopenhagen ein erstaunliches Mißverständniß unterlaufen sein muß. Ich hatte mir die Audienz bei Euer Durchlaucht erbeten, um Euer Durchlaucht im Auftrage meines allergnädigsten Souveräns den Elephantenorden als Weihnachtsangebinde zu überreichen, und zu meiner Ueberraschung sehe ich nun den Orden bereits an der Brust Euer Durchlaucht. Die Ueberraschung war nun auf Seiten des Fürsten, die Ueberraschung — aber auch das Mißverständniß. In dem Gewimmel von Orden, mit denen er behängt war, hatte er nämlich ganz vergessen, daß er den Elephantenorden noch gar nicht besaß, und daß der Kammerdiener folglich wohl vergebens suchen mußte.

Der „Köln. Ztg.“ schreibt man aus Paris vom 18. d.: Ein eigenthümlicher Vorfall ereignete sich heute bei der Eröffnung der Kammern. Ein neuer Sekretär der amerikanischen Gesandschaft, der im Hotel de Louvre wohnt und sich nach dem Ständesaale begeben wollte, wurde von zwei Polizeidienern angehalten, die ihn fragten, wohin er wolle. Er antwortete auf Englisch einige Worte, worauf dieselben ihn festnehmen wollten. Der Amerikaner wurde aber wild und nahm die beiden Agenten am Kragen, indem er ihre Köpfe gegen einander stieß. Ein Offizier, der dieses sah, sprang herbei und fragte den Amerikaner nach seiner Karte. Derselbe zeigte diese nun vor, worauf der Offizier sowohl als die beiden Agenten tiefe Bücklinge machten und ihn passiren ließen. Für den Amerikaner war es ein Glück, daß er kein Franzose war, es würde ihm sonst schlecht ergangen sein.

Jüngst berichteten preußische Blätter mit großer Befriedigung, daß in Mexiko eine Stadt „Bismarck“ gegründet worden sei. Die Illinois-Staatszeitung berichtet darüber: Die am Conchofluße in Mexiko gegründete „Stadt Bismarck“, von welcher in allen Zeitungen Deutschlands die Rede war, besteht — einer Korrespondenz aus Fort Concho (Texas) an die N. O. Ztg. zufolge — aus einem einzigen „Piketshause“, welches mit einem alten ausrangirten Zeltdache überspannt ist und worin die Bewohner der ganzen Stadt: Herren und Knechte, Säugethiere, Vögel und auch Amphibien, ihren Aufenthalt haben. Wenn sich einmal spazieren reitende Herren von Fort Concho dorthin verirren, dann ist noch nicht einmal ein Sitz zu finden, da Möbel gänzlich als Ueberfluß und Luxusartikel betrachtet werden.

Auflösung des Logogryphs in № 5:

„Geldschlag.“

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 8. Donnerstag, den 28. Januar **1869.**

Der Fischzüchter.

(Schluß.)

„Und dann," fuhr der Alte fort, „lauf' im Hinterhaus zu der alten Bärbel, sie soll mir doch ihre Brille auf einen Augenblick leihen, ich habe die meinige verloren."

„O, wie Schade, die schöne gold'ne Brille! — Ja, ja, das kommt von der Anstrengung!"

„Aber geh' zur Hinterthüre hinaus, es braucht Dich, besonders mit den Flaschen, Niemand zu sehen."

„Keine Angst, die Herrschaften sitzen im vorderen Garten in der Laube beim Cafe."

„Was sind das für Herrschaften?" fragte der Commerzienrath neugierig.

„Der Herr Baron v. Essenz, der Narrendoktor, Ihr Herr Neffe und die Frau Doktorin," gab Seff zur Antwort und verschwand.

Also Rosa Maria ist nicht unter ihnen, dachte der Alte; aber daß Dr. Schrötter verheirathet ist, das hat er mir nicht gesagt, oder ich hab's vergessen, wie so viel Anderes. Mühsam erhob er sich von seinem weichen Lager und schlüpfte in den bequemen Schlafrock, der zwar alt und unscheinbar, ihm aber lieb war. Auch die einförmigen Filzschuhe fanden sich vor. Sein Kopf war eingenommen und etwas wüst, doch plagten ihn die entsetzlichen Schmerzen nicht, wie gestern oder vor einigen Tagen. „Ja, ja," brummte der Greis vor sich hin, indem er auf und niederschritt, „es ist etwas Wahres daran, man wird wieder kindisch, wenn man alt wird; ich kann mich nicht mehr selbst beherrschen, wenn ich ein Gläschen Wein getrunken habe, dann weiß ich nicht, was ich thue, daraus kann viel Unangenehmes entstehen, es ist daher gut, wenn ich mich unter eine gewisse Aufsicht stelle, ohne daß die Personen, die mich überwachen sollen, wissen, daß ich das so will; denn der Sclave eines fremden Willens will ich nicht werden; ich muß eine Aufsicht haben, die mich nicht genirt und die ich mir selbst gebe."

Seff trat ein, in der Hand eine Kanne mit heißem Wasser. Er stellte sie auf den Tisch und langte dann aus den großen Taschen seiner Beinkleider, über welche eine breite Schürze hing, zwei Flaschen hervor. Der Alte machte sich sogleich darüber her, sie zu entkorken, nachdem er vorher aus der stets bereitstehenden Zuckerdose Zucker in ein Glas geworfen und dieses mit heißem Wasser übergossen hatte. Die Art der Zubereitung der Nationalsuppe, wie Doktor Schrötter dies Getränke nannte, hatte er trefflich behalten. Er trank mit gierigen Zügen, obschon er das Glas etwas ungewiß und zitternd zu Munde brachte. Das gab sich bald, denn dieser Trank hat, wie es scheint, die gute Eigenschaft, die Nerven zu stärken, wenn auch nur für den Augenblick.

„Hier ist auch die Brille von der alten Bärbel," sagte Seff und überreichte dem Alten dieselbe; sie hatte eine dicke, plumpe Horneinfassung und die Gläser waren von vielen Ritzen durchkreuzt.

„Leg' sie nur dort auf den Tisch und erzähle mir nun, was es in den acht oder zehn Tagen, während meiner Abwesenheit, hier Neues gegeben hat, Seff."

Seff traute seinen Ohren kaum, als er von acht oder zehn Tagen hörte! — „Der Herr Commerzienrath sind ja erst vorgestern weggefahren," sagte der Bursche ganz perplex; „und an demselben Tage war auch die Hochzeit noch."

„Die Hochzeit?" schrie der Alte, „was für eine Hochzeit?"

„Sie hatten es ja so befohlen, sagte Ihr Herr Neffe, der Herr Dr. Bechelar."

„Ich hatte es so befohlen? — Wer hat denn geheirathet?" — Er stampfte mit beiden Füßen den Boden.

„Je nun, Ihr Herr Neffe und Fräulein Rosa Maria."

„Mich trifft der Schlag!" stöhnte der alte Mann und sank in einen Polsterstuhl. — Nach einer Pause ergriff er das Glas und trank und sagte dann mit halber Stimme: „nur weiter, erzähle nur weiter."

„O, es ging sehr lustig bei der Hochzeit zu," versicherte Seff, und nun begann er eine treue Relation zu machen von alle dem, was wir bereits wissen.

Der Alte hörte aufmerksam zu; dann erhob er sich und setzte die horneingefaßte Brille der alten Bärbel auf die Nase.

„Was ist heute?" fragte er.

„Donnerstag," antwortete Seff.

„Richtig, Donnerstag, der 8. Juni, und am 6. fuhr ich aus," brummte der Commerzienrath, indem er im Kalender nachsah. Ein Centnergewicht fiel ihm vom Herzen: also war es ja gar nicht möglich, daß er all' die dummen Streiche gemacht hatte, die man ihm zumuthete. Er hatte weder für 600 Thaler Champagner vertilgt, noch die

Digitized by Google

Kachelapparate des Barons zertrümmert, er hatte weder getanzt, noch sonstige Geschichten gemacht. Wenn ihm auch nun Alles klar wurde, Eins blieb ein Räthsel; wie konnte es seinem Neffen gelingen, sich an seiner Statt trauen zu lassen? — Darüber mußte er Aufklärung haben.

Er kleidete sich mit Hilfe Seffs an. Die Wanduhr zeigte halb Neun.

In derselben Laube, in welcher vorgestern die fidele Hochzeit des Doktor Bechelar mit der reizenden Rosa Maria gefeiert wurde, saß die kleine Gesellschaft der uns durch Seff bereits bekannten Personen beim Cafe. Die Unterhaltung wollte nicht recht in Gang kommen, alle Augenblicke stockte sie und es ließ sich nicht leugnen, daß ein unbehaglicher Druck auf allen Gemüthern laste. Besonders die hübsche junge Frau war sehr wortkarg und es schien ihr bänglich zu Muthe zu sein. Jeden Augenblick sah sie unruhig durch die Gezweige der Laube nach dem Portal der Villa und jetzt — jetzt erschien er, der alte betrogene Mann. Rosa Maria ward leichenblaß; die ganze Gesellschaft indeß erhob sich, dem alten Herrn entgegenzugehen.

„Nur ruhig," rief er ihnen entgegen, „bleibt ruhig auf Euern Plätzen, ich komme zu Euch." Man schob ihm einen Gartenstuhl an den Tisch. „Papa!" schluchzte Rosa Maria, und die hellen Thränen liefen ihr über die Wangen, „kannst Du verzeihen?"

„Onkel," sagte sein Neffe, es ist geschehen! hier stelle ich Dir meine Frau vor."

„Herr Commerzienrath, wie hat Ihnen meine Brutanstalt gefallen?"

„Hast Du gut geschlafen, altes Haus?" fragte der lustige Schrötter.

„Ha, ha!" lachte der Alte, seinen geheimen Aerger verbergend, „Ihr glaubt wohl, Ihr hättet mit mir Komödie gespielt? Mit nichten, Ihr ward meine Puppen, die ich tanzen ließ. Warum hätte ich denn den Schlingel da" — er meinte seinen Neffen — „eingeladen, wenn ich ihm nicht eine Ueberraschung zugedacht? — Daß Ihr mir zuvor kommen würdet, so bald ich den Rücken kehrte, konnte ich mir denken, d'rum ließ ich Euch gewähren. Ich habe nie im Ernst daran gedacht, mein Pflegekind selbst zu heirathen; ich wollte das Gesindel nur ein Bischen ängstigen und foltern, denn schon seit einem Jahre habe ich ihren Liebeshandel bemerkt. — Nur Eins ist mir unklar, sage mir doch" — hier lispelte er seinem Neffen etwas in's Ohr — dieser ward purpurroth und antwortete dem Onkel leise, so daß es die Uebrigen nicht verstehen konnten. — „Blitz und alle Hagel!" machte der Alte, „verzweifelter Falsarius; ich kann Dich ja in's Zuchthaus bringen! — Nun, Spaß bei Seite," fuhr er gutmüthig fort, „ich gebe meinen Segen zu Eurem Bündniß, und da ich doch heute meine Hochzeit nicht feiern kann, so wollen wir Eure Nachhochzeit celebriren, aber nicht auf Haidenau, sondern in der Stadt, und dort mit Glanz."

Ueber Brodbereitung ohne Sauerteig nach Horsfords Verfahren.

(Schluß.)

Nach den gemachten Beobachtungen kann man auf ein Gewichtstheil doppeltkohlensaures Natron $2^1/_2$ Gewichtstheile Sauerpulver. und für den Fall dieses stark mit Stärkmehl versetzt ist, auch 3 bis $3^1/_2$ Gewichtstheile anwenden.

Wenn man jedoch erwägt, daß das Kalisalz dem Brode einen bei weitem angenehmeren Beigeschmack geben würde, als das doppeltkohlensaure Natron, so dürfte dieses doppeltkohlensaure Kali jedenfalls den Vorzug verdienen. So lange jedoch der Preis dieses letztern Salzes 4mal so hoch steht als der des Natronsalzes, wird man der Billigkeit wegen dieses vor der Hand anwenden.

Prof. Liebig hat mittlerweile bekannt gegeben, daß das doppeltkohlensaure Kali durch Chlorkalium vollständig ersetzt werden könne, wenn man dem Brodteig etwas Kochsalz beisetzt.

Beim Zusammenbringen von Kochsalz mit doppeltkohlensaurem Kali, bildet sich doppeltkohlensaures Natron und Chlorkalium; denn sobald man eine kalt gesättigte Lösung von doppeltkohlensaurem Kali mit Kochsalz mischt, erstarrt die Mischung, indem das doppeltkohlensaure Natron fest wird, während das Chlorkalium in der Flüssigkeit enthalten ist.

Mischt man, so sagt Prof Liebig, doppeltsaures Natron mit Chlorkalium zu gleichen Aequivalenten, so erreicht man den oben angedeuteten Zweck vollständig und auf eine wohlfeile Weise.

Seit der Entdeckung der Kalisalzlager in Straßfurt kann man von dorther sich dieses Salz wohlfeil erwerben.

Prof. Liebig nimmt nun bei dem praktischen Verfahren, auf obige Weise Brod zu backen, an, daß zur Neutralisirung von 1 Gewichttheil doppeltkohlensauren Natrons, 3 Gewichttheile Säure-Pulver erforderlich seien.

Auf 1 Ctnr. = 100 Zollpfund Mehl, schreibt Liebig vor, 1500 Gramm oder 3 ℔ Säurepulver und 500 Gramm = 32 Loth (1 ℔) doppeltkohlensaures Natron vermischt mit 443 Gramm ($27^1/_2$ Loth) Chlorkalium und 57 Gramm oder $3^1/_2$ Loth Kochsalz = 1000 Gramm anzuwenden.

Will man das Verhältniß auf's Pfund reduziren, dann wendet man auf 1 ℔ Mehl 15 Gramm oder 1 Loth Säurepulver und ein starkes $^1/_8$ Loth oder 9 Gramm Alkalipulver an.

Bei der Anwendung des Backpulvers verfährt man auf folgende Weise: Zuerst mischt man das entsprechende Backpulver mit einigen Händen voll Mehl recht innig und siebt dann die Mischung auf das übrige Mehl. Das Mehl wird dann nochmals recht fleißig durcheinander gemacht, in-

Digitized by Google

dem von der innigsten Mischung das Gelingen des Backwerkes abhängt, namentlich die Porösität des Brodes. Das so gemischte Mehl wird nun mit gewöhnlichem Brunnenwasser zu einem formbaren Teig verarbeitet und, ohne viel zu kneten, die Brode geformt, und sogleich in den Ofen, der nicht zu heiß sein darf, eingeschossen. Bezüglich der Ofenhitze muß berücksichtigt werden, daß wenn der Ofen zu heiß ist, alsdann die Laibe reißen und sogenannte Köpfe bekommen; in dieser Beziehung muß jeder Bäcker die entsprechende Hitze durch einige Backversuche zu ermitteln suchen.

Ist das Brod richtig ausgebacken, so hat es ein sehr schönes Ansehen, ist jedoch weniger porös, als das gewöhnliche Bäckerbrod.

Ein zweites Verfahren besteht darin, daß man das Mehl und das nothwendige Wasser um einen Teig zu erhalten, in zwei gleiche Theile abtheilt; man setzt nun der einen Hälfte des Wassers das Säurepulver zu (das Wasser darf heiß sein, um die Auflösung zu befördern), und der andern Hälfte des Wassers, das Alkalipulver (dieses Wasser muß kalt sein). Mit diesem gemischten Wasser wird nun das Mehl, und zwar die eine Hälfte mit dem Säurewasser und die andere Hälfte mit dem Alkaliwasser zu einem Teig verarbeitet, und dann diese beiden Teigmassen recht innig miteinander verknetet, indem sonst das Brod braune Steifen bekommt.

Man kann auf 100 ℔ Mehl 32 bis 33 Liter Wasser rechnen, sollte indessen der Teig etwas zu steif werden, so kann man noch Wasser zugeben, und wenn er zu schlaff, etwas Mehl.

Wenn auch vor der Hand, in Folge dieses Verfahrens, das Brod um etwas theurer zu stehen kommt, als das gewöhnliche Bäckerbrod nach dem heutigen Backverfahren mittelst Sauerteig, so ist doch zu berücksichtigen, daß man zu jeder Zeit ohne Säuerung des Teigs Brod backen kann, daß man durchschnittlich 10—12 % Brod mehr als beim gewöhnlichen Verfahren erhält; allein, was die Hauptsache ist, daß man ein Brod von bei weitem größerer Nahrhaftigkeit erhält, wodurch die Mehrausgabe vollständig gedeckt wird.

Im Großen bereitet, wird das obige Backpulver kaum höher als 15 kr. per ℔, im Kleinen jetzt noch auf 24 kr. sich stellen. Dieser Kostenaufwand hält die Amerikaner nicht zurück, bei allen Küchengebäcken dieses Backpulver anzuwenden. Zu dem Ende wird dort schon das präparirte Mehl unter dem Namen Self raising flour in den Handel gebracht, und von den Hausfrauen dorten nur mit Wasser zu Teig angemacht und sogleich in Kuchenform ꝛc. gebacken.

Welche Anerkennung dieses Backpulver bereits in Amerika gefunden, beweißt der Umstand, daß ein Schüler des Prof. Horsford im Jahr 1867 1 Million Pfund dieses Backpulvers abgesetzt hat, ein Beweis, daß es praktischen Werth hat, denn nur dem praktischen Resultat huldigen die Amerikaner. Allein auch für uns Deutsche dürfte diese Neuerung große Vortheile gewähren, indem jeder Bäcker, je nach Bedürfniß, und ohne den Gährungsprozeß, wie bisher, abzuwarten, jedes beliebige Quantum Brod in kürzester Zeit herstellen könnte; noch besonders wichtig ist dieses Verfahren für Militärbäckereien im Felde, für Gefängnisse und Armenhäuser, und es wäre zu wünschen, daß auch die hiesigen Bäcker sich bestimmen ließen, mit diesem neuen Backverfahren Versuche anzustellen, in welchem Falle die Redaktion dieses Blattes gerne bereit ist, weitere Auskunft zu ertheilen und es zu ermöglichen, daß fragliches Backpulver zu Versuchen bezogen werden kann.

Verschiedenes.

Abenteuer eines Champagnerdiebes. Auf einem großen Hausball — so erzählt das „Wiener Fremdenblatt" — fand sich auch ein Student ein, der dem Söhnlein des Hauses mit der Erlernung einer todten Sprache das Leben verbittert. Der Student, ein armer Teufel, war förmlich geblendet von dem Glanze, der bei diesem Feste entfaltet wurde, und namentlich war es das Buffet, welches ihm die sehnsüchtigsten Blicke entlockte.

Was er sonst nur hinter den Schaufenstern unserer ersten Delikatessenhändler sah, Fasanen, seltene Seefische u. s. w, sie lagen und schwammen in pikanten Garnirungen und Saucen, und der Student, dessen Begriffe von Delikatesse sich höchstens zum Kuchentische der „Schmauswaberl" verstiegen, schwamm in einem Meere des Entzückens. Chablis und Champagner floß in Strömen, und der arme Musensohn that, was man ihm eigentlich gar nicht verdenken kann, des Guten ein Bischen zu viel.

Endlich wollte er aufbrechen, der Champagner hatte ihm aber so außerordentlich gemundet, daß er nichts Sehnlicheres wünschte, als einen solchen Silberhelm sein eigen nennen zu können.

Die Weinlaune ließ ihm nicht lange Zeit zur Ueberlegung. Kühn schritt er zum Buffet, packte eine Champagnerflasche, steckte sie in die rückwärtige Tasche des Fracks und suchte mit der süßen Beute zu entkommen.

Bei der Thür des Saales begegnet er zu seinem Unglücke der Tochter des Hauses, die ihn mit der Frage anhält, ob er sich denn nicht unterhalte, daß er schon den Ball verlassen welle.

Der Student, in der größten Verlegenheit, stottert einige Entschuldigungen, das gutmüthige Fräulein glaubt, er sei vielleicht beleidigt, weil sich Niemand um ihn bekümmert und in einer Anwandlung von Großmuth sagt sie:

„Nein, mein lieber Herr Studiosus, Sie dürfen mir nicht früher fort, bevor Sie nicht mit mir

Digitized by Google

ein Tänzchen durch den Saal gemacht haben. Das Orchester hat bereits den Galopp begonnen, also vorwärts, junger Mann", schließt das schöne Fräulein die Anrede, „stürzen Sie sich mit mir in den Strudel."

Ehe sich der Champagnerräuber besinnen kann, befindet er sich mitten im Gewoge der tanzlustigen Paare und stürmt durch den Saal.

Urplötzlich erdröhnt ein Knall, eine hinter dem Studenten tanzende Dame sinkt halb ohnmächtig in die Arme ihres Tänzers, der nicht figürlich, sondern in Wirklichkeit »begossen« dasteht.

Die Champagnerflasche im Fracksch0ße des Studenten hatte ihre Schuldigkeit gethan, die Stricke waren schon früher durchschnitten gewesen und durch die heftige Bewegung war der Wein in's Brausen gerathen. Mit einem gehörigen Knalle war der Stöpsel heraus- und der nachfolgenden Dame in's Gesicht geflogen, während das mosusirende Getränk in schäumenden Bogen ihrem Tänzer eine unvorbereitete und unfreiwillige Taufe verschaffte.

Der Student mit dem Hinterlader neuester Construktion in der Fracktasche, stürzte in der furchtbarsten Verlegenheit aus dem Saale, in welchem noch lange nach diesem Knalleffekte die größte Heiterkeit herrschte.

Rettung eines Kindes und Gefühllosigkeit eines Vaters. Die »Freib. Ztg.« meldet aus Karlsruhe, 20. Jan.: Vor einigen Tagen ereignete es sich, daß dem Schaffner eines Bahnzuges, der von der Residenz nach Pforzheim fuhr, beim Oeffnen einer Wagenthüre — ein Kind entgegenfiel. Dem Schaffner gelang es zwar, das herausfallende Kind an seinem Mäntelchen zu erfassen; da dieses aber am Halse zugemacht war, so mußte er, da er nur eine Hand frei hatte, befürchten, bei fortgesetzter Bemühung, das Kind in den Wagen zu heben, demselben die Kehle zuzuschnüren; er besann sich deshalb kurz, ließ sich so weit als möglich zum Boden nieder und setzte das Kind in Gottes Namen sachte ab, verfügte sich auch alsbald zum Zugmeister und veranlaßte diesen zum Halten. Und als man zu der Stelle zurückeilte, um nach dem Kinde zu sehen, da brachte es der nächste Bahnwärter auf seinen Armen getragen, gesund und wohlerhalten, nur das Mäschen ein wenig aufgeschunden. So wurde es seinem Vater wiedergegeben, der in dem betreffenden Wagen fuhr, sich übrigens bei der ganzen Sache ziemlich gleichmüthig verhalten und sogar geweigert haben soll, zu sagen, wer er sei. — Der brave Schaffner aber heißt Weber.

Die »N. Zürich. Ztg.« berichtet: In Meisterschwanden und Fahrwangen wurde am zweiten Sonntag dieses Jahres nach uraltem Herkommen der sog. »Maidlisonntag« wieder begangen. Der Brauch dieses Tages besteht darin, daß dabei die Mädchen und Frauen in die Rechte der Jünglinge und Männer treten. Die Buben müssen sich von den Mädchen zu Tische und zum Tanze führen, sich mit Wein und Braten bedienen, kurz zechfrei halten lassen. Auch beim Gesang stimmen die Mädchen an, sie allein bezahlen und befehlen. Die Anstrengungen, diese Sitte abzuschaffen, sind ohne Erfolg geblieben.

Im Moniteur von Algerien liest man: Montag, 4. Januar, um 6½ Uhr Morgens, ist Aliben-Konibor, vom Stamme der Beni-Morzong, welcher am 21. November vom Kriegsgerichte zu Blidah zum Tode verurtheilt worden war, weil er in weniger als einem Monat sechs Menschen getödtet und aufgefressen hatte, im Flußbett des Oued-el-Kebir, unterhalb des Gartens der Oliven, der gewöhnlichen Hinrichtungsstätte von Blidah, erschossen worden.

In Soerabaya auf Java landete kürzlich ein von Australien kommendes Schiff, die Vergnügungsjacht eines angeblich österreichischen Grafen v. Attems. Derselbe diskontirte bei verschiedenen Bank- und Handelshäusern mehrere bedeutende Wechsel und wollte bald wieder abfahren. Nun waren aber vorher zufällig per Telegraph mehrere Kaufleute in Batavia vor einem Schwindler en gros gewarnt worden, die denn auch ihre Warnung auf Java bekannt machten. Inzwischen waren auch in Soerabaya von Singapore aus Nachrichten eingetroffen, welche für den angeblichen Grafen v. Attems so gravirend waren, daß seine Verhaftung erfolgte und eine Criminal-Untersuchung gegen ihn eingeleitet wurde. Im Laufe der Untersuchung gestand der angebliche Graf v. Attems, er heiße Curt Schmalz, sei 22 Jahre alt und aus Turna in Böhmen gebürtig. Er gab zu, seit 5 Jahren unter den Namen Graf v. Attems, Graf v. Schönborn und Graf v. Auersperg in der Welt herumgereist zu sein und durch falsche Wechsel Betrügereien in der Höhe von 1 Million 500,000 fl. ausgeführt zu haben.

Die Telegraphenlinien der ganzen Welt hatten Ende 1867 eine Total-Ausdehnung von 47,255 geographischen Meilen. In Europa bestanden 8000, in den übrigen Welttheilen ungefähr 4000 Telegraphenämter. Der Draht an allen diesen Leitungen wiegt circa 1,300,000 Centner und die Herstellungskosten belaufen sich auf 100 Millionen Gulden.

Räthsel.

Meine Erste ist Anfang und Ende eines Vaters, meine Zweite würde ein deutsches Getränk sein, wenn ihr Kopf nicht hart wäre. Das Ganze findest du auf dem Ganzen.

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 9. Sonntag, den 31. Januar **1869.**

Des blinden Mädchens Liebe.

Novelle aus dem Englischen.

1.

Es war Morgen — ein wundervoller Morgen — in jener schönen Jahreszeit, wo die Erde erwacht aus ihrem Winterschlafe, frisch, glänzend und jung, als ob es nur ein Tag gewesen, seit Adam und Eva an ihrem Busen geruht, umgeben von Blumen, Düften und Sonnenglanz Edens.

Herrlich erwachte die ewige Mutter in ihrer stets erneuten Jugend, über welche die Verwandlungen das Elend und Verbrechen von 6000 Jahren gleich einem Schatten vorübergezogen, ohne eine Spur zu hinterlassen.

Laßt uns nun dem Auge unserer Seele die Scene heraufbeschwören, mit der unsere Erzählung beginnt, und ruhig verweilen in der schönen Gegend, bei deren Schilderung ein inniges Wohlbehagen uns überschleicht.

Wenden wir unsere Aufmerksamkeit einem hübschen Hause zu, welches an der Seite eines Hügels steht; es ist eines jener stattlichen Gebäude, welche man so häufig in England findet, wo Generation nach Generation der alten, reichen Familien geboren werden, leben und sterben; Vater, Sohn und Enkel besitzen es der Reihe nach, und ruhen zuletzt in derselben Gruft.

Fröhlich blickte die warme Morgensonne in das Frühstückzimmer, nicht verstohlen, wie im Winter, sondern mit einem reichen Erguß von Licht und Wärme, erhellend selbst die düstern Möbel von Eichenholz. Das kleine Feuer im Kamin erlosch allmälig und überließ die alleinige Herrschaft dem strahlenden Sonnenlichte. Die großen, tief herabgehenden Fenster führten nach einer Seite in einen regelmäßig bepflanzten, hübschen Blumengarten, ein schmaler Fußpfad schlängelte sich durch einen Rasenplatz in den Wald, an dessen Saum das Haus lag. In wenigen Minuten konnte man dieß schöne Gehölz erreichen, das so wild verwachsen war, als hätte nie ein menschlicher Fuß es betreten, und belebt durch das melodische Säuseln der Blätter, die in der Morgenluft zitterten. Das zarte Grün des Weißdorns vermischte sich mit der dunkeln Stechpalme, welche hier mit der Eiche an Größe und Umfang wetteiferte. Brimeln guckten neugierig unter den Wurzeln der alten Bäume hervor und an stillen und verborgenen Plätzen, wo kein Sonnenstrahl hindurchdringen konnte, waren Gruppen von Waldanemonen und Winden, gleich einem flatternden weißen Mantel über das hohe Gras gebreitet. Der laute Gesang der Vögel tönte bis zum Hause, gleich einer Fluth luftiger Töne; der klingende Gesang der Lerche, die tiefen Töne der Drossel, das Trillern des Hänflings und das sanfte Girren der Waldtaube, vereinten sich in süßer Harmonie.

Aufmerksam lauschend und das Antlitz selbst von der blendenden Sonne nicht abwendend, saß ein junges Mädchen am offenen Fenster. Ihr feines Haar in Locken herabfallend, war von jener Farbe, die ein darauf ruhender Sonnenstrahl in Gold verwandelt; ihr Köpfchen war abgewandt, aber ihre Stellung war voll kindlicher Anmuth, die kleinen Hände im Schooße gefaltet, bewegungslos, in stillem Nachdenken.

Ihr gegenüber saß ein starker und kecker Knabe, emsig an einem Haselstock schnitzelnd. Er pfiff nach Knabenart lustig über seinem Werk und sah so glücklich und heiter aus, mit seinen hellen Locken, die über ein Gesicht fielen, welches noch die runden Formen der Kindheit trug, seine dunkelblauen Augen waren von langen Wimpern beschattet, und um seinen klassisch geformten Mund und Kinn spielte ein fröhliches Lächeln.

Das Gemüth dieser Kinder durchwehte, wie die Erde, der Hauch des Frühlings, auch für sie war es ein schöner, hoffnungsvoller, freudiger Morgen.

Die Mutter trat ein, eine zarte Frauengestalt, eine liebliche Erscheinung in ihrem weißen Kleide; ihr folgte der Vater, wie der Schatten auf den hellen Sonnenschein.

Er war ein großer Mann von mittlerem Alter und straffer Haltung; doch verliehen ihm die scharfen Linien um den Mund und das kahle Haupt ein älteres Aussehen, obgleich sich mit den vollen dunkelbraunen Locken des Hinterkopfes kein graues Haar vermischte. Sein kaltes blaues Auge war von überhängenden Brauen beschattet, und seine edle Stirn verrieth viel Geist. Er hatte das Aussehen eines Mannes, bei dem der Verstand das Herz beherrscht.

Die Kinder näherten sich ihm schüchtern.

„Wie, Edmund und Stella, so früh auf?" sagte er, sich mechanisch niederbeugend, sie zu küssen, während gleich dem Sonnenblick im Winter, ein Lächeln seinen Mund umspielte. Edmund zeigte seinem Vater mit knabenhaftem Stolze seine wundervolle Holzschnitzerei; während die kleine Stella sich an die Mutter schmiegte.

Digitized by Google

„Was hat mein kleines Mädchen gemacht?“ frug Mrs. Brandreth, mit den langen Locken der Kleinen spielend.

„Ich hörte die Vögelchen singen, Mama, und saß in der Sonne, die so warm und angenehm schien.“

Ein schwacher Seufzer hob der Mutter Brust.

„Das ist recht; ich sehe gerne meinen Liebling froh und glücklich,“ erwiderte sie bewegt.

Und nun kam die angenehme Frühstücksstunde, die auf dem Lande noch besonderen Reiz gewinnt, theils durch die erquickende Morgenluft, in der es eingenommen werden kann, als auch durch die Frische der ländlichen Gerichte. Wer könnte auch mit saurer Miene dabei erscheinen, ohne zu fühlen, wie die üble Laune hinschmilzt unter dem angenehmen Eindruck der lieblichen Umgebung. Fröhlich plauderten auch hier die Kinder und gewannen durch ihre Scherze selbst von dem ernsten Vater manchen freundlichen Blick, und von der Mutter ein weniger schmerzliches Lächeln. Endlich legte Mr. Brandreth seine Papiere sorgfältig bei Seite; er liebte es, bis spät in die Nacht seinen geologischen Studien nachzuhängen, und ordnete dann während der Frühstückszeit seine nächtlichen Arbeiten.

Die Geschwister erhielten ein Zeichen, sich zu entfernen, und während Edmund rasch aufsprang, erhob sich Stella leise von ihrem Sitze. Ihre ausgestreckten Arme, mit denen sie ihre Schritte leitete, stießen an das so sorgfältig geordnete Paquet Schriften, welche zerstreut auf den Boden fielen. Mr. Brandreth sprang ärgerlich auf, indem er rief:

„Unvorsichtiges Kind — Du stellst immer eins oder das andere an“ und stieß Stella heftig fort. Die Kleine fiel und weinte, nicht laut, wie andere Kinder, sondern mit den stillen Thränen des reiferen Alters. Die Mutter zog sie an ihr Herz, sie zu beruhigen.

„Nimm das Kind fort, Marianna,“ sagte Mr. Brandreth verdrießlich, „es ärgert mich.“

Mrs. Brandreth sah mit leisem Vorwurf auf ihren Gatten. „Still, still — Du vergißt,“ sprach sie flehend, ihr kleines Mädchen fester an sich pressend, wo die Thränen endlich versiechten. Stella schlich sich zu ihrem Vater und sagte sanft:

„Papa, ich wollte Dich nicht betrüben. Vergib der armen Stella — sie ist blind.“

Und so war es, kein Licht belebte die großen blauen Augen, die schüchtern auf des Vaters Antlitz gerichtet waren. Sechs Jahre lang hatte die Kleine die schöne Erde mit ihren Blumen gesehen, dann verdunkelte sich ihr Augenlicht; bis es nach und nach zur gänzlichen Nacht wurde. Nun ward ihr das einst Erblickte gleich einem Traumbilde erinnerlich und dann für immer verschwunden. Doch verrieth nichts die Erblindung dieser schönen Augen als ein unruhiges Umherschweifen derselben. Ihr süßes Gesichtchen hatte zuweilen jenen schwermüthigen Ausdruck, welcher den Blinden eigen ist, aber dies waren auch die einzigen äußerlichen Zeichen des Unglücks, welches sie befallen hatte.

Doch Unglück konnte es eigentlich nicht genannt werden, weil das Kind es selbst kaum fühlte; denn ihre Erblindung war so langsam gekommen, daß sie sich an ihren hülflosen Zustand nach und nach gewöhnt hatte. Auch war Stella von ihrer frühesten Kindheit still und sinnig, die ihrem Alter angemessenen Spiele hatten keinen Reiz für sie, als hätte sie geahnt, daß sie derselben doch bald beraubt sein würde. Sie war sanft und zurückgezogen, wie ihre Hilflosigkeit es mit sich brachte; es schien, als hätte Er, welcher wußte, wie sehr ihr Leben von der Liebe Anderer abhängig sei, sie begabt mit jener unwiderstehlichen Schönheit, welche Liebe gewinnt, und jenem sanften Geiste, welcher sie erhält.

Aber jetzt fühlte Stella kaum die Nacht ihrer Augen, so erleuchtet war sie durch die heilige Flamme mütterlicher Liebe.

Mehr als ihr Leben, mehr als ihren hübschen, offenherzigen Knaben, ja mehr selbst als den Gatten liebte Mrs. Brandreth ihr blindes Kind, mit einer Leidenschaftlichkeit und jener ausschließlichen Liebe, welcher nur eine Mutter fähig ist, und welche Stella für den Verlust des Augenlichts entschädigen sollte. Vielleicht machte die zarte Gesundheit der Mutter diese Liebe noch inniger durch den Gedanken, daß sie nicht lange bei ihrem Lieblinge sein werde, daß sie vielleicht nicht lange mehr dieselbe schützen lögne vor jeglicher Berührung mit der rauhen Welt, gegen welche die arme Unglückliche so wenig gestählt war.

Die Mutter wußte wohl, daß jedes Jahr, welches Stella mit neuer Schönheit des Geistes und Körpers schmückte, ihr eigenes Leben seinem Ende näher brachte. Und wirklich, als Stella und Edmund noch auf der letzten Stufe der Kindheit standen, ward ihnen die Mutter entrissen. Sanft, nicht plötzlich — und doch kam es unerwartet — wie ein Blatt im Herbste welkt, herabsinkt und langsam verschwindet.

So starb Mrs. Brandreth, bevor ihr Gatte, welcher auf einer Reise begriffen war, die Heimath erreichen konnte; das Weib, welches er so innig geliebt, obgleich nicht mit der Zärtlichkeit, welche ihr zartes Wesen erforderte. So schnell kam der Todesengel, daß Mrs. Brandreth kaum Zeit hatte, ihre beiden Kinder zu segnen, und die arme Stella der brüderlichen Liebe anzuvertrauen auf eine Weise, welche dem Gedächtnisse des Knaben bis ins späteste Alter unvergeßlich blieb. Dann lag sie still und erschöpft mit geschlossenen Augen, noch immer die kleinen Hände ihrer Tochter in den ihrigen haltend, deren verlassene Lage ihren Geist selbst auf der Schwelle des Paradieses beunruhigte.

Es war Nacht, und das müde Kind legte sein Haupt auf das Kissen und schlief. Mrs. Brandreths ältere Schwester und zärtliche Pflegerin wollte

Digitized by Google

die Kleine hinweg bringen, aber die Mutter litt es nicht.

„Wecke sie nicht," flüsterte sie leise, „laß meinen Liebling schlummern — ich habe sie geküßt und ihr gute Nacht gesagt — eine lange gute Nacht — bis der ewige Morgen kommt; — laß sie schlafen."

Dies waren die letzten Worte, welche den blassen Lippen entflohen. Noch einmal öffneten sich die müden Augen und ruhten liebevoll auf dem Antlitz des schlafenden Kindes, dann schlossen sie sich für immer. Als der nächste Morgen graute, hatte ein neuer Geist die Pforte des Himmels durchschritten.

Still und thränenlos entzog die Tante Stella's warme Hände aus den erkalteten der Mutter und trug das noch immer schlafende Kind hinweg.

Heftig weinend verlangte die Kleine beim Erwachen zur Mutter zurück. Ihre blinden Augen konnten die Merkmale des Todes nicht sehen, und daher glaubte sie auch nicht an die traurige Wirklichkeit.

Noch vor einer Stunde hatte sie die Stimme gehört und die Hand gedrückt; und nun sollte ein kurzer Schlummer sie für immer von der geliebten Mutter getrennt haben. — Geleitet von ihrem Zwillingsbruder kam Stella zu dem Sterbebette, sie rief, aber die blassen Lippen der Todten blieben stumm.

„Wo ist sie, wo ist sie?" frug das verzweifelte Kind.

Edmund legte die Hand der Schwester auf die der Mutter, die sie geleitet hatte im Leben; die Marmorkälte derselben entsetzte sie und zitternd umschlang sie des Bruders Nacken, indem sie ängstlich flüsterte:

„Edmund — ich kann sie nicht sehen — sage mir, wie sie aussieht?"

„Blaß — still — mit geschlossenen Augen und offenen Lippen — o, Mutter! Mutter! Du bist es nicht." Und der Knabe brach in Thränen aus.

„Nein, meine Kinder," sagte die Tante, welche hinter ihnen stand. „Edmund — Stella, ich will Euch sagen, was sie jetzt ist — ein lichter Engel vor Gottes Thron — eine Stimme, sein Lob zu singen, ein reiner und vollkommener Geist, obwohl wir nicht wissen, welche Gestalt sie im Himmel angenommen, außer daß sie Gottes Ebenbild, und darum schön sein muß."

Und in dem stillen Sterbezimmer nahm die fromme und sanfte Frau die beiden Waisen ihrer entschlafenen Schwester an ihre Seite und las ihnen aus der heiligen Schrift tröstende Worte über die Unsterblichkeit der Seele und den gesegneten Zustand nach dem Tode; Worte, so einfach, daß sie den Kindern kein schwer zu begreifendes Geheimniß schienen, und doch so erhaben, daß der ergraute Weltweise sein Herz erglühen fühlt in der Ueberzeugung, daß er in seiner sterblichen Hülle eine unsterbliche Seele trägt!

Die Kinder horchten zu, stehend neben der Leiche ihrer Mutter; doch dachten sie nicht mehr an sie als todt auf der Erde, sondern als wieder auferstanden im Himmel.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Postschein-Geschichte.

„So!" sagte der Postdiener, indem er in den Laden des Colonialwaaren-Händlers R. in Cbg. trat und zwei Postpakete auf den Tisch legte, „die machen zusammen neununddreißig Kreuzer, und dann bekomme ich noch zwei Kreuzer für das Paket, das Sie gestern wieder holen ließen."

„Wieder holen ließen?" erwiderte fragend Herr R. „Ich verstehe nicht, was Sie damit sagen wollen."

„Nun, Sie haben ja," erwiderte in aller Gemüthsruhe der Postdiener, „das Geldpaket, das Sie gestern zur Post gaben, wieder zurückholen lassen, und da kostet es eben, weil es schon eingeschrieben war, zwei Kreuzer Gebühr."

Herr R. hatte am Abend zuvor durch einen seiner beiden Lehrlinge ein Geldpaket zur Post geben lassen und einen Postschein dafür genommen. Von einem Zurückholen des Pakets wußte er keine Sylbe.

Er rief seinen Lehrling Franz herbei.

„Franz!" sagte er, „Sie haben gestern das Geldpaket zur Post getragen; nahmen Sie einen Schein dafür?"

„Ja!"

„Wo ist er?"

„Im Fache."

„Bitte, bringen Sie ihn."

Franz lief eiligst an's Brieffach, suchte den betreffenden Postschein und — findet ihn nicht.

Der Prinzipal stutzte.

„Hm, ich weiß doch, daß ich ihn hierher gelegt habe, oben d'rauf, auf die anderen, das kann ich beschwören," sagte Franz in einiger Aufregung.

Seinem Prinzipal kam aber die Sache doch etwas bedenklich vor; er suchte selbst nach dem Schein, und da er ihn ebenfalls nicht fand, bedeutete er dem Lehrling kurz, ihm auf die Post zu folgen.

Sie gingen.

Beide mochten sich auf dem Wege dahin mit gar sonderbaren Gedanken tragen; das sah man ihren ernsten Mienen wohl an.

Herr R. erfuhr nun von dem Postbeamten, daß gestern Abend, bald nachdem das Paket aufgegeben gewesen war, ein junger Mensch erschienen sei, der den Postschein vorgelegt und erklärt habe, er müsse das Paket wieder zurückholen, da soeben ein Brief von Seite des Adressaten eingelaufen sei, demzufolge dem Paket noch etwas beigeschlossen werden müsse. Darauf habe er, der Postbeamte, das Pa-

Digitized by Google

ket gegen Rückgabe des Scheines wieder ausgefolgt.

„Hier ist der Schein," fügte der Postbeamte hinzu.

Herr R. hörte mit wachsendem Erstaunen diese Erklärung an und fragte dann, ob der mitgebrachte Lehrling Franz derjenige sei, der das Paket wieder geholt habe.

„Nein," erwiderte der Beamte, „dieser hat es zwar gebracht, aber geholt hat es ein Anderer."

Franz athmete hoch auf.

Herr R. ging nun nach Hause und nahm jetzt seinen zweiten Lehrling, Karl, in's Verhör, der heute außergewöhnlich spät aufgestanden war und etwas verlebt aussah.

Karl stellte sich sehr verwundert und sehr beleidigt ob der Fragen, die sein Prinzipal an ihn richtete, und erklärte auf das Bestimmteste, ganz und gar nichts von der Angelegenheit zu wissen.

Also blieb nichts anderes übrig, als auch ihn auf die Post zu bringen, wohin er nur mit Widerstreben folgte. Hier wurde er von dem Postbeamten sofort als derjenige erkannt, der das Paket unter dem oben angeführten Vorwande wieder abgeholt hatte.

Nun war die Geschichte klar. Karl hatte den Postschein entwendet, um des Geldpakets habhaft werden zu können. Dasselbe enthielt 340 Gulden in baar. Der Dieb war nun erwischt, das Geld aber noch nicht, denn er leugnete Alles. Eine Durchsuchung seiner Taschen und Effekten führte nicht zu dem gehofften Ergebnisse; er mußte somit den Raub irgendwo versteckt haben.

Vorläufig erhielt er nun Zimmerarrest, da Herr R. die Sache nicht vor Gericht bringen, sondern mit Karls Eltern auf dem Vergleichswege abmachen wollte.

Die inzwischen angestellten Erkundigungen lauteten dahin, daß Karl sofort nach der That (es war Sonntags) mit seinem Freunde, einem Barbiergehülfen, in ein außerhalb der Stadt gelegenes Wirthshaus ging und daselbst bis Nachts 2 Uhr die Welt in Champagner hoch leben ließ. Der Wirth — jedenfalls ein Ehrenmann — half mit seiner ganzen Familie strebsamst mit, und das schäumende Getränk floß buchstäblich in Strömen. Ein Theil des Geldes war also bereits verpraßt.

Inzwischen war Karls Vater angekommen, um die Sache zu ordnen.

Man ging auf des jungen Mannes Zimmer, aber siehe da — der Vogel war ausgeflogen. Er hatte sich über das Dach des Hinterhauses in ein benachbartes Haus geflüchtet und eilte von da, wie man später erfuhr, auf den Bahnhof.

Die Geschichte ließ sich nun nicht mehr geheim halten: die Polizei nahm die Sache in die Hand und ein paar Tage darauf erwischte sie das lockere Bürschlein in Straßburg. Von dem Gelde fanden sich aber nur noch circa zweihundert Gulden bei ihm vor.

Es folgte nun die gerichtliche Untersuchung und der jugendliche Verbrecher wurde zu sechs Monaten Arbeitshaus verurtheilt.

Moral: „Postscheine sind Werthpapiere, man halte sie unter Verschluß."

(Illustr. Anz. über gefälschtes Papiergeld.)

Verschiedenes.

Ein bestohlener Dieb. Der in dem Berliner Bankhause Eduard Maier bedienstete Comptoirist Hermann Glatt hatte dem genannten Hause einen Betrag von 5000 Thalern entwendet und sich hierauf über Wien nach Genua geflüchtet. In Wien machte Glatt die Bekanntschaft einer Dame der Halbwelt, welche ihm derwaßen gefiel, daß er sie mit sich nach Genua nahm. Dort lebte er längere Zeit mit ihr, bis sie Heimweh bekam und ihm unter Mitnahme von 200 Napoleonsd'or durchging. Glatt ließ sie polizeilich verfolgen und reiste zu diesem Behufe auch nach Wien. Wohl wurde hier Marie Stacho, so heißt die Dame, arretirt und dem Landesgerichte eingeliefert, allein auch Glatt selbst wurde festgenommen und an die preußischen Gerichte eingeliefert.

Jüngst wurde bei einem Neger, einem Einwohner der Südküste Afrika's, ein Medinawurm gefunden. Ein französischer Marine-Chirurg durchstach dem Neger einen Abceß am Beine, den er für einen Carbunkel hielt. Doch aus der Oeffnung der Wunde kam ein Wurm zum Vorschein. Das Thier, dessen Kopf mit einer Art Saugrüssel versehen war, wand sich langsam vor in die Höhe, und nachdem ein Viertel seiner Länge ausgekrochen war, nahm der Arzt, wie dieß bei der Operation des Medinawurms üblich, ein hölzernes Stäbchen und hielt dasselbe dem Wurm vor, der sich ganz darauf aufrollte. Er hatte die Länge von stark drei Fuß. Der Medina- oder Guinea-Wurm findet sich in den heißen Gegenden Afrika's und Asiens, seltener in Amerika und Europa. Er gehört zu den Fadenwürmern, welche das Zellengewebe der Thiere, namentlich aber auch das des menschlichen Körpers angreifen. Die Neger, welche gewöhnlich barfuß laufen, sind von demselben am häufigsten heimgesucht. Er schleicht sich in das Zellengewebe der Haut ein und pflanzt sich auch dort weiter. Oft lebt er Monate lang ruhig, wenn er aber auf die Nerven drückt und Muskelfasern umschließt, so verursacht er furchtbare Schmerzen und Krämpfe. Er wird wohl bis zu 12 Fuß lang und sein Vorhandensein äußerlich durch eine Geschwulst angedeutet, welche erweicht und dann aufgeschnitten werden muß. Die nun folgende Aufwickelung auf ein Stäbchen darf nur langsam geschehen und dauert oft mehrere Wochen; denn reißt er ab und fault unter der Haut, so geht durch Brand oft das ganze Glied verloren.

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 10. Donnerstag, den 4. Januar **1869.**

Des blinden Mädchens Liebe.

(Fortsetzung.)

2.

Nach dem Tode der Mutter war Stella kränklich und gedrückt. Die Welt hatte sich in völlige Nacht verwandelt für das mutterlose Kind. Ihr wilder Bruder und ihr kalter, verschlossener Vater bemühten sich zwar, ihre Naturen zu sänftigen und der armen Hilflosen Zärtlichkeit zu erweisen; doch ist das männliche Gefühl dem weiblichen so verschieden, daß all' ihre Freundlichkeit ihr die Liebe der Geschiedenen doch nicht ersetzen konnte. Edmund erinnerte sich wohl der feierlichen Ermahnungen der sterbenden Mutter, und verließ oft die heitern Spiele im Freien, die er doch so sehr liebte, um mit der Schwester zu plaudern, oder sie in den Wald zu führen, wo sie den Gesang der Vögelchen vernahm und erheitert ward inmitten der lieblichen Natur. Doch konnte nichts gänzlich die Traurigkeit verscheuchen, welche das Gesicht der Blinden verdüsterte. Ausgeschlossen von den Freuden der Kindheit, war für sie dieselbe nur wie ein schmerzlicher Traum. Sie wuchs heran in einer Welt ihrer eigenen Einbildungekraft, über welcher der Tod gleich einem ewigen Schatten schwebte, verfolgt von einem Schmerz, den sie nicht begriff und der sie doch wie ein Gespenst umgab. Die Erinnerung an die Berührung der eiskalten Hand machte sie selbst in ihren Träumen schaudern, dies war Alles, was sie von der großen Verwandlung wußte. Ihr Geist ward durch keinen Reiz der Gegenwart von der Vergangenheit abgezogen. Sie ward unempfindlich für alle äußeren Eindrücke und lebte nur in der Erinnerung und ihrer Phantasie.

In diesem traurigen Gemüthszustande ging die arme Blinde vom Kinde zur Jungfrau über.

Sie hatte das Alter erreicht, das die Dichter das süßeste von allen nennen, wo die Knospe sich zur Blume entfaltet und das junge Leben im hoffnungsvollen Frühling grünt.

Stella ahnte nichts von den Wünschen und Hoffnungen der meisten jungen Mädchen.

Schönheit war ihr unbekannt, und Liebe, war ihr blos ein Name, der sich mit der Erinnerung an ihre Mutter verband, der einzigen Liebe, die sie je gekannt. Immer träumerisch verweilte sie nun mehr als je in den dunklen Räumen ihrer Seele, — ihrer eigenen Welt.

Aber diese Welt ward nun belebt mit tieferen und ausgedehnteren Phantasien, täglich wurden neue Saiten in ihrem Herzen angeschlagen, geheimnißvolle Harmonieen bildend, welche sie selbst kaum verstand. Sie liebte allein zu sein; im Winter horchte sie auf das Geräusch des Windes, bis es ihr schien, als spräche er mit ihr; und im Sommer setzte sie sich in den stillen Sonnenschein und dachte an den Himmel, und wann wohl die Zeit erscheinen würde, wo sie vereint mit ihrer Mutter, und mit hellen Augen in ihm leben würde. Doch brachte ein Ton, ein Duft das träumende Mädchen zur Erde zurück, sie dachte, wie schön die Welt für Andere sein müsse, neigte ihr Haupt und weinte — daß sie blind sei.

Eine Gabe entschädigte Stella zum Theil für den Verlust des Augenlichts, dieß war ihre Liebe zur Musik, in der ihre Seele athmete. Ihre Stimme umschloß jene tiefen, ergreifenden Töne, welche vom Herzen zum Herzen dringen, nicht künstlich gebildet, doch war sie der Ausdruck eines tiefen Gefühls. Wir hörten einst Jemand sagen: — „Ein Weib ist immer liebenswerth, die mit einer süßen Stimme begabt ist;" — und eine solche war Stella's, vielleicht weniger zu bewundern als zu lieben, weil von einem Herzen kommend, so rein und schön wie sie selbst.

Doch diente diese liebliche Stimme ihr nur dazu, um das übervolle Herz sich in einen Strom von Melodieen ergießen zu lassen, so saß sie, Ophelien gleich, oft Stunden lang, alte Lieder singend, die sie auf dem Klavier begleitete.

Und wenn Tag für Tag ein trauriges Gefühl unbefriedigter Liebe und einsamer Jugend sie beschlich, griff sie nach ihren Liedern, die ihr das Drückende solcher Gedanken erleichterten. Es gibt im menschlichen Leben gewisse Ereignisse, von denen wir mit Bestimmtheit sagen können, daß sie über unser Schicksal entschieden haben; denn wäre das eine Jahr, die eine Woche, der eine Tag nicht gewesen, wie verschieden hätte sich alles gestaltet.

Still und ahnungslos gehen wir diesen Momenten entgegen, die gleich Höhepunkten aus unserem Leben hervorragen, von deren Gipfel wir unser bisheriges Dasein gleich einem weiten Panorama überschauen können. Der stolze Gelehrte nennt solche entscheidende Augenblicke Zufall oder Verhängniß, aber ein demüthiges, religiöses Gemüth blickt höher hinauf und erwartet von oben die Lüftung des Schleiers, die menschlicher Kraft unmöglich ist.

So kam auch das blinde Mädchen näher und

Digitized by Google

näher dem goldenen Scheine, welcher jedes Menschen Leben überstrahlt, seit den glücklichen Zeiten des Paradieses. Einmal, nur einmal strahlt diese Sonne dem Sterblichen. Mag auch das menschliche Herz mehrmals lieben — Jeder weiß, daß es eine Liebe gibt, die alle anderen übertrifft.

Und dies ist die unsterbliche Liebe; Treulosigkeit, Tod, oder andere Veränderungen mögen inzwischen treten; das verwundete Herz mag geheilt werden, der leichtfertige Schwur vergessen, aber kein anderes Gefühl kann dieser ersten Liebe gleichen.

Dieses Ideal der Liebe, das nur einmal das Menschenleben verklärt, wird in jedem jungen Herzen neu geboren.

Ein unerklärlicher Einfall bewog den zurückgezogenen und gelehrten Mr. Brandreth sein Haus zu verlassen, und mit seiner Tochter eine Reise auf den Continent zu machen. Das blinde Mädchen wünschte sehr, in Frieden bei ihren Blumen und Vögeln gelassen zu werden, denn sie fürchtete, daß die Welt, in die sie nun eingeführt werden sollte, ihr nur Kummer bringen würde.

Als einem Manne von Geist und Welt standen Mr. Brandreth alle gesellschaftlichen Räume offen; wo er auch seine blinde Tochter einführte, vielleicht um sie zu erfreuen, denn er war im allgemeinen ein gütiger Vater, vielleicht aber gefiel es ihm auch, die Bewunderung zu sehen, die ihre Schönheit erntete und das Lob zu vernehmen, das ihrer lieblichen Stimme gezollt ward.

Doch gab Stella selten Gelegenheit zu diesen Aeußerungen. Aber eines Abends müde ihrer eigenen Gesellschaft und der Anderer, ließ sie ihren Gefühlen freien Lauf, und ihre ganze Seele war in dem Liede, das sie vortrug.

„Wer ist die liebliche Sängerin?" frug eine klare, tieftönende Männerstimme, dessen englische Sprache unter all' den fremden Zungen, die den Salon füllten, angenehm in Stella's Ohr drang.

Die Antwort war unhörbar für sie, doch vernahm sie dieselbe melodische Stimme in sanfteren Tönen und mit einem schmerzlichen Anflug erwidern:

„Armes, armes Mädchen. — Ich hatte eine Schwester, die auch blind war."

Eine tiefe Röthe überflog Stella's Wange, denn sie war empfindsam in Betreff ihres Unglücks, aber jene süße und theilnehmende Stimme heilte, wo sie verwundete.

Als sie das Klavier verließ, fühlte sie ihre Hand von einer fremden berührt, und dieselbe sanfte Stimme, die sie vorher vernommen, bat sie um die Erlaubniß, sie an ihren Platz geleiten zu dürfen. Bevor sie Mr. Brandreth auffanden, hatte er Zeit, einige entschuldigende Worte an sie zu richten, da er sich als Unbekannter ihr genaht. Er nannte seinen Namen und gewann als Landsmann und durch die Erwähnung beiderseitiger Freunde selbst den zurückhaltenden Mr. Brandreth.

Den ganzen Abend saß Philipp Armytage an der Seite des blinden Mädchens, die ihr Herz erwärmt fühlte durch den Klang englischer Worte, so fern von der Heimath. Wenn er zu ihr sprach, hatte seine Stimme einen so theilnahmsvollen Ausdruck, als gedächte er seiner blinden Schwester. Kein Wunder daher, daß, als der Schlaf der armen Stella dunkle Augen schloß, diese Stimme ihr noch in ihren Träumen erklang.

Philipp Armytage war ein armer Edelmann, als Erbe eines alten Onkels in Reichthum und Glanz erzogen, der durch eine späte Heirath ihn plötzlich aller Aussichten beraubte, ward er im Alter von 25 Jahren gänzlich unbemittelt in die weite Welt gestoßen, mit einem Gemüth und einer Erziehung, die ihm diesen Wechsel der äußern Verhältnisse nur noch fühlbarer machten.

Er mußte erfahren, wie verschieden man den Erben eines Barons und den Sekretär eines Edelmannes behandelte; selbst sein edelmännisches Benehmen und sein reich begabter Geist, welcher ihm nicht genommen werden konnte, wurden in seiner nunmehrigen Lage als unpassend gefunden.

Unter dem Einfluß dieser veränderten Vermögensumstände hätte Philipp als Held eines Romanes kalt, sarkastisch, hochmüthig und menschenfeindlich werden müssen, aber kluger Weise that er dies nicht. Eine gute Mutter — dieser schützende Engel eines Knabenlebens — hatte ihren vaterlosen Sohn besser erzogen. Philipps Gesinnungen und Grundsätze waren zu gut geregelt, als daß ein Windstoß des Schicksals die besten Blüthen seines Charakters zerstört, und sein Herz mit häßlichem Unkraut überwuchert hätte. Seine Erwartungen waren getäuscht, aber sein Herz nicht verbittert; er spottete nicht der Welt, aber stritt gleich einem wahren Helden, die Ungunst des Schicksals zu bekämpfen, und ruhig zu warten, bis seine eigene Kraft und Ausdauer ihm das errungen hätten, was das Glück ihm versagt.

Philipp Armytage war nicht vollkommen, — wer auf Erden wäre es auch? — doch wurden seine Schwächen nie zu Lastern; und jung wie er war, versprach er ein guter und gelehrter Mensch zu werden. So viel von dem Charakter Philipps, um das Beste und Höchste voranzugehen zu lassen. Was sein Aeußeres betrifft, so war er zwar kein Apollo, doch groß und wohlgebildet, konnte er jedem Frauenauge gefallen. So war derjenige, den die Vorsehung dem schönen, blinden Mädchen in den Weg stellte, deren einsames, träumerisches Herz nach einem Ideal verlangte, um das sie gleich einer Blumenguirlande ihre Liebe und Phantasie schlingen könnte. Und in diesem Falle war der Gegenstand würdig, eines Mädchenherzens reinstes und heiligstes Opfer, ihre erste Liebe zu empfangen. Wenn diese Liebe so mächtig ist, daß sie oft unverändert bis in's Alter bleibt, wie müssen erst die Gefühle derjenigen sein, auf die weder Schönheit noch sonstige Aeußerlichkeiten Wirkung haben,

Digitized by Google

wie tief, wie Alles umfassend muß die Liebe einer Blinden sein?

3.

Die Weisen dieser Erde mögen lächeln über die Liebe, und geheimnißvolle Sympathieen, wie über Geistergeschichten, doch die vielen Bemühungen, sie für nichtig zu erklären, beweisen nur deren Dasein. Woher wäre es sonst gekommen, daß, als Stella und Philipp sich einige Male gesehen hatten, sie sich wie alte Freunde betrachteten?

Woher kam jene eigenthümliche Sympathie, welche das junge Mädchen fühlen machte, als hätte sie seine Worte schon in einem Traume vernommen, und seine Gedanken schon einmal gedacht? Und was war es, das Philipp, den Liebling der Frauen bewog, einen unwiderstehlichen Reiz zu fühlen, immer wieder das liebliche Gesicht Stella's anzublicken, welche, unbewußt des natürlichen, unsichtbaren Bandes zwischen ihnen, ihm mit der offenen Hingebung einer jüngeren Schwester entgegen kam?

Wenn man in fremden Ländern reist, ist es immer sehr angenehm, einen Landsmann zu finden, und Stella glaubte, dies wäre die Ursache, die ihr Philipps Gegenwart so willkommen machte.

Dann war er auch so sanft, und sie horchte so gern seinen Erzählungen von seiner blinden Schwester, die er so früh verloren; nach solchen Unterhaltungen fühlte sie ihre eigene Blindheit weniger schmerzlich. Er las ihr vor, und öffnete dadurch eine neue Welt ihrem geistigen Auge; sein hoher und ausgebildeter Verstand wußte ihre schlummernden Geisteskräfte zu wecken, sein früh gereiftes Urtheil leitete sie aus ihren ungewissen, müssigen Träumereien zu einem besseren glänzenderen Leben.

Doch bei alledem wurde kein Wort der Liebe unter ihnen gewechselt.

(Fortsetzung folgt.)

Moderne Schuhmacherei.

Die Fußbekleidungen wurden bis vor kurzer Zeit ausschließlich durch Handarbeit hergestellt. Seit etwa zwei Jahren ist jedoch ein fast plötzlicher Umschwung eingetreten, das industrielle Amerika gab den Anstoß zur Construction von Maschinen, England führte dieselben rasch ein, und Frankreich verbesserte sie so wesentlich, daß in großen Etablissements die Maschinen fast ausschließlich zur Verfertigung dieses Artikels in Anwendung gebracht wurden.

In einer solchen modernen Schuhfabrik fällt uns, wie die „Deutsche Gerber-Zeitung“ mittheilt, zuerst die Leistenschneidmaschine auf, welche die früher aus der Handarbeit hervorgegangenen Leisten in höchster Gleichförmigkeit liefert. Das Haus Latour in Paris hat sich sogar 207 verschiedene Größengattungen von Leisten in Eisen gießen lassen, und nach diesen werden die verschiedenen Sorten nach einem und demselben Muster hergestellt. Die Stanzmaschine sticht die innere und äußere Sohle aus dem Leder, und zwar völlig gleichmäßig nach den verschietenen Nummern, die im Gebrauche sind. Die Sohle wird dadurch so präcis erhalten, daß der Arbeiter nicht nöthig hat, wie dieß bisher der Fall war, die Sohle zurecht zu schnitzen, sondern dieselbe kann sofort in Arbeit genommen werden. Ehe jedoch das Leder verarbeitet wird, muß dasselbe eine Walzmaschine passiren, wodurch eine größere Dichtigkeit und das schöne, glatte, gefällige Aussehen erzielt, das durch das mühsame Klopfen des Leders nie erlangt und an den auswärtigen Fabrikaten so sehr geschätzt wird. Die Sohlenpresse gibt der angefeuchteten Sohle die dem Fuße angemessene Form. Das Ausschneiden des Oberleders geschieht mit Hilfe von Ausschlag-Eisen, welche mit kräftigen Schraubenpressen in Bewegung gesetzt werden. Das gewöhnlich durch die Hand des Schuhmachers ausgeführte Aufzwecken des Oberleders an die Brandsohle und das Auflegen der Außensohle wird durch eine sehr sinnreiche Maschine besorgt. Eisenklammern, ähnlich wie Finger gestaltet, pressen das Oberleder an den eisernen Leisten, während ein besonderes Hebelwerk kleine Hafte eintreibt. Mittelst einer zweiten Maschine wird durch Eindrehen von scharf geschnittenen Messingschrauben die feste Vereinigung von Sohlen und Oberleder zu Stande gebracht. Während dieser Arbeit wird das Oberleder zwischen der inneren und äußeren Sohle mit einem Druck von etwa 300 Pfund gepreßt erhalten. Zur Herstellung guter Arbeit ist das beste Sohlleder erforderlich, weil sonst die Schrauben nicht festhalten. Ein einziges Mädchen ist im Stande, mit Hilfe dieser Maschine bei zehnstündiger Arbeit 40 bis 50 Paar mittelgroßer Schuhe zu besohlen. Eine weitere Maschine, eine Art Scheere, schneidet die über die Außensohle hervorstehenden Schraubenenden ab, während an der Innenseite, durch das Anpressen an die eiserne Leistensohle, von selber eine Umnietung erfolgt. Was die Scheere etwa noch stehen ließ, wird in wenigen Minuten mit einer schnell rotirenden Schmirgelscheibe entfernt. Eine weitere Maschine liefert die Lederscheiben zur Herstellung der Absätze, welche zusammengepreßt und mit starken Schrauben an die Sohle befestigt werden. Das Formen des Absatzes wird mit der Fraismaschine bewerkstelligt, deren Schneiden der Gestalt des Absatzes entsprechen. Während der Apparat mit einer fabelhaften Schnelligkeit rotirt, bringt ein Arbeiter den bereits an der Sohle befestigten Absatz so in die Nähe, daß die Schneiden des Werkzeuges ihn gehörig fassen können. Hierdurch erzeugt man in fast unglaublicher Schnelle einen vollenreten Absatz in solcher Akkuratesse, daß sich die meisten Handarbeiter vergeblich bemühen, dasselbe mit noch so

Digitized by Google

guten Messern hervorzubringen. Alle zur weitern Vollendung erforderlichen Arbeiten, wie das Schaben, Poliren, Brennen, Schwärzen und Wichsen, werden auf die hergebrachte Weise ausgeführt. Die Näharbeit wird selbstverständlich mit der Nähmaschine besorgt. In der großen Fabrik Dupuis in Paris sind gegen 500 Personen beschäftigt, unter denen sich etwa 300 Frauen und Mädchen befinden. Letztere verdienen durchschnittlich 20 bis 30 Sgr. per Tag, während ein Mann 30 bis 60 Sgr. verdient. Der tägliche Verdienst des gewöhnlichen Schuhmachers in Paris, der anstrengender arbeiten muß als sein College in den Fabriken, beträgt 30—35 Sgr. Die Gesundheit leidet ebenfalls weniger bei der Maschinenarbeit als bei dem Sitzen; die Augen werden weniger angegriffen, die Arbeit ist reinlicher und bequemer als die bisherige.

Verschiedenes.

Eine Kuh, die mit sich reden läßt. Am Inhalt der Mainzer Blätter merkt man jetzt die Carnevalszeit: Der »Anzeiger« enthält mit dem Motto: „Unglaublich, aber wahr!" folgende komische Geschichte: Gestern »glitschte« vor dem Viehhof eine Kuh aus und fiel zu Boden. Alle Mittel, dieselbe zum Aufstehen zu bewegen, waren vergeblich. Schlagen, Treten, nichts wollte helfen; da trat einer der Umstehenden auf die Widerspenstige zu, nahm sie bei den Hörnern und raunte ihr mit kräftiger Stimme in das Ohr: „Stei uff, Du kriehst e Beffsteck un geröste Hackeln!" Sofort sprang die Kuh auf und lief in schnellem Trab mit ihren Begleitern davon.

Aus München schreibt man dem »B. K.«: Einen Fall eigener und äußerst seltener Art dürfte nachstehende Thatsache bilden: Vor 20 Jahren wurde dahier ein Mädchen geboren und bald darnach in Kost und Pflege einer Familie übergeben, regelmäßig dafür eine hinreichende monatliche Unterstützung bezahlt, ohne zu wissen, von wem dieselbe geflossen. Kurz vor Weihnachten kam nun unter der Adresse der Pflegeeltern besagten Mädchens (welche, nebenbei gesagt, ihren Pflegling auf das Sorgfältigste erziehen ließen,) eine Summe von 30,000 fl. an, mit dem Beifügen, dieselben seien ein Christgeschenk für deren Pflegekind, und war auch hiebei die Zusendung eine anonyme.

Wenn die Armuthsstatistiken aus London auch gegen voriges Jahr eine erfreuliche Verminderung nachweisen, fehlt es im Ostende Londons doch immer nicht an Fällen, wo Menschen vor Hunger sterben. So war noch kürzlich der Leichenbeschauer Zeuge einer haarsträubenden Scene. Eine 34jährige Frau war nebst ihrem neugeborenen Kinde dem Hungertode erlegen, und der Mann, welcher seit der Krise von 1866 ohne Beschäftigung gewesen, wurde zwei Tage nach dem Tode der Seinigen wahnsinnig und mußte nach dem Arbeitshause gebracht werden. Das Haus, in welchem die unglückliche Frau starb, bestand aus 6 Räumen, in denen 6 Familien wohnten, und aus welchen der Eigenthümer 5 sh. 9 d. (= ungefähr 3 fl. 18 kr.) wöchentliche Miethe bezog. Das letzte, was die Verstorbene zu sich genommen, war ein Stück Salz, von Lebensmitteln wurde im Zimmer nichts vorgefunden und von Möbeln beinahe ebensowenig. Die Leichen befanden sich auf einem Lager von Lumpen, eine alte Kiste auf einem zerbrochenen Stuhle diente als Tisch, die Fenster waren zertrümmert, und ein vorgestelltes Brett vermochte den Regen nur theilweise zurückzuhalten. An solchen Fällen fehlt es eben in London immer noch nicht, doch ist Aussicht auf Besserung vorhanden.

Der Verlust eines Lotterielooses vor der Ziehung wird gewöhnlich nicht für unersetzlich gehalten, wenn man die Nummer desselben weiß und das Abhandenkommen zur Anzeige bringt. Ein Einwohner von Stettin, schreibt man der »Danz. Ztg.« von dort, hatte zwei Viertellooses der preußischen Lotterie gekauft und bemerkte sofort, als er nach Hause kam, daß er dieselben unterwegs verloren haben müsse; er meldete den Verlust bei dem Einnehmer, machte ihn auch öffentlich bekannt, und war der Meinung, ein etwaiger Gewinn könne an Niemand als an ihn selbst ausbezahlt werden. Doch es kam anders. Eines der Loose gewann in der That und — wurde zur Abhebung des Gewinns präsentirt. Es entstand ein Prozeß und in zwei Instanzen wurde dem Inhaber des Looses, der angab, dasselbe von einem Unbekannten gekauft zu haben und dem ein unredlicher Erwerb nicht nachzuweisen war, der Gewinn zugesprochen. Der Verlierer hatte aber das glückliche Unglücksloos nicht für alleinige Rechnung, sondern mit mehreren Theilnehmern zusammengespielt, denen er nun auch noch ihren verhältnißmäßigen Gewinnantheil aus eigenen Mitteln auszahlen mußte.

Charade.

Hast das Räthsel du gelesen
Und gelöst, und fragst du mich,
Ob es richtig auch gewesen,
Werd' die Erste nennen ich.

Wer die Zweite will umkehren,
Stößt auf Gold im Nachbarland,
Und ich wollte mich nicht wehren,
Wär's der Dritten zugewandt.

Einen Helden auf der Bühne
Stell' ich dir im Ganzen vor,
Den zu wilder Thaten Sühne
Trieb der Eumeniden Chor.

Auflösung des Räthsels in Nr. 8:
„Papier."

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 11. Sonntag, den 7. Januar *1869.*

Des blinden Mädchens Liebe.

(Fortsetzung.)

Wochen und Monate lang lebten Philipp und Stella so fort wie in einem glücklichen Traume, der so süß war, daß keines wünschte, daraus zu erwachen. Nach und nach ward Philipp sich der Wahrheit bewußt, und er erkannte, daß er, über dessen Herz früher lichte Phantasien gleich einem Morgenwinde geweht hatten, nun zum ersten Male mit der ganzen Kraft seines Herzens und seiner Seele liebte. Und wer war der Gegenstand seiner leidenschaftlichen Liebe? — Ein blindes Mädchen, deren Hülflosigkeit sie ihm nur noch theurer machte, denn das Gefühl des Beschützers ist dem stolzen Manne ja das süßeste.

Oft wenn Philipp an ihrer Seite saß, und auf ihre Worte hörte, oder ihre Zartheit und Gebrechlichkeit sah, wie sie sich an seinen leitenden Arm hing, fühlte er, wie gesegnet, wie glücklich er wäre, könnte er sie an sein Herz schließen und sie somit vor jedem Hauch der Sorge schützen. Und dann erinnerte er sich, daß er arm und ohne Freunde sei, und es nicht wagen dürfe, sie zu lieben! Und seine Lippen blieben stumm.

Hätte Philipp geahnt, daß Stella ihn liebe, so wäre er eher von dem theuern Orte geflohen, als daß er diesen Kummer über sie gebracht.

Er kannte seine Armuth und dachte daher viel zu edel, als daß er sich in ein Mädchenherz gestohlen hätte, auf deren Hand er niemals hoffen konnte, Anspruch zu erheben.

Stella war all' den Frauen, die er je gesehen, so verschieden; ihr Benehmen gegen ihn war so frei und offen, in ihrer einfachen und wahrhaften Seele kein Schatten der Verstellung, daß Philipp dachte, sie behandle ihn nur wie einen Freund, und es niemals wagte, auch nur durch ein Wort die Grenzen dieser Freundschaft zu übertreten. Und Stella's unschuldige Natur hatte sich gleichfalls betrogen, denn erst als Philipp kam, und ihr sagte, daß er mit einem Edelmanne, der seiner Dienste bedürftig sei, bald abreisen müßte, fühlte sie, wie innig sie ihn liebe.

Aber mit dieser Erkenntniß kamen auch eine Menge mädchenhafte Gefühle — nicht Stolz oder Scham — denn warum sollte sie erröthen? sie hatte ja in ihm nur Güte, Talente und das geliebt, was den Menschen veredelt; aber schmerzliche Zurückhaltung und Traurigkeit, welche nun vor ihm verheimlicht werden mußte. Wie wenig wußte das arme, blinde Mädchen Alles zu verbergen. Doch lernte sie in den wenigen Stunden der Angst mehr, als in ihrem ganzen Leben; und als Philipp den andern Tag kam, um ihr Lebewohl zu sagen, erschreckte ihn die Veränderung, die mit ihr vorgegangen.

Das zarte Roth ihrer Wangen war einer tödtlichen Blässe gewichen, und die frühere, kindliche Offenherzigkeit einer frauenhaften Ruhe.

Ein rascher Gedanke voll süßer Pein schoß durch Philipps Gehirn. — Liebte sie ihn denn? Aber nein, er sah ja kein Erröthen, keine Thräne, kein Zittern der Lippe. Es konnte nicht sein. Sie sprachen lange und ruhig zusammen von seiner bevorstehenden Reise nach Italien, wohin er zuerst wollte, von den schönen Stunden, die sie mit einander verlebt, und endlich von den kommenden Veränderungen, und wann sie sich wohl wiedersehen würden.

„Ich werde öfters von Ihnen hören," sagte Philipp mit den gewohnten Abschiedsworten, „und Sie werden öfters mein gedenken, Stella?" Es war ihr eigener Wunsch gewesen, daß er sie bei ihrem Taufnamen nenne.

„Ja," erwiderte Stella, „ich werde nie vergessen, wie viele trübe Stunden Sie mir erheitert haben, und nie wird die Erinnerung an Ihre Güte und Aufopferung meinem Gedächtniß entschwinden."

„Sie verletzen mich, wenn Sie so sprechen," rief Philipp nach einer Pause, während welcher sein Herz so heftig schlug, daß er vergebens versuchte, seiner Stimme einige Festigkeit zu geben. „Ich bin betrübt; — doch ich will von mir schweigen, und Ihnen nur noch herzlich danken für Alles, was Sie mir waren," erwiderte Stella mit einem Lächeln von früher.

Philipp Armytage erhob sich, — er zögerte über dem letzten Lebewohl. Er hielt ihre Hand, und blickte in ihr Antlitz, als wolle er jeden ihrer lieblichen Züge seinem Gedächtnisse einprägen. Doch das blinde Mädchen konnte die Welt von Liebe, die in seinen Blicken lag, nicht sehen. Mit einer Stimme, die in Stella's tiefstes Herz drang, sagte er Lebewohl! erhob ihre Hand, doch ließ er sie wieder sinken, ohne den Kuß darauf gedrückt zu haben, nach dem er so heiß verlangte, und schied. — Kaum hatte er die Schwelle überschritten, als er sich an Mr. Brandreth erinnerte, dessen kaltes, aber immer höfliches Willkommen ihm niemals gefehlt hatte und sicher einige Abschiedsworte ver-

Digitized by Google

diente. Philipp kehrte zurück; er glaubte nicht, Stella noch einmal zu sehen, denn ihr wortloser Abschied hatte ihn gekränkt, doch hörte er ein leises Wehklagen aus dem Zimmer, in dem er sie verlassen, und ging darauf zu. Da kniete das blinde Mädchen, mit leidenschaftlicher Heftigkeit weinend, die ihre zarte Gestalt erschütterte, ihr Haupt war geneigt und ihre Hände gefaltet.

„Meine Mutter — mein Philipp — beide geschieden. — Ich bin nun ganz allein," rief sie mit dem Ausdruck tiefsten Schmerzes.

Philipp vergaß Alles, außer daß er liebte und geliebt ward. Er eilte vorwärts und sank an ihrer Seite nieder.

„Nein, Du bist nicht allein, meine Stella, — Stern meines Lebens — meine Geliebte," rief er, über sie ergießend all' die zärtlichen Namen, die ihm die Liebe eingab. „Ich will Dich nie verlassen, Liebling meines Herzens — meine Schöne — Du bist mir mehr als alle Welt," fügte er hinzu, während seine Arme sie umschlangen, und Stella zitternd und an der freudevollen Wirklichkeit zweifelnd, nur weinen konnte. Er frug sie um die Ursache.

„Weil ich Deiner nicht würdig bin, — ich so unwissend — so jung und blind."

„Ich will Dein Auge sein, meine Theure," rief der Liebende, indem er die zarten Lider küßte, welche über die armen, dunkeln Sterne sanken; mit der zärtlichsten und ernsten Versicherung erzählte er Stella Alles — wie ihre Lieblichkeit und kindliche Einfalt seine tiefste Liebe erweckt, — wie er dagegen angekämpft, und endlich, wie er seinen Irrthum eingesehen, und nun entschlossen sei, ungeachtet seiner ungünstigen Verhältnisse, seines Stolzes und seiner Armuth sie doch zu seinem Weibe zu begehren. Und so gelobten sie sich gegenseitige Treue, das blinde Mädchen und ihr geliebter Philipp.

Eine Stunde — fast nur ein Augenblick hatte über ihr Schicksal entschieden.

Philipp ging voll tiefer Gedanken heim. Sein Schritt war fester, seine Haltung erhabener, denn er fühlte, daß er nun nicht mehr einsam stand, — er war der Beschützer von eines Andern Glück — der Gegenstand einer unschätzbaren Frauenliebe. Er hatte nun nicht mehr für sich allein zu denken, sondern auch ihrer, welche vertrauungsvoll ihr Schicksal in seine Hand legte. Seit gestern waren seine Gedanken gänzlich geändert; selbst seine weltlichen Aussichten dünkten ihm glänzender, seit Stella ihn liebte, und einst sein Glück mit dem ihren verkettet würde.

Der Gedanke seiner Armuth verschwand mehr und mehr; er fühlte die stolze Ueberzeugung seiner eigenen Kraft; es schien ihm, als könne er Alles erkämpfen, Alles thun, wenn Stella einst der Preis seiner Bemühungen wäre.

Das Wonnegefühl seiner Liebe verklärte ihm Alles, was sein Auge erblickte; und in solch glücklichem Gemüthszustande schrieb Philipp, bevor er sich zur Ruhe begab, an Mr. Brandreth, und bat ihn um Stella's Hand.

Sie ward verweigert! Der Vater schrieb, wenn auch nicht unfreundlich, doch bestimmt. Er bedauerte seinen Irrthum, das Ende einer solchen Freundschaft nicht vorausgesehen zu haben, und verweigerte höflich aber entschieden die Einwilligung zu einer Heirath oder Verlobung so planlos und unklug wie diese.

Der Liebende mußte die kalten, förmlichen Zeilen mehrmals lesen, bis er sie gänzlich begriff, sie drangen in sein Herz wie kaltes Eis auf die Gluth des Feuers. Der gefühlvolle, edeldenkende Philipp Armhytage lebte noch unter dem Einfluß jenes süßen, verwirrenden Liebestraumes.

Doch, da standen die Worte — klar und kalt — „daß ein Mann ohne Reichthum niemals der Gatte Stella Brandreths werden könne." Sein Geist war gedrückt; er bedeckte sein Antlitz und die Thränen, so selten vom Manne vergossen, stahlen sich durch seine Finger.

Wie sehr liebte er das arme, blinde Mädchen. Die Nacht fand ihn noch in der größten Verzweiflung sein Zimmer durchschreitend.

Es trieb ihn, das Antlitz der Geliebten noch einmal zu sehen; und er verlangte darnach, ihr zu sagen, daß er sie nicht verlassen — und daß er nie eine andere als sie lieben werde.

Unter dem Schutze der Dunkelheit schlich er zu ihrer Wohnung — und eilte leise über den Rasen nach dem Fenster des Zimmers, worin er und Stella so oft gesessen hatten; ein Licht drang durch die halb zugezogenen Vorhänge und zeigte ihm, daß sie darin sei, und allein. Aus der tiefen Traurigkeit ihres Gesichts und ihrer Stellung errieth er, daß sie Alles wisse. Philipp berührte das Fenster — es war nicht geschlossen, und im nächsten Augenblick stand er neben ihr.

Lang und traurig war die Unterredung der Beiden; doch als Philipp von seiner Abreise nach Italien sprach, steigerte sich des Mädchens Kummer fast zur Verzweiflung.

„Philipp — Philipp, verlaß mich nicht," rief sie flehentlich; „ich war so trostlos, bevor Du kamst; Du allein brachtest Lust und Freude dem armen, blinden Mädchen. Niemand als Du liebte mich seit meiner Mutter Tod. Philipp, ich sterbe auch, wenn ich Dich verliere. Verlaß mich nicht — nimm mich mit Dir; als Dein Weib werde ich nichts fürchten, — nichts bereuen."

Arme Stella! sie wußte so wenig von der Welt, und sie war so jung — wenig mehr als ein Kind an Jahren — als ein Kind an Einfalt. Alles, was sie fühlte, war die Angst, ihn zu verlieren, den Einzigen, der ihr das Leben theuer machte. Sie hing an seinem Halse und beschwor ihn, zu bleiben, trotz ihrem Vater und allen andern Hindernissen.

Hart — in der That — war der Kampf in

Digitized by Google

des jungen Mannes Busen; aber das Rechte triumphirte endlich. Er wollte nicht eine so schwere Sünde begehen, sie gegen Vaters Willen zu heirathen, und so Kummer und Armuth über ein unschuldiges Wesen bringen, das sich ihm vertraute.

„Theure Stella," sprach er, „Du weißt nicht, was Du bittest — wir müssen scheiden für den Augenblick. Denn niemals bringt Ungehorsam Segen; und Gott verhüte, daß ich derjenige sei, der ein Kind aus seines Vaters Arm stiehlt, selbst wenn ich es wie mein Herzblut liebte — und so liebe ich Dich, meine einzige Stella."

Eine tiefe Röthe frauenhafter Scham überflog Stella's Antlitz. Sie entzog sich seinen Armen und stand hoch aufgerichtet vor ihm.

„Ich that Unrecht, Philipp — ich vergaß, was ich mir, meinem Vater und Dir schuldig bin; vergib mir — ich bin sehr unwissend — Du bist klüger und besser als ich. Vergiß dies Alles, und erinnere Dich nur, daß ich blind und einsam bin, und Niemand als Dich habe, der mich liebt. Geh', Du thust recht; ich will versuchen, zufrieden zu sein, denkend, wie wenig ich verdiente so geliebt zu werden von Jemand wie Du."

Philipp bemühte sich, sie zu beruhigen mit der zärtlichen Sprache eines Liebenden.

Er versprach ihr, eifrig zu kämpfen, um jene Reichthümer zu erlangen, welche ihn befähigen würden, sie zu gewinnen, — daß er so jung sei, — daß nichts der Liebe unmöglich wäre, und daß es wohl nur einige Jahre dauern würde, bis er kühn kommen dürfe, um sie zur Braut zu begehren.

„Ich verlange kein Versprechen, aber ich vertraue Deiner Liebe, meine Stella; und Du wirst an der meinen nicht zweifeln!"

„Niemals, niemals," flüsterte das Mädchen.

„Doch brauche ich Dir noch nicht Lebewohl zu sagen, Du wirst noch einmal kommen?" fügte sie zitternd hinzu.

Philipp versprach es, denn die Abreise war noch um eine Woche verschoben. Er drückte seine Geliebte stürmisch an sein Herz, schlüpfte durch das Fenster und war verschwunden.

Eine Stunde lang verweilte er noch auf dem Platze, bis er Stella an dem Fenster sah, die Lampe beleuchtete ihr Antlitz, es war blaß und traurig, doch beruhigt. Sie blieb einen Augenblick, um die kühle Nachtluft einzuathmen, und verschwand dann. Es war sein letzter Blick auf das schöne, blinde Mädchen.

Denn, als Philipp einige Tage später wieder nach dem Hause ging, wo er so willkommen gewesen, fand er es verlassen; der Engländer war mit seiner Tochter abgereist, Niemand wußte wohin.

(Fortsetzung folgt.)

---

* In der Dienstags-Nummer des »Boten« theilten wir mit, daß dieses Jahr wieder das Weinberfest in Berghausen gefeiert worden sei. Da nun den meisten unserer Leser die Entstehung dieses Festes unbekannt sein dürfte, so entnehmen wir, so wie über die letzte Feier desselben, dem belletristischen Beiblatte der »Pf. Ztg.« Nachstehendes:

Der Weiberbraten in Berghausen.[1]

Keine Provinz unseres lieben deutschen Vaterlandes ist durch Kriegesstürme, Plünderungen und Verheerungen so oft und so schwer heimgesucht worden, als unsere schöne Pfalz am Rhein. Von den Zeiten des 30jährigen Krieges an, durch das Zeitalter Ludwig XIV. hindurch, während der französischen Revolution und unter dem corsischen Eroberer hatte unsere pfälzische Heimath so viele Drangsale zu erleiden und so oft feindselige fremde Gäste zu beherbergen, daß viel des Ursprünglichen vollständig vernichtet und vergessen, dafür aber in Sprache und Wort manches Fremdländische hineingetragen wurde. Daher kommt es, daß viel altes Volksthum und mancher altübliche Gebrauch im Laufe der Zeit sich verflacht und verwischt hat, weßhalb wir auch keine eigenthümliche Volkstracht, ganz wenig urpfälzische Volkslieder und Volksfeste mehr haben. Wo aber noch ein Stück alten Volkslebens durch alle Stürme und Bedrängnisse hindurch bis auf unsere Zeit sich erhalten und fortgepflanzt hat, da sollten wir es auch fernerhin nicht verschwinden lassen, besonders, wenn es seinen Ursprung einem guten Anlasse verdankt. Ein solches Herkommen aus früheren Zeiten ist der sogenannte „Weiberbraten" in Berghausen, welches Volksfest seit sechs Jahren heuer zum ersten Male wieder abgehalten wurde.

Berghauser Milchfrauen — so sagt die Tradition — haben in früheren Zeiten einmal mit Milch einen Brand gelöscht, der in dem jetzt zerstörten, zum städtischen Spital gehörigen »Gutleuthaus« an der Berghauser Straße ausgebrochen war, weßhalb das Spital von jener Zeit an alljährlich auf den Dreikönigstag den Berghauser Frauen zu einem festlichen Mahle die nöthigen Speisen zuschickte. Seit den zwanziger Jahren wird von der Spitalverwaltung statt der Speisen alljährlich die Summe von 4 fl. 45 kr. an die Gemeinde Berghausen bezahlt, welches Geld sechs bis sieben Jahre lang admassirt und dann zur Begehung dieses alten Festes verwendet wird. Freilich sind die zur Festfeier berechtigten Weiber von Berghausen jetzt in der Zahl von 120 Personen vorhanden, weßhalb das vom Spital bezahlte Geld kaum zur Bestreitung für Musik und Beleuchtung im Saale ausreicht, und Musik ist ja doch das Erste und Nothwendigste bei einem deutschen Fest, dann erst kommt Essen und Trinken. Letzteres müssen jetzt die Weiber aus ihrer Tasche bezahlen, was doch gewiß in Anbetracht des hochherzigen Muthes ihrer Ahnfrauen eigentlich nicht sein sollte. Vielleicht bringt es die Gemeinde Berghausen dahin, daß die Spitalverwaltung in Speyer in Zukunft den

Digitized by Google

Dank für die Rettung des Gutleuthauses etwas deutlicher ausspricht.

Das diesjährige Fest, welches am 1. Februar abgehalten wurde, verlief in bester Weise. Um 3 Uhr zog unter Vorantritt einer Fahnenträgerin ein Musikchors durch die Dorfstraßen, welchem sich die Frauen des Dorfes im Festschmucke, etwa 120 an der Zahl, nach und nach im Zuge anschlossen. Im Mattern'schen Saale wurde alsdann das Festmahl abgehalten, zu welchem aber nur Frauen, dann der Bürgermeister mit dem Gemeinderath Zutritt hatten; Ehrengäste aus Speyer waren ebenfalls geladen, von denen jedoch nur wenige erschienen, da ein an demselben Abend in Speyer stattfindendes großes Ballfest Viele in der Stadt zurückhielt. Besonders erfreut waren die Frauen als Se. Durchl. der Fürst von Thurn und Taxis nebst Gemahlin erschienen und das Fest eine Zeitlang durch ihre Anwesenheit beehrten; das leutselige Benehmen des fürstlichen Paares gegenüber den einfachen, ländlichen Frauen machte auf alle Anwesenden den besten Eindruck und wird Allen unvergeßlich sein. Auf die Frauen Berghausens brachte der Bürgermeister, Herr Magin, einen Toast aus in gebundener Rede, welchem als historischer Hintergrund über die Entstehung des Festes folgendes Gedicht beigefügt war:

Der Nordwind tobt durch die Ebene weit
Erstarrt sind Quellen und Bäche,
Es deckt der Schnee mit dem Winterkleid
Das Dörflein in grauer Fläche,
Verhüllt ist der Himmel mit düsterem Flor,
Und aus der Ferne ragen empor
Des Domes verwetterte Thürme.

Wer zieht auf der Straße, vom Eise glatt,
Mit raschem Schritt durch die Auen?
Das sind, auf dem Wege zur nahen Stadt,
Berghausens emsige Frauen.
Sie tragen in Kannen, gefeuert und rein,
Den Städtern nährende Milch hinein,
Tagtäglich in der Frühe.

Und vor den städtischen Mauern draus,
Hart am gebneten Wege,
Da liegt das alte Gutleuthaus,
Den Kranken zur sorglichen Pflege;
Wohl mancher Arme danket darin
Der Bürger treuem, werkthätigem Sinn
Gesundheit, Heil und Leben.

Was gibt's? Es rufen die Wärter am Thor,
Es eilen die Männer zusammen —
Es brennt! Es brennt! Schon qualmt empor
Der Rauch aus züngelnden Flammen;
Horch! hört ihr der Kranken Wehgeschrei:
Schafft Wasser herbei! Schafft Wasser herbei!
Doch ach!— es versagen die Brunnen.

Und sieh'! Wer eilt durch's offene Thor,
Beseelt von Gottvertrauen?
Sie eilen behende die Treppen empor,
Ein Häuflein muthiger Frauen.
Und jede trägt gewandt in der Hand
Die blinkende Kanne, gefüllt bis zum Rand
Mit weißer köstlicher Waare.

Durch Qualm und Rauch hinauf zum Dach —
Seht wie sie geschäftig sich sputen,
Dort gießen sie einen strömenden Bach
Von Milch in die drohenden Gluthen.
Aufbrauset der Gischt — es knistert das Holz,
Und aus dem Kreise der Männer erscholl's:
„Habt Dank! Das Haus ist gerettet!"

Rasch war die muthige That bekannt
Den Kranken in ihren Betten;
Sie dankten Gott, der die Frauen gesandt,
Vom Tode die Armen zu retten.
Sie dankten den Frauen mit thränenbem Blick,
Doch diese kehrten in's Dörfein zurück
Mit frohem, freudigem Herzen.

Und wie die Frauen mit muthiger That
Das Haus gerettet vom Feuer,
Das kündet man rasch dem hohen Rath
Der freien Reichsstadt Speyer;
Der hat die Frauen hochgeehrt
Und hielt sie hohen Ruhmes werth
Bis in die spätesten Zeiten.

Damit die Nachwelt wissen mag,
Was sich vor Zeiten begeben,
So wurde ein Fest auf diesen Tag
Berghausens Frauen gegeben.
Sie feiern es seit jener Zeit
In Ehren und in Fröhlichkeit
Im Kreise heiterer Gäste.

Nach dem Festmahle begaben sich die Frauen in ihre Wohnungen, um den daheim Gebliebenen Lebigen und Kindern auch ihren Antheil an dem gespendeten Kuchen zu bringen, und dann die Männer zum Tanze zu holen, bei welchem sich später noch lange Alt und Jung höchlich ergötzte.

Verschiedenes.

Indische Eisenbahnen haben gegen eigenthümliche Hindernisse anzukämpfen. Bei uns in Europa verirrt sich wohl auch manchmal eine Kuh oder ein Schaf auf die Schienen, doch selten wird dadurch die Locomotive aus dem Geleise geschleudert. Bei Sahibgunge aber verunglückte im Dezember ein Güterzug dadurch, daß ein Elephant sich ihm in den Weg stellte. Das Thier wurde von der Locomotive zwar arg mitgenommen, behauptete aber doch das Schlachtfeld, indem die Locomotive mit einem Dutzend Güterwagen über den Damm geschleudert und zerschmettert wurden.

Richterliches Urtheil. Ein Gerichtsbeisitzer war eingeschlafen, als der Präsident in einer gewissen Rechtssache die Stimmen sammelte und ihn aufrief. „Geköpft soll er werden," stammelte er noch halb im Schlafe. „Aber es ist ja die Rede von einer Wiese," wandte der Präsident ein. „So mähe man sie," antwortete der Schläfer.

Auflösung der Charade in Nr. 10:
„Jaromir."

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 12. Donnerstag, den 11. Februar **1869.**

Des blinden Mädchens Liebe.

(Fortsetzung.)

4.

Philipp Armytage kam nach Italien, mit wundem Herzen und getäuschten Hoffnungen. Er hatte geliebt — er liebte noch immer; das Glück der Liebe war vorüber; doch die Erinnerung daran war wie ein süßer Traum, der nicht verschwand.

Niemals kann eine wahre, tief empfundene Liebe gänzlich vergebens sein, denn selten wird sie einem unwürdigen Gegenstand geweiht; und eine lautere Liebe kann die Seele nur heiligen und erheben.

Wenn der Tod unserem irdischen Auge das geliebte Wesen entreißt, werden wir bereuen, daß wir liebten, und uns das Leben verfüßten durch die Liebe zu dem Entschlafenen? Wenn — und dies ist härter zu ertragen — irdische Trennung von dem Geliebten kommt — ja selbst Falschheit, hat dennoch der arme Verlassene nicht umsonst geliebt. Warum träumen Dichter von unglücklicher Liebe? Sie bringt ja, wenn sie schuldlos ist, nur Seligkeit.

Das liebende Herz hat gleich einer Blume seine Düfte verstreut; wenn sie verwelkt oder zur Seite geworfen wird, ist es traurig; doch sind sie nicht umsonst enthaucht worden; sie haben die Lüfte ringsum mit Wohlgeruch erfüllt, und die Blume selbst lebte inmitten des Weihrauchs, den sie erzeugte. Noch einmal sagen wir, kein Mann und keine Frau, welche wahrhaft liebten, liebten vergebens.

Auch Philipp's Liebe für Stella war nicht umsonst, sie veredelte sein Herz; sie zeigte ihm seine eigene Kraft; sie spornte seinen Geist zur Thatkraft an, der sich sonst vielleicht der Apathie überlassen hätte. Auf dem dornigen Pfade des Lebens wäre vielleicht auch das kräftige Gemüth Philipps in Verzweiflung gerathen, hätte nicht jene kleine, liebliche Blume seinen Weg überstrahlt, wenn auch nur für kurze Zeit. Die Liebe eines Mannes für ein tugendhaftes Weib ist seine beste Waffe gegen die Sünde und ein Sporn zur Thätigkeit; und so beschloß auch Philipp, als er aus seinem Liebestraum erwachte, ihm so viel in seinen Kräften lag, Wirklichkeit zu verleihen.

Er sah ein, daß müßig durch's Leben zu gehen, als Untergebener eines reichen Mannes, nicht der Weg wäre, seine Stella zu gewinnen; sondern daß er kämpfen müsse nach einem Beruf, der ihm Reichthum und einen ehrenvollen Platz in der Gesellschaft gewähre. Doch wie konnte er ohne Mittel zu seinem Unterhalte dies Ziel erreichen? Von was sollte er leben, während er studirte? Wovon die Kosten des Studiums bestreiten? Lange grübelte er hierüber nach, bis er nahe war, zu verzweifeln. Es gab nur eine Wahl, zu der er seinen stolzen Geist demüthigte. Ein größerer Beweis seiner tiefen Liebe konnte nicht gegeben werden, als daß sie ihn zu Anstrengungen aneiferte für Stella, die diese Liebe erweckt hatte.

Philipp Armytage kam nach England, und überschritt uneingeladen die Schwelle seines Onkels, dessen Freude er als Knabe gewesen, und von dem er vor einem Jahre, wenn auch nicht im Zorn, doch mit Kälte geschieden war; das Ergebniß des Leidens auf der einen, und fortwährender Ungerechtigkeiten auf der andern Seite.

Er that, was ihn gänzlich freisprechen wird von dem Charakter eines Romanhelden, und was doch in der That der größte Heldenmuth war, da es ihn den schwersten Kampf seines Lebens kostete.

Er bat nämlich demüthig und wie um eine Gnade, daß sein Onkel ihm von seinem großen Reichthum ein Jahrgeld geben möge, um die Rechtswissenschaft zu studiren und verpflichtete sich ihm, wenn er am Leben bliebe, dies Darlehen zurück zu erstatten.

Sir Philipp Heathcote war kein Mann von tiefem Gefühl, doch errieth er augenblicklich, wie heftig die Gefühle seines Neffen erregt waren, während er sein Verlangen vorbrachte. Er nahm Philipps Hand gütig, fast flehentlich, denn es war ihm, als blicke seine todte Schwester aus den Augen ihres Sohnes auf ihn, ihm Vorwürfe machend über die Laune, welche Philipps äußerliche Verhältnisse so herabgebracht hatten.

„Sage mir erst, warum Du Dich so bemühst, Rechtsgelehrter zu werden, mein lieber Junge," frug ihn der alte Mann.

Diese liebevolle Ansprache und ein Anklang an frühere Zuneigung schmolzen Philipps Stolz hinweg und er erzählte seinem Onkel, daß er Beförderung in der Welt wünsche, um die Hand eines geliebten Mädchens zu erlangen.

„Es ist verrückt — sehr verrückt; ein so junges und noch dazu blindes Mädchen! Was für ein Weib wird sie sein, denke nur, für einen Mann, der mit der Welt kämpfen muß," sagte der vorsichtige Onkel.

Digitized by Google

Philipps Stolz erhob sich wieder in seinem Herzen. „Ich frug nur, ob Sie mir diese Güte erweisen wollen; wenn nicht, so will ich gehen," erwiderte er kalt.

„Ich muß es überlegen," sagte Sir Philipp, noch zweifelhaft; doch hörte man plötzlich das Rauschen eines Seidenkleides, welches des alten Mannes junge und schöne, aber sehr weltliche Frau verkündete und rasch ergriff er seines Neffen Hand indem er flüsterte: — „Kein Wort weiter, Philipp, Du sollst alles haben, was Du willst!" Es steckte doch viel Güte in dem alten Baron.

Philipp trat seine neue Laufbahn an. Es war diejenige, vor welcher er in den Tagen seiner akademischen Ehren und literarischen Vergnügungen, zurückgeschreckt wäre, sie für ermüdend und langweilig haltend; doch hatte er nun ein hohes Ziel zu erstreben, und er scheute sich nicht vor dem wenig einladenden Pfade, den er zur Erlangung desselben betreten mußte. Monate lang saß er über verstaubten Gesetzbüchern, bis ihn sein Kopf schmerzte; doch dann schien es ihm, als schwebe Stella's Antlitz an seiner Seite, mit den langen, niedergeschlagenen Wimpern, und den zarten Lippen, die bei jedem Wechsel des Gefühls zitterten, gleich den Blättern einer Rose von einem Lüftchen bewegt.

Während des Tages, umgeben von den sich drängenden Ereignissen des Berufes, den er gewählt, ward dies Bild schwächer; doch des Nachts, wenn sich sein Auge schloß und sein Geist sich in die Tiefe seiner Seele zurückzog, dann lebte Philipp nur dem Andenken seiner Stella.

Als Monate und Jahre entflohen, ohne daß ihm eine Nachricht von ihr zukam, ward ihm die Erinnerung an sie wie ein Traum. Er hatte keinen Anhaltspunkt, um sie zu suchen, und selbst wenn er ihn gehabt, was konnte ihm dies nützen? Doch, obwohl seine Hoffnung schwächer ward, fehlte sie ihm doch nie gänzlich; er dachte immer, sie einmal wieder zu sehen, und nie konnte er seine Liebe zu Stella nur einen Augenblick vergessen.

So verfolgte Philipp seine Bahn, bis er alle Schwierigkeiten überwunden hatte; nicht länger von der Güte seines Onkels abhängig, nahm er einen Rang unter jenen Männern ein, deren Beredtsamkeit und Talente sie im Lande berühmt machten. Wie hatte sich der träumerische Jüngling verändert; er war ein tiefdenkender, überlegender Mann geworden, dessen Rathschlägen sich die Weisesten fügten, und dessen beredsamer Zunge die Gelehrten und Laien, die Rohen und die Gebildeten, mit gleichem Entzücken lauschten. Keine leeren Sophismen noch Doppelzüngigkeit befleckte oder entehrte jemals die Lippen Philipps; er stand immer voraus in Wahrheit und Gerechtigkeit. Er zeigte die Würde des Gesetzes, und sein starker, klarer Geist ward niemals abgelenkt durch Vorurtheil oder Bestechung.

Und nicht allein im Gerichtssaal brach sein Ruhm sich Bahn, sondern auch sein dichterischer Geist blühte auf in dem Sonnenschein des Glücks. Der Lieblingstraum seiner Jünglingsjahre ward erfüllt — er ward Schriftsteller.

Die Stimme des Dichters erschallte laut für die Wahrheit und das Recht. Die Männer beachteten sie, und der Frauen Lippen wurden beredt in dem Lobe des hochherzigen Mannes. Seine Gesänge erfüllten das ganze Land und zeigten, was ein wahrer Poet demselben sein soll; nicht ein müßiger Reimer, oder sentimentaler Schwärmer, sondern der Lehrer alles Hohen, Edeln; die Stimme Gottes zur Menschheit, sie leitend und ihr den Weg zeigend zu einem reinern Leben.

5.

Unter den vielen Bekannten, in deren Gesellschaft sich Philipp gerne befand, stand seinem Herzen ein altes Ehepaar am nächsten, welche ihr kinderloses Leben dadurch erheiterten, daß sie alles Gute und Schöne um sich versammelten.

Mrs. Lyle war eine jener seltenen Frauen, welche es verstand auch im Alter liebenswürdig, gewinnend und anziehend zu sein, und ihr Verblühen glich dem Zwielicht eines Sommerabends, bevor es in der grauen Nacht vergeht.

In ihrem sanften Wesen fand man keine Bitterkeit noch jene Kälte des Herzens, die sich so häufig findet beim vorgerückten Alter; sie wendete sich nicht ab von der feurigen Jugend, sondern zog sie an sich heran und ermuthigte sie. Sie liebte alles Schöne, und füllte daher ihr reizendes Haus mit Gemälden berühmter Meister, Statuen und Büchern, so daß man beim Eintritt in ein Feenreich zu kommen wähnte, worin Alles von einem kunstsinnigen und edlen Geiste durchdrungen war. In diesem lieblichen Besitzthum bewegte sich die edle Herrin, mit ihrer sanften Stimme, ihrem gütigen Wesen, und ihrem selbst im Alter noch schönen Antlitz durch den angenehmen Ausdruck, den es trug.

Hier bewillkommte sie Viele, welche aufwärts strebten, oder welche ihr Ziel in Kunst und Literatur schon erreicht hatten, sich freuend über das Gelingen des Einen, erheiternd den Zweifelnden, ermuthigend den Kämpfenden, und theilnehmend an Allen, am meisten aber an Philipp Armytage.

Eines Tages kam der junge Rechtsgelehrte zu Mrs. Lyle. Die gute, alte Dame war in ihrem Blumengarten; sie liebte ihre Blumen so sehr, wie sie überhaupt Alles liebte, was einen Schatten der Schönheit trug, sie bat daher Philipp, einstweilen in ihr Gemach einzutreten, wo sie ihre liebsten Gäste empfing.

Es war ein angenehmes, liebliches Lokal, mit seinen altertümlichen Möbeln, seinen purpurnen Tapeten, gemalter Decke und farbigen Fenstern, durch welche das Sonnenlicht nur schwache Strahlen warf, was dem ganzen Gemach ein geheimnißvolles und träumerisches Ansehen gab.

Digitized by Google

Philipp Armytage zögerte, ganz einzutreten, denn das Zimmer war nicht leer. An dem andern Ende desselben saß eine junge Dame in einem Buche lesend. Ihre zarte, doch gerundete Gestalt zeigte, daß sie in der schönsten Blüthe des Mädchenalters stand. Ihr Gesicht war abgewandt, doch blickte Philipp mit Bewunderung auf die reizende Gestalt und den griechisch geformten Kopf, den goldene Locken umwallten, und die fast im Widerspruch mit dem einfachen Morgenkleide, das sie trug, standen.

Neugierig, zu erfahren wer die junge Dame sei, trat Philipp näher; bei dem Geräusch sah sie sich um, verbeugte sich leicht beim Anblick eines Fremden, und Philipp blickte in das liebe Antlitz der so lange vermißten Geliebten. Ja, es war in der That Stella, doch wie verändert! Das schöne Mädchen war zum edlen Weibe herangereift, und jene lieblichen blauen Augen, nun nicht mehr erblindet, begegneten kalt den seinigen, ohne Philipp Armytage zu erkennen.

(Fortsetzung folgt.)

Die barmherzige Schwester. *

Von Otto Wenzel.

Die letzten Töne der Glocken aus dem Kloster der barmherzigen Schwestern waren verhallt.

Winfride, die eben eingekleidete Schwester, lag kniend in ihrer einsamen Zelle und flehte zu Gott, daß er sie durch seinen Segen stark mache in ihrem neuen Beruf. Heute hatte sie sich losgerissen durch ihr Gelübde von der Welt — von dem Herzen einer zärtlichen Mutter, aus den Armen eines treuen Vaters, und von allen den Hoffnungen und Verheißungen eines Glücks, welches ihr ganzes Leben meist erfüllten.

Jetzt gehörte sie Niemanden mehr an auf der weiten, weiten Welt — nur Gott und der Kirche, — alle Bande waren gelöst, die sie mit ihrem Herzen einst daran gefesselt hatten, und selbst die Erinnerung daran mußte sie daraus verbannen, ihrer eigenen Vergangenheit mußte sie eine Fremde werden, — ihren Namen sogar mußte sie in der Welt zurücklassen, um auch dadurch abzuschließen mit der Vergangenheit, denn jetzt war sie nur noch die Armenschwester Winfride.

Mit welcher Inbrunst hatte sie Gott gebeten, daß ihr die Stunde bald nahe sein möge, in welcher sie sich ihm und ihren Pflichten ganz weihen könne, und als sie da war diese ernste, große, feierliche Stunde für ein armes Menschenherz, da war sie dennoch nicht ohne Schmerzen! — Sah sie nicht in ihrer Nähe das thränenschwere Auge ihrer Mutter mit Wehmuth auf sich gerichtet? Wurde nicht ihr Ohr getroffen von den schweren Seufzern ihres Vaters, in dessen Herzen jeder ein Abschiedsruf war an das scheidende Kind! — Und doch hatte sie so innig gebeten: „Seid stark, laßt meinem Herzen den Frieden, ich kann ja in meinem lieben Kloster noch heißer, noch inniger für Euch beten, und ist ein heißes Gebet nicht das schönste Band, welches uns mit Gott verbindet?"

Nun war sie vorüber diese schöne, langersehnte, schwere Stunde! Winfride betete; in ihren dunklen Augen lag die erkämpfte Ruhe ihrer Seele, und doch war es, als durchzuckte es sie plötzlich mächtig.

Ein furchtbarer Schmerz mußte noch ihr Herz berühren, ein Schmerz, der nach allen Kämpfen, nach aller Strenge gegen sich selbst dennoch der Welt angehörte. — Ihre Hände schloß sie betend fester ineinander, ihren Lippen entflohen die Worte in überwältigendem Gefühl: „O gnadenreiche Mutter Gottes, hilf mir, hilf mir durch Deinen lieben Sohn Jesum beistehen, daß ich nicht wissentlich als Sünderin vor Gott erscheine, auch nicht in einer Gedankensünde; laß mir sein Bild, aber beschütze mich, daß ich nicht anders an ihn denken mag, als im Gebet zu Gott, ihn anzuflehen, daß er ihn nicht verlasse, wo er auch sei!"

Und jetzt glaubte sie sich losgerissen von den Fesseln, die sie an die Welt geknüpft.

Sie erhob sich langsam von den Knieen, um auf ihrem dürftigen, harten Lager Ruhe zu suchen.

Arme Winfride! Wie schwer Du auch schon mit dem Leben gekämpft, noch immer hast Du nicht ganz gesiegt? Noch jetzt, nachdem Du die müden Augen geschlossen, verrathen Deine Züge, was Dein Inneres bewegt.

Lyda de Bar war das einzige Kind reicher Eltern. Bis zu ihrem 17. Jahre im Kloster erzogen, kehrte sie zurück, wie sie gegangen, mit dem reinen, kindlichen Herzen voll warmer Liebe zu Allen, die ihr näher standen; offen und wahr in Allem, was sie that. Dazu halfen ihr schon die Formen ihrer Kirche, die dem Gläubigen zu jeder Zeit sogar die Lasten eines bösen Gedankens nehmen will, wenn er das rechte Vertrauen dazu hat. Nicht durch die Form, aber durch den Glauben an Gottes unendliche Liebe und Versöhnung. Diesen Glauben hatte Lyda, dazu war sie heiter und fröhlich wie ein Vögelchen, überall hörte man sie ihre Liedchen trällern, die das Herz der Eltern mit Freuden erfüllten. Nur der Gedanke machte diese erbeben, daß sie ihr geliebtes Kind vielleicht nicht immer würden schützen können gegen die wechselnden Geschicke des Lebens; sie hielten sie daher so lange als möglich fern von der Welt und den drohenden Gefahren und Klippen eines Menschenlebens; sie bedachten nicht, daß das Schicksal unerbittlich dahin schleicht, wo es seine Opfer auserkoren.

Herr de Bar hatte einen Jugendfreund, dessen Sohn ein fast täglicher Gast in seinem Hause war. Hermann Hassel war in der großen Welt und

* Aus den Stuttgarter „Erheiterungen", welche wir hiermit auf's Beste empfehlen.

Digitized by Google

durch die große Welt erzogen. Seine eleganten Formen, verbunden mit einem einnehmenden Aeußern, waren bestechliche Eigenschaften für jedes Frauenherz, selbst der liebenswürdige Leichtsinn seines Charakters fesselte manche. Hermann aber war bis jetzt kalt und unempfänglich geblieben gegen solche Gefühle, daher mochte es auch kommen, daß Lyda's Eltern an keine Gefahr für ihr Kind von dieser Seite dachten. Es machte ihnen Freude, diese beiden heiteren Wesen um sich zu sehen, aber in dieser thörichten Freude bemerkten sie nicht das Band, welches sie immer mehr und fester umschlang, das Band einer innigen Liebe.

Kein bindendes Wort hatten sie bis jetzt gesprochen, und dennoch wußten Beide, daß sie ohne einander nicht würden leben können. Tausend selige Träume hatten ihnen immer wieder das Bild einer glücklichen Zukunft gebracht. Nun aber kam der entscheidende Moment, das für ihre Zukunft entscheidende Wort für ein unendliches Glück, oder ein namenloses Elend. Die Entscheidung lag in den Händen der Eltern Lyda's. Glückliche begreifen im Taumel ihrer Seligkeit nur das Glück, und Beide waren wie vernichtet, als Herr de Bar seine Einwilligung zu diesem Bunde versagte. Lyda gehörte, wie ihre Eltern, der katholischen Kirche an, Hermann war, wie sein Vater, Protestant; in einer solchen Mischehe konnten sie nach beiderseitigen Ansichten nicht das Glück des Kindes finden.

Das war der Grund, wenigstens der Hauptgrund, weßhalb Herr de Bar mit ungewohnter Härte sich dieser Verbindung widersetzte. Dann aber auch bot ihm Hermanns Charakter keine Sicherheit für das dauernde Glück seines Kindes.

Er hoffte, die Zeit würde die Wunden heilen, die er doch nur in seiner treuesten Liebe dem Herzen seiner Tochter geschlagen; aber Lyda litt unsäglich und Hermanns leidenschaftliches Wesen ließ sie in ihrem Schmerze nicht zur Ruhe kommen, da er immer noch Gelegenheit suchte, sie zu sprechen, oder auf andere Weise ihr den Schmerz seiner Seele mitzutheilen. Auf einmal war sie für ihn verschwunden, Niemand konnte ihm sagen, wohin; alle Nachforschungen, alle Mühe, die er sich gab, war vergebens, für ihn war ihre Spur verloren. Da ergriff ihn die Verzweiflung, sein leidenschaftlicher Charakter konnte diesen Zustand nicht ertragen, das einförmige Alltagsleben stand in zu grellem Widerspruche zu seinem bewegten Seelenleben, er sehnte sich hinaus in die Welt, in ein Leben, welches sein ganzes Sein in Anspruch nehmen mußte.

Oberst Hassel erhielt ganz unerwartet die Nachricht aus Bremen, daß Hermann nach Amerika abgereist sei. In New-York angekommen, eilte dieser auf ein Werbebureau und machte in der Nordarmee die Belagerung von Richmond mit; von dort aus schrieb er aus der Gefangenschaft noch einmal an seinen Vater, dann aber kam keine Kunde mehr von ihm herüber in die alte Heimath. (Schl. folgt.)

Verschiedenes.

In Baden sprach man vor einiger Zeit viel von nachstehendem Vorfall: Ein junger Graf spielt mit seltenem Glück an dem Roulette und gewinnt in kurzer Zeit 30,000 Gulden. Er schließt das Geld in seiner Wohnung ein, aber den nächsten Morgen ist dasselbe verschwunden, wie der alte Fritz, der Bediente des Grafen. Nach acht Tagen erscheint der Letzte jedoch wieder. „Woher kommst Du?" fährt der Graf ihn an. „Von Wien." „Was hatteſt Du da zu schaffen? Wo sind meine Gulden?" „Auch in Wien. Ich dachte, Herr Graf, Sie würden weiter spielen und das schöne Geld wieder verlieren, deshalb habe ich es nach Wien gebracht und hier ist die Quittung von Ihrem Herrn Vater."

Die Deutsche „Auswandererzeitung" schreibt: Die herrliche Synagoge, welche von den reichen Israeliten New-Yorks an der Ecke der 5. Avenue und der 43. Straße erbaut und am 11. Sept. v. J. eingeweiht wurde, ist eine der schönsten Kirchen in den Vereinigten Staaten. Der Eckstein wurde im Oktober 1866 gelegt und daher zwei volle Jahre daran gebaut. Der Grund-Charakter des Planes ist maurisch; doch ist der Styl frei behandelt und mannigfach geblendet. Das Gebäude enthält 1800 Plätze im Schiff und 500 in der Galerie. Die Farben der Dekoration sind roth, blau, gelb, weiß und Gold und der Gesammteindruck ein äußerst brillanter. Der Plafond ist tiefblau, mit Sternen wie mit Diamanten beſäet; Gold ist überall reichlich angebracht und die Kirche glänzt wie Alladin's Palast, wenn die 500 Gasflammen, welche ihn erleuchten, angezündet sind. Die Kosten betragen die Summe von 800,000 Dollars.

Wo kommt das Holz hin? Im letzten Seekriege zwischen Frankreich und England gingen innerhalb 22 Jahren 32 Linienschiffe, 68 Fregatten, 50 Kanonenboote außer einer Menge kleinerer Schiffe verloren. Ein Jahrhundert braucht nach einer 1850 angestellten Berechnung etwa 2000 Linienschiffe und 3—400,000 andere Kriegs- und Handelsfahrzeuge, da die Seetüchtigkeit eines Schiffes nicht länger als 20 Jahre dauert. Zur Herstellung eines Linienschiffes von nur 72 Kanonen braucht man 2000 Tannen oder 40,000 Centner Holz. Rechnet man 50 hundertjährige Eichen auf einen Morgen Wald, so gehören zur Erbauung eines Schiffes nicht weniger als 40 Morgen Wald.

Im Alter von 99 Jahren starb vor Kurzem Johnson Harris von Perry County, der älteste Mann in Süd-Illinois. Er hatte zwölf Kinder, einhundert und sechs Enkel, zweihundert und sieben und dreißig Urenkel und zwölf Ururenkel.

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 13. Sonntag, den 14. Februar **1869.**

Des blinden Mädchens Liebe.

(Fortsetzung.)

Ein Schauder überlief Philipp; er, der einen Tag zuvor geflogen wäre, Stella an sein Herz zu drücken, stand nun bei ihrer Gegenwart wie festgebannt, als wäre sie eine Erscheinung aus der andern Welt.

„Hast Du mich vergessen?" tönte es endlich von seinen zitternden Lippen.

Beim Klang seiner Stimme erbebte sie, blickte starr auf ihn; ihre Wange ward marmorbleich und dann wieder dunkelroth.

„Hast Du mich vergessen, Stella? — Vergessen Philipp Armytage?" und er ergriff ihre Hand.

„Nein, — nein, — nein!" rief das Mädchen, mit beiden Händen die seinige umfassend, und liebreich in sein Gesicht blickend.

Im Augenblick hatten Philipps Arme sie umschlungen, und das lang entbehrte und geliebte Mädchen weinte Thränen der Freude an seiner Brust.

„Und erinnerst Du Dich denn wirklich noch meiner, Philipp?" fragte Stella mit zweifelndem Blick. „Haben all die vielen Jahre keine Veränderung gebracht?"

„Du bist verändert, meine Geliebte," antwortete Philipp, indem er sie ernst betrachtete.

Ein Ausdruck unendlicher Freude verklärte Stella's Antlitz.

„Ja, ich bin nicht so, wie Du mich kanntest — ich bin nicht mehr blind."

Sie setzten sich nieder und berichteten sich Hand in Hand Alles, was ihnen während ihrer Trennung begegnet war. Stella erzählte ihrem Geliebten, wie nach ihrer erzwungenen Trennung sich Monate in Jahre verwandelten, ohne daß sie Nachricht von ihm erhielt! wie sie und ihr Vater endlich nach England zurückkehrten, wo sie durch die Kunst eines geschickten Augenarztes wieder sehend wurde, und sich an dem hellen Tage und den unzähligen Reizen dieser Welt, die so lange für sie in Nacht gehüllt war, wieder erfreuen konnte.

So war sie vom Mädchen zum Weibe herangereift und ward in die Gesellschaft eingeführt; sie hielt noch immer treu in ihrem Gedächtniß die Erinnerung an den frühen Traum, so düster und hoffnungslos er auch jetzt schien.

Dann sprach Stella von ihrem Vater, von seiner großen Güte, welche sich immer mehr und mehr zeigte, bis zu seinem Tode. Ihr hochsinniger Bruder war nach Indien gegangen, und sie war nun ganz allein, außer der Schwester ihrer Mutter, — der sanften Mrs. Lyle.

All dies erfuhr Philipp zur Erwiderung für seine Geschichte voll treuer Liebe. Doch, mit jungfräulicher Bescheidenheit verschwieg Stella, wie der Gedanke an ihn einzig und allein ihre Seele erfüllt; daß bei Tag und bei Nacht sein Name in ihrem Herzen geweilt, und seine Stimme in ihrem Ohre; daß sie nur in dem einen Gedanken an ihn lebte, während der Monate und Jahre der Abwesenheit, während welcher sie nicht wußte, ob er ein einziges Mal ihrer gedächte. Sie erzählte ihm nicht, wie, als sein Ruf sich verbreitete, und selbst ihr Ohr erreichte, ihr Herz schwell in dem stolzen Gefühle, einen so würdigen Mann geliebt zu haben, und von ihm wieder geliebt worden zu sein; wie sie Tage lang von dem Entzücken lebte, seinen Namen gelesen zu haben, oder in preisenden Worten Fremde von ihm sprechen zu hören; wie sie über seinen Schriften hing, und genau die reifenden Früchte eines Geistes verfolgte, den sie in seiner jugendlichen Frische gekannt; und wie sie zuweilen ein heftiges Verlangen ergriff, ihn wieder einmal zu sehen, und zu erfahren, ob in der Erinnerung dieses geehrten, geistreichen Mannes noch ein Gedanke für das blinde Mädchen verweile, das er einst geliebt, und welches seine Liebe mit so leidenschaftlicher Verehrung vergalt, obgleich sie sie in ihrem tiefsten Herzen verbarg.

Dieser süße Austausch der Gefühle ward durch den Eintritt von Mrs. Lyle gestört; doch bald war ihr Alles anvertraut, und sie freute sich mit mütterlicher Zärtlichkeit über das Glück der Beiden, die sie so herzlich liebte. Noch einmal wiederholten Philipp und Stella ihre früheren Gelübde; es stand nun ihrer Verbindung kein Hinderniß mehr entgegen, außer in dem innern Stolze des Liebenden, der sich sträubte, von seinem Weibe weltliche Reichthümer zu empfangen. mit denen es doch seine Freude gewesen wäre, sie zu überschütten. Aber der junge Rechtsgelehrte war immer noch arm und Stella war eine reiche Erbin.

Als Philipp hierdon sprach, antwortete sie mit der liebevollen Würde eines Weibes, welche mit ihrem Herzen ihr Alles gibt: „Erinnerst Du Dich Philipp, als vor Jahren, als ich ein wildes, närrisches Mädchen war, ich Dich beschwor, mich zu Deinem Weibe zu machen, Du edelmüthig verweigertest, als Erwiderung meiner Liebe Kummer

Digitized by Google

über mich zu bringen. Ich bin nun ein Weib, weiser, und Deiner, wie ich hoffe, würdiger, doch immer noch demüthig verglichen mit Philipp Armytage. Doch nimm mich hin, wie ich bin, und Alles, was mein ist; ich halte es für nichts, verglichen mit dem Glücke, von einem gleich Dir geliebt zu werden."

Und nun traten die verlobten Liebenden in jene angenehme Zeit, wo Zweifel und Furcht vorüber sind, und die beiden wiedervereinigten Herzen auf der Schwelle des vermählten Lebens stehen, und die Zukunft vor ihnen liegt, gleich einer weiten Ebene, durchschnitten von lieblichen Pfaden, die sie zusammen wandeln sollen. Wie herrlich waren die langen Sommerabende, wenn Philipp das unruhige, düstere London hinter sich ließ und in Mrs. Lyle's Landhaus nach Hampstead eilte, diesem schönsten der schönen Orte, welcher schon wegen seiner Nähe zur Weltstadt als ein wahres Arkadien gelten konnte! Philipp und Stella liebten es, den grünen Heckengang entlang zu spazieren, zwischen Hampstead und Highgate und von alten Bekannten zu sprechen, welche diese Orte geliebt — als dem jungen Träumer Keats, und Coleridge, dem philosophischen Dichter, und Shelley, dem sanftmüthigen, dessen ganzes Leben einem langen Sonnenstrahl der Liebe und Poesie glich. Kamen sie dann heim, so war Mrs. Lyle immer bereit, sie mit ihrem sanften Lächeln zu bewillkommnen; dann ward dies oder jenes Buch gelesen, über welchem die gutmüthige, aber weniger ätherisch geneigte Freundin in süßer Vergessenheit einschlummerte; oder Stella sang ihrem Geliebten die theuren alten Lieder, von denen sie keines vergessen — auch das nicht, welchem er zuerst in jener heitern Gesellschaft gelauscht, als das blinde englische Mädchen es sang.

Tag für Tag entfaltete sich Stella's Charakter mehr und mehr ihrem Verlobten — nicht als das süße, unschuldige Mädchen, deren Hilflosigkeit zuerst das Herz des starken Mannes gewonnen hatte, trotz ihres nur halb gebildeten Geistes, dem seinigen so ferne; sondern als ein gereiftes, hochherziges Weib, deren gebildeter Geist dem verständigen Manne eine Stütze war.

Philipp ahnte nicht, wie viel er zu ihrer Bildung beigetragen. Denn der Charakter einer gereiften Frau nimmt oft, ja man könnte sagen immer, sein Gepräge von ihrer ersten Liebe — nicht von einer unreifen, kindischen Phantasie, sondern von jener Liebe, die zuerst die Quelle weiblicher Gefühle erschloß. Sie wird dem ähnlich, den sie liebt; ihre Gedanken und Neigungen nehmen ihre Färbung von den seinigen, wenn sie sich ihm vermählt, wird ihre Vereinigung inniger durch die Sympathie; wenn nicht, wie auch immer das Schicksal sein mag, hört sie dennoch nie gänzlich auf, von den Gefühlen, welche er zuerst erweckte, beeinflußt zu werden. — Hätte Stella einen Mann von geringerem Geiste geliebt, so wäre sie nie geworden, was sie nun war, ihr Geist hätte sich zu dem seinigen herabgeneigt, und viele seiner verborgenen Schätze wären für immer schlafend geblieben.

Aber obgleich kaum ein Zug des unentwickelten Charakters des blinden Mädchens geblieben, hatte Stella doch ihre Einfachheit und Lieblichkeit, welche sie damals auszeichnete, bewahrt. Sie war noch immer so demüthig und so ergeben, ihm, den sie liebte, kaum mit einem Gedanken sich ihrer Schönheit und vielen Reize erinnernd, außer in so ferne sie sich dadurch würdiger fühlte, sein Weib zu sein. Dies war die Braut, welche, ehe noch der Herbst die Erde mit seinen bunten Blättern bestreute, Philipp Armytage in sein Haus und in sein Herz nahm, einen Schatz, um den er lange geworben, den er lange ersehnt, und endlich errungen.

6.

Wir sahen die Blinde als Kind, als Mädchen und als Jungfrau im Glanze ihrer Lieblichkeit; laßt sie uns nun als Gattin betrachten, nicht länger das Ideal der Träume eines Liebenden, sondern als die Gefährtin seines Lebens — die Freude und die Zierde seines Hauses.

Stella war kein Ideal zu glänzend und schön für das irdische Leben, sondern ein Wesen, das Freude und Schmerz mit ihrem Gatten theilte, ein edles Weib, das ihn mit ihrem Geiste unterstützte und wie ein lichter Engel ihn umgab.

Nach alledem was können wir Anderes sagen, als daß Philipp einen Engel in seinem Hause bewahrte. Selten, sehr selten sind diese in der Welt; doch kannten wir deren, und Andere ohne Zweifel wohl auch. Doch, während sie mit uns lebten, erkannten wir sie nicht, sondern erst, als sie ihre unsichtbaren Flügel erhoben und gen Himmel flogen! —

In Philipps Haus konnte man sehen, daß Poesie das Alltagleben heiligt, und daß das glorreiche Licht des Geistes nicht unvereinbar ist mit dem untergeordneten entzückenden Glühen des häuslichen Heerdes.

Ein talentvoller Mann ist wie ein Leuchtthurm, erbaut auf einem Hügel, jedem Winde und unzähligen Augen ausgesetzt, welche eifrig wachen, ob sein Licht erlöscht. Wenn es flackert oder erstirbt für einen Augenblick, wie irgend ein anderes, gewöhnliches Feuer, erhebt sich ein hundertstimmiges Geschrei und hundert Hände beeilen sich, die unbrauchbare Leuchte zu vernichten. — Gott helfe dem Mann des Genies! Er geht einen Pfad, bedeckt mit Fallstricken, zahlreicher und tiefer für ihn, als für Menschen von geringerem Geiste, und weniger zartfühlender Natur; und all diese erheben ein Freudengeschrei, wenn er auch nur strauchelt. Doch ist es nicht unmöglich, den Weg mit Sicherheit zu durchwandeln, viele kämpfen dies zu erlangen, und alle ehren jenen, dessen Lauf beweist, daß der Mensch zu gleicher Zeit mit Geistesgaben

Digitized by Google

glänzen kann, wie mit einem tadellosen und reinen Herzen.

Ein solcher gelangt dem Ideale der Menschheit am nächsten, — welches wir alle, wie wir vertrauen, einst erlangen werden — wenn Geist und Materie sich nicht länger bekämpfen, und wir sein werden „nur etwas weniger als die Engel."

Philipp Armytage lebte dies Leben, so sehr der Mensch auf Erden es vermag. Er gebrauchte die Schätze seines hohen Geistes, um sein Haus zu überstrahlen; er zog sich nicht von seinem Berufe zurück, aber er zierte ihn mit Verfeinerung einer begabten Seele. Er hatte nichts von dem Wankelmuth eines Dichters; er war nicht der Meinung, daß das Genie mit einem ungewöhnlichen Benehmen verbunden sein müsse, und Niemand hätte vermuthet, daß der kluge und verständige Mann, dessen höfliches und gewinnendes Wesen, die Zierde der geistreichen Gesellschaften war, welche er in seinem wohlgeordneten Hause um sich versammelte, oder der sanfte, liebreiche Gatte, welcher während den langen Winterabenden heiter mit seiner jungen Gattin las und sprach, jener hochbegeisterte Dichter sei, dessen glänzende Phantasie von Allen bewundert, doch nur von Manchen gewürdigt wurden.

(Fortsetzung folgt.)

's Schellche.

„„Gell, Unkel, gell Du gebicht mer als
Den Rieme mit dem Schellche,
Ich häng's em Kätzel an de Hals, —
Un schmeechel em frei Fellche,
Dann loß ich's gehn un wann's dann aach
Als spautzt un 's Schwänzel ringelt,
Dann höre mer de ganze Dag
Wie schön des Schellche klingelt!""

„Nä, Liewer, nä — do werd nix draus,
Die Schell is nit for Katze,
Des wär e schön Gelärm im Haus,
Un's Kätzel däht Dich fratze.
Des Schellche kriebt der Hektor an
Im Wald heut bei de Schneppe.
Des hört der gern, dem liegt nix dran,
Der kann's viel leichter schleppe,
Is 's Schellche still, der Hektor steht —
Dann därf mer nimmeh hufe,
Un nor so lang des Schellche geht,
Do braucht mer als zu rufe:
Suuch, dä, dä, dä, dä ...."

Der Unkel geht jetzt in de Wald
Mi'm Hektor naus spazière,
Er hot em's Schellche angeschnallt,
For Schneppe zu buschire;
So lang der Hund recht eifrig sucht,
Do is des Schellche gange,
Un unser Unkel ruft bedugt
Em Hektor in de Stange:
„Suuch, dä, dä, dä, dä ...."

So hot er immer fortgemacht,
Doch immer nix geschosse;
Un wie dann endlich kummt die Nacht,
Do hot's en doch verdrosse.

Er macht sich uf de Weg for heem,
Un noch im letschte Däilche,
Do ruft er alsfort in die Bäm
Em Hektor mit dem Schellche:
„Suuch, dä, dä, dä, dä ...."

Am nächschte Dag do geht der Alt
— 's war grad e Sunndagmorge —
Schön in sei Kerch, doch mach'nem halt
Die Schneppe als noch Sorge;
Er hockt sich nidder in sei Stuhl,
Duht nimmeh um sich gucke, —
Jetzt werd's em so allmählich schwul,
Fängt richtig an zu nucke.
Er hört te Orgel meh un sieht
Ke Kanzel un te Treppe,
Er macht sich jetzt im Schlof noch müd
An die verfluchte Schneppe.
Un wie der Klingelbeutel kummt,
Un unne bambelt 's Schellche,
Do hot der Alt ganz laut gebrummt
Wie geschtern draus im Däilche:
„Suuch, dä, dä, dä, dä ...."

R. A. Woll.

Die barmherzige Schwester.

(Fortsetzung.)

Lyda war seit Hermanns Abwesenheit wieder zu den Eltern zurückgekehrt.

Sie hatten sie, um sie vor allen Aufregungen von seiner Seite zu schützen, in das Kloster zurückgebracht, wo sie ihre ganze so glückliche Kindheit verlebt. Sie hofften, der Schauplatz dieser glücklichen Zeit würde die traurige Gegenwart am leichtesten ebnen und verwischen. Freilich wurde sie ruhiger und ergebener, aber nicht wieder glücklich. In das Elternhaus zurückgekehrt, fühlte sie noch mehr die namenlose Leere ohne ihn, auf den alle ihre Gedanken gerichtet waren und dessen Name auszusprechen sie nicht einmal wagen durfte! Wo war er? Was war aus ihm geworden? Das waren Fragen, die ihr Herz täglich und stündlich in banger Verzweiflung rief. Aber Niemand nahm erbarmend diese Ungewißheit, diese Sorge von ihrem Herzen.

Endlich erfuhr sie durch ihre alte Wärterin, was man von Hermann wußte; auch daß selbst der Vater daran zweifle, ob er noch unter den Lebenden sei, denn welche Menschenopfer hatte nicht diese schreckliche Gefangenschaft gefordert, wo sie zu Hunderten in einem kleinen engen Raum allen Entbehrungen ausgesetzt waren? Starre Verzweiflung ergriff sie im ersten Moment bei dieser Nachricht; dann aber faßte sie alle ihre Kräfte zusammen; sie wollte singen und Gott ihre Schmerzen zum Opfer bringen, aber vergessen konnte sie ihn nicht.

Die Welt wurde noch leerer, noch öder für sie, ohne die Hoffnung, ihn jemals wieder zu sehen. Diese Hoffnung allein hatte ihr bis jetzt die Kraft erhalten, das Leben zu ertragen mit seinen schleichenden Tagen, mit seinen langen, langen schlaflosen Nächten.

Digitized by Google

Nun aber wollte sie fort, sie wollte ganz abschließen mit ihrer Vergangenheit, sie wollte barmherzige Schwester werden. Noch einmal mußte sie kämpfen um ihre Zukunft.

Lyda's Eltern konnten den Wunsch ihres Kindes begreifen, aber ihre Zustimmung zu geben, vermochten sie nicht sogleich, denn dann war sie für sie ganz verloren; doch die Hoffnung, sie zufriedener zu wissen, besiegte endlich den natürlichen Wunsch ihres Herzens. Lyda trat als Postulantin in das Kloster. Schon nach kurzer Probezeit fand die Einkleidung statt, und damit war Lyda de Bar nicht mehr.

Schwester Winfride erfüllte in ihrem neuen Lebensberuf ihre Pflichten mit treuer Liebe und Freudigkeit, und Ruhe und Zufriedenheit kehrten wieder.

Wer das Leben dieser Kinder der Kirche kennt mit ihren vielen Entbehrungen und ihrer unendlichen Selbstverleugnung, der weiß, daß es ein Leben voll Opfer ist, welches sie ihrem Gott und den Menschen weihen, und daß es immer mit derselben Herzensfreudigkeit die Befriedigung in Erfüllung ihrer schweren Pflichten findet.

Das Jahr 1866 kam, mit ihm so schwere Stunden für manches Menschenherz. Der Siegesruf, der mit Jubel die Brust des Einen erfüllte, brachte dem Herzen des Andern den Todesstoß. Freude und Leid ziehen mit Sturmeseile durch die Welt; oft treten sie zusammen ein mit ihrer Botschaft und beginnen im Herzen einer armen Mutter, in der treuen Brust eines alten Vaters den Kampf um den eigenen Sieg; aber das Herz der Mutter schreit laut auf nach dem Sohne, der auf dem Felde der Ehre durch die feindliche Kugel getroffen und gefallen! Das Haar des Vaters erbleicht nach der Kunde seines Verlustes, aber dennoch ruft in ihm eine Stimme die ihn ermannt:

„Er fiel für's Vaterland, Gott segne ihn in seinem Heldentod!"

Die Braut, die ihr eigenes Glück in dem riesengroßen Grabe auf dem Schlachtfelde begraben weiß, sie will wenigstens es versuchen, andere Herzen zu schützen vor so unendlichem Wehe; sie eilt in die Lazarethe und in unermüdlichem Eifer hilft sie die schwer Verwundeten pflegen, und jeder, der geheilt fortgeht aus diesem Schmerzensraum, erfüllt ihr Herz mit wehmüthiger Freude.

Doch alle und von allen Seiten so freudig gebrachte Hülfe in den überfüllten Lazarethen reichte nicht aus, um Allen nur die nöthigste Pflege angedeihen lassen zu können.

Das mörderische Feuer der feindlichen Waffen hatte zu viele Opfer gefordert, und so erhielt auch die ehrwürdige Mutter des Klosters der barmherzigen Schwestern die Bitte, um Sendung einiger Schwestern in das Lazareth zu Sadowa.

Winfride gehörte zu denen, die dort hingesandt wurden. Kaum angekommen, eilten sie an den Ort ihrer Bestimmung. In einem kleinen Zimmer fanden sie einige Aerzte, die erschöpft von allen den schweren traurigen Arbeiten, die ihnen oblagen, sich auf kurze Zeit hierher zurückgezogen hatten.

Mit sichtbarer Freude wurden die eintretenden Schwestern empfangen und auf ihren Wunsch sogleich in ihre Thätigkeit eingeführt.

(Schluß folgt.)

Verschiedenes.

Des nicht D! Die „Darmst. Ztg." erzählt folgende drollige Geschichte: In der guten alten Zeit, wo es in Darmstadt noch gewisse originelle Persönlichkeiten gab, die oft viel von sich reden machten, wirkte auch in dem Orchester des großherzoglichen Hoftheaters ein Musikus, der zwar sein Blasinstrument tüchtig zu handhaben wußte, aber daneben es auch nicht verschmähte, von Zeit zu Zeit ein Gläschen über den Durst zu trinken. Dies war denn auch geschehen, als er eines Abends sich in die Hauptprobe zum „Freischütz" begab. Alles ging vortrefflich, bis plötzlich der Kapellmeister ihm zurief: „Des nicht D!" Nichtdestoweniger ertönte, da das musikalische Gehör des Herrn Musikus vielleicht durch den Genuß des Weines doch ein wenig verstimmt war, bei Wiederholung der Scene abermals D statt Des, und der Kapellmeister sah sich zum zweiten Mal genöthigt zu rufen: „Ei, Herr ...., Sie blasen ja doch wieder D statt Des!" Verwundert über diesen nochmaligen Zuruf stößt der betreffende Herr seinen Nachbar, der mit ihm aus demselben Notenheft spielte, deutet auf die verhängnißvolle Stelle, wo durch einen Fehler des Copisten allerdings D statt Des stand, und fragt mit etwas schwerer Zunge im ächt Darmstädter Dialekt: „Is des des Des, des des Des sei soll?"

Als Motiv eines jüngst in St. Louis eingereichten Scheidungsgesuches macht ein unglücklicher Gatte geltend, daß ihm seine Frau in ihrem unbezähmbaren Jähzorne die Kinder an den Kopf zu werfen pflege.

Metzger-Deutsch. Meister: Hast Du denn dem Major von Knipscheid seine Lenden nach Nummer 3 getragen?" — Lehrbursch: „Ja, Meester." — Meister: „Na, wenn Du dem Herrn Professor seine Schweineknöchelchen zusammengesucht, dann schneide 'mal der gnädigen Frau von Falkenborn ihre Schulter ab und hänge der Geheimräthin ihre Zunge in die Rauchstube und der Lammwirthsköchin ihre Kalbsfüße über die Stange.

Ein Tischlermeister in Meller (Hannover) erläßt an junge Männer eine öffentliche Warnung, sich mit einem namhaft gemachten jungen Mädchen in ein Liebesverhältniß einzulassen, da dieselbe seine verlobte Braut sei.

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 14. Donnerstag, den 18. Februar **1869.**

Des blinden Mädchens Liebe.

(Fortsetzung.)

Als die langen, angenehmen Sommertage wieder kamen, nahmen Philipp und Stella »Die Schwingen der Taube« und flogen fort für einige Zeit fern in das Land, zu einer Behausung, wo Stella ihre trübe Kindheit verlebt und welche nun halb zerstört lag während der Abwesenheit ihres jetzigen Besitzers Edmund Brandreth,

Das glückliche Weib Philipps wanderte an der Seite ihres Gatten all die Waldwege, die das blinde Mädchen einst einsam durchgangen hatte, und der Contrast machte sie wo möglich noch glücklicher. Das Leben schien dem jungen Paare gleich einem entzückenden Traume voll tiefer Freuden, daß ihre Herzen unter der Last zitterten, wie Blumen vom Taue schwer. Jung, reich, mit Gemüthern begabt im reichen Maße, alles Schöne zu erblicken und zu empfinden, und mit Herzen, welche so fest und innig verbunden waren, als wären sie nur eines; was konnten sie mehr wünschen?

Zuweilen wollte ein leichter Schatten von Furcht über sie gleiten, — eine Art von Zweifel, daß, wie die Nacht dem Tage, so der Kummer der Glückseligkeit folge; doch dann verjagte die Liebe mit ihren Engelsschwingen das düstere Gespenst.

Es war eine lange Zeit der Dürre gewesen, so daß das Gras der Wiesen verwelkte, und die Vögel verstummten und in die tiefsten Schatten des weiten Waldes flohen. Sehr erquickend war nun das dichte Gehölz, dessen grünende Lauben den einzigen Schutz gegen die drückende Hitze boten.

Jeden Abend machte Stella mit ihrem Gemahl einen angenehmen Spaziergang im Zwielicht, bis die Sterne funkelten; das junge Weib erfaßte jede schöne Aussicht und jeden lieblichen Klang mit ihrem tiefen Gefühl für Freude, während Philipps edler Geist Alles mit dem Heiligenschein der Poesie umgab, so daß mit ihm zu gehen war, wie mit einem Zauberer, welcher das innerste Leben der Natur entschleiert.

Eines Abends gingen sie wie gewöhnlich zusammen aus, aber nicht weiter als bis zu dem freien Platze, denn die Dämmerung brachte die Zeichen eines kommenden Sturmes.

Finstere Nebel lagerten sich vor dem scheidenden Gestirn, ausschließend den lieblichen Purpur und das Gold eines herbstlichen Sonnenunterganges, und dichter und schwärzer werdend, erreichten sie die Mitte des Himmels, bedeckten den bleichen Mond, welcher dem scheidenden Lichte folgte. Eine schwere Stille entstand — eine Finsterniß, welche man fühlt, da sie gleich einer schweren Last den Körper sowohl wie den Geist bedrückt.

„Laß uns hineingehen," sagte Stella, als sie ermüdet an dem Arme ihres Gatten hing; „sieh', der Sturm kommt näher; da ist schon ein Strahl."

„Es ist blos Wetterleuchten," erwiderte Philipp. „Doch komm', Liebe, wir wollen in's Haus treten und das Unwetter vom Fenster betrachten, es ist ja so schön."

Sie gingen hinein und lauschten dem Gewitter. Stella legte ihr Haupt an seine Schulter und fühlte seinen Arm sie umfassen. So sich innig umschlingend, blickten sie auf die sich zusammendrängenden Wolken und die glühenden Strahlen leuchtender Blitze, welche momentan den ganzen Himmel erhellten und den finstern Wald durchdrangen, daß jeder Baum deutlich zu erkennen war, wie sonst nur im hellsten Sonnenschein.

Selbst als schwere Regentropfen fielen, und das ferne Rollen des Donners hörbar ward, verließen die Beiden das Fenster nicht, denn ihre edlen Gemüther waren frei von jener kindischen Furcht, welche den Schwächling zurückschrecken macht bei jenem großartigen und herrlichen Anblick — eines Gewitters bei Nacht.

„Du ängstigst Dich doch nicht, meine Theure?" frug Philipp.

„Nein, mein Gemahl," antwortete Stella. „Ich liebe es, ein herannahendes Gewitter zu beobachten. Ich fühle eine Art ehrfurchtsvollen Entzückens, als wäre ich dem Himmel näher, und hörte die Stimme Gottes im Rollen des Donners. Ich fürchte mich nicht, besonders wenn ich wie jetzt den bei mir habe, den ich liebe."

Philipp preßte sein Weib sanft lächelnd an sich. „Nun bist Du ganz sicher, Geliebte."

„Ja, mit Dir. Ich erinnere mich noch recht gut des ersten Gewitters, das ich beobachtete, nachdem ich das Augenlicht wieder erlangt. Es war hier an demselben Fenster. Ich war thöricht, mein Philipp, ich weiß es, doch konnte ich meine Gedanken nicht von Dir abwenden. Ich sehnte mich, zu wissen, wo Du seiest — und ob Du sicher wärest: und obgleich ich keine Gefahr für mich befürchtete, so fühlte ich doch eine unendliche Angst, daß Dir ein Unglück begegnen möchte. Nun habe ich Dich bei mir, mein theurer Gemahl."

„Für immer, — für immer," rief Philipp, sich

Digitized by Google

über sie beugend in zärtlichster Liebe, „meine Stella, meine —"

Während er sprach, schoß ein blendender Blitzstrahl auf sie nieder, und umhüllte sie wie mit einem glänzenden Feuerstrom, ihm folgte ein Donnerschlag, so lang und laut, daß es schien, als wolle das Himmelsgewölbe einstürzen. Doch Philipp und sein Weib hörten nichts davon.

Sie lagen beide bewußtlos da, seine Arme hielten die Geliebte noch umfangen. Philipp Armytage erwachte zum Bewußtsein, und fand Stella noch immer bewegungslos daliegen. Ihre Augen waren geöffnet und starr; ihr Körper weiß und leblos, während ihre Arme noch um seinen Nacken lagen, aber so kalt und schwer, als wären sie aus Stein. Philipp stieß einen Schrei der tiefsten Verzweiflung aus, dann kam eine furchtbare Ruhe über ihn. Er fühlte nach ihrem Herzen; ein schwacher Schlag war noch zu entdecken. Er erhob ihren Arm, dieser fiel nicht wieder zurück, sondern blieb steif ausgestreckt.

Stella war nicht todt, doch war sie in einem Zustande, wo möglich noch schrecklicher als der Tod.

Die ganze Nacht, den folgenden Tag und während noch einer entsetzlichen Nacht hing Philipp über seinem bewußtlosen Weibe. Keine Kunst konnte sie von ihrer schrecklichen Ruhe erwecken; sie lag unbeweglich, schwach athmend, doch trug ihr marmorbleiches Gesicht kein Lebenszeichen, und die Starrheit ihrer geöffneten Augen war schauerlich anzusehen. Philipp versuchte sie zu schließen, doch die Lider zogen sich wieder zurück von den ungewöhnlich ausgedehnten Pupillen.

Er bedeckte sie mit einem Schleier, denn er konnte den schrecklichen Ausdruck nicht ertragen, den sie dem geliebten Antlitz gaben.

Als der zweite Tag bis zum Mittag vorgerückt war, glaubte Philipp zu bemerken, wie sich ihre Brust hob, ein schwacher Hauch färbte ihre bleichen Lippen — sie bewegten sich, und mit einem wilden Schrei schloß er sein Weib in seine Arme, und bemühte sich, mit seinen Küssen ihre blassen Lippen zu beleben.

„Philipp," flüsterte sie schwach, „ich glaubte, ich wäre todt."

„Du lebst — hier in meinen Armen, meine Geliebte — Kleinod meines Herzens," rief ihr Gatte, vor Freude weinend.

„Ah, ich erinnere mich des Gewitters, es ist nun Alles vorüber. Es ist Nacht; doch warum ließest Du die Lampe erlöschen? Ich kann Dich nicht sehen, Geliebter."

Philipp schauderte bei diesen Worten, denn das Zimmer war durch das glänzende Sonnenlicht erhellt. Er blickte auf Stella's Augen; ihr Ausdruck bestätigte die furchtbare Wahrheit, der Blitz hatte sie getroffen, sie war noch einmal hoffnungslos blind.

7.

Stella erwachte von dem traurigen Zustande, in den sie der Blitzstrahl versetzt, in einer Finsterniß, die keine menschliche Kraft erhellen konnte — diese sanften Augen waren nun für immer blind. Mit der ihrem Wesen eigenen Demuth beugte sie sich unter den Schicksalsschlag, doch Philipp litt darunter den unerträglichsten Schmerz. Stella's Gesundheit kehrte langsam zurück und sie verließ ihr Krankenlager und wanderte noch einmal um das Haus, blaß und schwermüthig, doch ruhig. Bei diesem Anblick brach die Verzweiflung ihres Gatten wieder wild hervor. Seine wahnsinnigen Worte steigerten sich oft zu Verwünschungen. Er verlangte, daß der schreckliche Blitzstrahl ihn getödtet hätte, statt daß er nun das Wrack seiner irdischen Glückseligkeit immer vor Augen habe. Sein ganzes Wesen schien verändert; der sanfte, hochsinnige, fromme Philipp Armytage war fast ein Wahnsinniger in seiner Verzweiflung.

Doch schien es, als hätte Stella all' die Festigkeit erlangt, welche er verloren.

Geduldig und ohne Klage war sie ihm gleich einem Schutzengel, ihn besänftigend und liebkosend, als wäre er der vom Unglück Betroffene, und sie die Trösterin.

Er nahm sie mit sich, um zu versuchen, was die Kunst der Aerzte in der Residenz bewirken könne, und versuchte, sie zu zerstreuen mit jeglichem Vergnügen, das London bieten konnte. Aber Stella wußte, daß es nutzlos war, und obgleich sie beistimmte, um ihren Gatten zu erfreuen, sah man doch deutlich, wie ihre Gesundheit in der dumpfen Stadtluft schwand, und Philipp beeilte sich daher, sie wieder in ihr Vaterhaus zurückzuführen.

Hier brachten die sanften Frühlingslüfte noch einmal zarte Rosen auf die Wangen des blinden Weibes, und Hoffnung, ja sogar Freude kehrte zurück in ihr Herz, denn sie wußte, dieses Herz würde bald mit dem Puls der Mutterliebe schlagen.

Noch einmal ward ihr das Leben theuer, und auch Philipps trauriger Seele theilte sich ihre Freudigkeit mit.

(Schluß folgt.)

Die barmherzige Schwester.

(Schluß.)

Das Lazareth war in einem großen schlossartigen Gebäude eingerichtet; von seinem Dache wehte die Fahne des Johanniterordens, das rothe Kreuz in weißem Felde. Davor standen noch die Wagen und Tragkörbe, die alle diese um ihr Vaterland Blutenden hierher gebracht. Manchen hatten sie vom Schlachtfelde aufgenommen, mit der Hoffnung auf Rettung und Genesung, aber dennoch hatte er schon auf dem Transporte seinen Wunden erliegen müssen; er hatte die Augen geschlossen für immer und war vielleicht furchtbaren Qualen und einer traurigen Zukunft entgangen. Gott hatte ihn in seiner allerbarmenden Liebe zu sich aufgenommen.

Digitized by Google

Winfride wurde in einen Saal geführt, wo besonders die schwerer Verwundeten lagen. Der Arzt, der in dem Augenblicke den Dienst dort hatte, führte sie an die einzelnen Betten, um ihr mitzutheilen, wie der Zustand des Einen oder des Andern ihrer besonderen Hilfe bedürfe. Er trat auch an das Lager eines armen, entsetzlich Verwundeten: sein ganzes Gesicht schien von Säbelhieben zerfetzt, Augen und Stirn waren verbunden. Das augenscheinlich schöne schwarze Haar war ihm fast ganz abgeschnitten, um es aus den klaffenden Wunden zu entfernen.

„Er liegt fast immer ruhig da," sagte der Doktor Richter; „trotz aller Schmerzen, die er haben muß, klagt er nie; ich empfehle ihn ganz besonders ihrer Pflege, liebe Schwester." Sie trat näher, sie legte, von Mitleid erfüllt, die Hand auf die des Kranken. Er machte eine leise Bewegung.

„Bleiben Sie, Schwester," sagte Doktor Richter; „vielleicht wird er aus seinem Schlummer erwachen, dann reichen Sie ihm diese kühlende Medizin."

Winfride kniete an seinem Lager nieder und betete ein stilles Gebet für den armen Kranken. Durch die Bewegung, die er erwachend machte, verschob sich die Decke; sie ordnete sie wieder mit leiser Hand.

„Lyda!" hörte sie die matte Stimme des Kranken flüstern. O, Gott, was war das? Der Klang dieser Stimme erschütterte ihre ganze Seele. Aber er war ja todt, er war ja schon lange nicht mehr unter den Lebenden!

Der Kranke schlummerte wieder ein, Winfride wurde an ein anderes Bett gerufen, um hilfreiche Hand zu leisten.

Da trat Doktor Richter wieder zu ihr und sagte bewegt: „Unser armer Kranker da drüben liegt in heftigem Fieber und Phantasien. Ich habe nun keine Hoffnung mehr, legen Sie ihm jetzt mit großer Sorgfalt die kalten Umschläge auf."

Winfride ging zurück an das Bett. Sie wollte die Umschläge auf der brennenden Stirn wechseln, da ergriff der Kranke mit einer Hast und einer Kraft ihre beiden Hände, die sie erbeben machte.

„Lyda, Lyda!" rief er wieder in seiner Phantasie, „ich wußte, daß Du kommen würdest, nun aber trennen sie uns nicht wieder, nie, nie!"

Winfride sank in die Knie; auch sie hatte ihn erkannt an seiner lieben Stimme! Und doch mußte sie stark sein, denn Winfride und Lyda de Bar durften nichts von einander wissen!

Das war der schwerste Moment ihres Lebens, wo sie bei ihm sein und nicht einmal seinen Namen nennen durfte.

Es gelang ihr durch die Macht des Gebets sich zu fassen. Hermann aber, denn er war es, war in furchtbarer Aufregung, obgleich noch immer ohne klares Bewußtsein.

Er suchte mit seinen Händen wieder die Winfride's; sie aber legte betend das Kreuz ihres Rosenkranzes in die seine, und leise flüsterte er ihr die Worte des Gebets nach. So schlummerte er, endlich ruhiger geworden, wieder ein.

Winfride war erschöpft vor innerer Aufregung, und doch fürchtete sie mit beklommenem Herzen, diesen Platz der sie ablösenden Schwester überlassen zu müssen.

Doktor Richter erkundigte sich bald wieder nach dem Zustande des Kranken. Winfride theilte ihm Alles mit, ohne natürlich die Beziehungen zu ihr zu erwähnen.

„Ja," sagte er, „der Arme muß eine tiefe Liebe im Herzen tragen für diese Lyda. Ihre Nähe allein könnte ihn vielleicht noch retten, und ihm die tödtenden Qualen seiner Phantasie nehmen, die sein Leben noch in größere Gefahr bringen, als seine Wunden." Und da stand sie an seinem Lager, diese Retterin, und durfte ihm die Rettung nicht bringen! „Rette Du ihn, mein Gott, oder nimm ihn in Deinen himmlischen Frieden!" betete sie mit wahrer Herzensangst.

Hermann erwachte. Der Arzt wollte den Zustand der Wunden untersuchen, er versuchte es, sich selbst aufzurichten, seine Kräfte versagten ... Winfride unterstützte ihn und legte sein Haupt in ihren Arm.

Der Verband wurde abgenommen, Hermann schlug das todtesmatte Auge auf, und sein Blick fiel auf die Geliebte. Seine Seele hatte sie gleich erkannt, aber auch das Auge erkannte sie jetzt!

„Lyda!" rief er noch einmal, und schwer fiel sein Haupt zurück in Winfridens Arme. Sie legte ihn sanft wieder in die Kissen. „Lyda!" flüsterten seine Lippen, dann sagte er: „Bete, bete mit mir, daß ich noch einmal Deine Stimme, Deine liebe, tröstende Stimme höre!" Sie legte das Kreuz wieder in seine Hände und betete, und als sie die Worte sprach: „Herr, Dein Wille geschehe!" hauchten Hermanns Lippen: „Amen!" Dann legte er seine Hand in die der Geliebten und schlief ein, um dort oben zu erwachen, wo Winfride ihm durch ihre frommen Gebete einen Platz erfleht hatte.

Die Schwester Winfride wurde kurze Zeit nachher auf dem Friedhofe von Sadowa bestattet. Ein heftiges Nervenfieber hatte sie ganz von den Fesseln der Welt befreit.

Der Zufall wollte es, daß Hermann und Lyda, die im Leben so lange und so weit getrennt in einem der Heimath so fernen Orte neben einander ihre letzte Ruhestätte finden sollten.

Doktor Richter fand nach dem Tode Hermanns unter seinen Sachen eine Brieftasche, die einen angefangenen Brief an seinen Vater enthielt und vor der Schlacht bei Sadowa geschrieben zu sein schien, in welcher er die fürchterlichen Wunden erhielt. Er theilte ihm darin mit, daß er, sobald er von dem Kriege in seiner Heimath Nachricht erhalten, Amerika verlassen habe, um dem theuren Vaterlande seine Kräfte zu weihen, — daß er in

Digitized by Google

das Regiment eingetreten, dem er früher angehört hatte, und daß er aus finstrem Trotz es früher vermieden habe, dem Vater Nachricht von seiner Heimkehr zu geben, daß er ihn aber nach dem Frieden wieder zu sehen hoffe — wiedersehen jetzt im Frieden einer höheren Welt!

Verschiedenes.

Spitzmausschmalz. Eine sehr drollige Jagdscene hat sich unlängst in dem Atelier eines Haarkünstlers zu Evreux zugetragen. Kommt ein Bäuerlein aus der Nachbarschaft, das gerade in der Stadt zu thun hatte, in den Laden des besagten Barbiers und bittet, ihm das Kinn glatt zu rasiren. Während der Manipulation des Einseifens bemerkt der Figaro, daß dem Bauer das Kopfhaar abhanden gekommen und auf seinem Schädel eine respektable Glatze sichtbar war. Als er sein Geschäft verrichtet hatte, fragte er den Landmann mit boshafter Ironie, ob er sich nicht auch frisiren lassen wolle. Damit traf er sein Opfer an dem verwundbarsten Fleck und der Bauer erwiderte gereizt: „Statt Euch über meine Kahlköpfigkeit lustig zu machen, wäre es viel gescheidter, wenn Ihr mir ein Mittel verkauftet, durch welches ich neue Haare bekäme!"

„O, das sollt Ihr haben, dafür gibts ja Pommade."

„Was für Pommade? Gebt mir davon für 5 Sous! Ich habe auch schon gehört, daß man derartige Pommaden hat, die auch auf den ältesten Köpfen frischen Haarwuchs erzeugen, und zwar ganz von der früheren Farbe. Also gebt mir solche."

Der Figaro, der sich mit dem Manne seinen Spaß erlauben wollte, sagte spitzig: „Ich weiß wohl, daß man solche Pommade hat; mein Vater hat mir auch das Recept hinterlassen, aber das kostet Geld und ich habe die Ingredienzien dazu nicht bei der Hand."

„Nun, was braucht man denn dazu, vielleicht —"

„Dazu brauch' ich das Schmalz von zwei Dutzend rothen Spitzmäusen oder Feldratten — also, wenn Ihr mir dasselbe liefern könnt, dann stell' ich Euch eine Pommade her, die sich gewaschen hat; Abends salbt Ihr damit Euern Kopf und wenn Ihr Morgens erwacht, habt Ihr einen Haarbusch wie der Komet von 1811!"

Unser Bauer merkte wohl, daß ihn der Haarkünstler zum Besten habe, indeß sah er anscheinend ganz gläubig drein und ließ sich den Bären aufbinden. Beim Fortgehen aus dem Laden sagte er lächend: „Also abgemacht! Ich liefere Euch Spitzmausschmalz und Ihr macht mir die Pommade, koste sie dann was sie wolle. Auf Wiedersehen!"

Wirklich erschien der Landmann mit einem Sack in der Hand einige Tage nachher im Lokale des Pommadenchemikers, der eben damit beschäftigt war, einige Herren zu verschönern. Einer saß eingeseift vor dem Spiegel, ein anderer beugte sein Haupt unter dem Brenneisen eines Gehilfen, einige andere warteten, bis die Reihe an sie käme.

„Guten Tag, Herr Friseur, da bin ich und bringe das Gethier!"

„Was für Gethier?" fragte überrascht der Haarkünstler.

„Nun, die Thiere für die Haarsalbe, die Ihr mir machen wollt!"

„Das war ja nur ein Spaß, guter Mann!"

„Anfangs glaubte ich das auch, aber ich meine jetzt, Ihr solltets wenigstens probiren! Die Thiere da sind zwar nicht gerade von den größten, aber fett sind sie, sehr fett!"

Sprach's und aus dem geöffneten Sack stürzten vierundzwanzig kräftige Ratten in wüthendem Ungethüm ins Zimmer. Unter Fluchen und Wettern springen die Kunden auf die Stühle, die Frau Meisterin fällt in Ohnmacht, der Gehilfe verfolgt die Bestien mit dem Brenneisen, der Meister mit gezogenem Messer. Auf den Lärm hin kommen noch einige Vorübergehende herein, und sehen erstaunt die wilde entsetzliche Jagd, welche den ganzen Tag über dauerte. Am Abend glich die Rasirstube einem Schlachthaus und zwanzig Leichen deckten das Gefilde. Vier der gefährlichen Nager sind dem Blutbad entgangen und halten sich in den Gemächern des Hauses in sicherem Versteck. Die Meisterin thut Nachts kein Auge mehr zu, aus Furcht vor den bösen Gästen, der Haarkünstler aber hat einen feierlichen Eid gethan, nie mehr von einem Bauern Spitzmausschmalz zu verlangen.

Ein Bonmot des Papstes. Das Londoner Wochenblatt „Tablet" erzählt folgende Anekdote von Pius IX.: Eine Deputation der Bäcker von Rom machte kürzlich Sr. Heiligkeit ihre Aufwartung, um sich über eine jüngst in der ewigen Stadt etablirte Maschinenbäckerei zu beklagen, die, wie sie sagten, zu billigerem Preise besseres Brod verkaufe, als sie zu liefern im Stande seien, ihnen mithin bedenklichen Schaden zufüge. „Heiliger Vater," sagte der Wortführer der Deputation, „das Geschick lastet schwer auf uns, die wir so lange für das öffentliche Wohl gearbeitet haben." — „Sehr wahr, mein Sohn," erwiderte der Papst, mit dem ihm eigenen Humor, „es ist hohe Zeit, daß Ihr ein wenig ausruht und andere Leute arbeiten lasset.„

Arabische Schulstrafe. In fast allen arabischen Volksschulen fanden Reisende einen europäischen Cylinderhut aufgehängt. Ein Lehrer, von dem Dollmetscher der Reisenden über die Bedeutung des Hutes befragt, gab die Antwort, daß es die größte Strafe für ungehorsame Kinder sei, wenn sie den Hut aufsetzen müssen.

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 15. Sonntag, den 21. Februar **1869.**

Des blinden Mädchens Liebe.

(Schluß.)

In der Gegenwart seines Weibes ward Philipp ruhiger, ihr zu lieb nahm er jene Arbeiten wieder auf, welche er im ersten Schmerze geschworen hatte für immer zu verlassen.

Er las ihr wie ehedem vor, machte Gedichte, weil es sie erfreute; er wich nicht länger dem lieblichen Sonnenschein aus, weil sie ihn nicht mehr sehen konnte, sondern verbrachte ganze Tage damit, ihre Schritte auf den Waldwegen zu leiten, ihr jedes Ding mit der Beredtsamkeit der Liebe beschreibend.

„Erinnerst Du Dich, einmal gesagt zu haben, ich will Dein Auge sein, meine Theure," frug ihn eines Tages Stella, „und nun bist Du es, mein Philipp! Du machst mich sehen mit Deinem Auge."

Philipp stöhnte: „Still, still, ich kann es nicht ertragen."

„Nein, nein, sieh' mich an. Ich bin nicht traurig; in der That, Philipp, Du weißt nicht, wie glücklich ich bin. Wenn ich noch wäre, wie einst — einsam und hilflos, mit Niemanden, der mich liebt, — dann dürfte ich klagen, aber mit Dir, mein Gatte, der Du immer bei mir bist, alles für mich opferst, mit dem Bewußtsein, daß meine Gebrechlichkeit nur beweist, wie groß Deine Liebe für mich ist, wie kann ich da trauern? Mein theurer Philipp! Du bist das Licht meiner Augen; ich fühle keine Finsterniß, wenn Du bei mir bist."

Philipp konnte sie nur an sein Herz drücken und weinen.

Aber obgleich Stella, wenn ihr Gatte anwesend war, zufrieden und heiter schien, und in der That es auch war, kamen doch auch Zeiten, wo sie bitter die Entbehrung all der Freuden fühlte, welche ihr so theuer geworden. Sie sehnte sich darnach, die schöne Welt wieder zu sehen, welche ihrem Auge nur sichtbar geworden, um wieder in völlige Nacht zu versinken; vor Allem aber verlangte sie das Antlitz ihres geliebten Gatten wieder zu sehen — es zu beobachten, wenn es vom Genius entzündet ward, bis es ihr erschien wie das Antlitz eines Engels. Sie wußte durch den Ton seiner Stimme, wenn sein Gesicht diesen Ausdruck trug, und ihr Herz zuckte dann in schmerzlicher Rührung, wenn sie dachte, ihn nie wieder zu sehen. Zuweilen auch, wenn sie sich ankleidete, oder ihr langes, blondes Haar ordnete, entfloh ihr ein Seufzer, bei der Erinnerung, wie sie zum ersten Male, nachdem ihr das Augenlicht wieder geschenkt, mit einem freudigen Entzücken entdeckte, daß sie schön sei, und somit würdiger ihres lang abwesenden Geliebten. Dann wendeten sich auch Stella's Gedanken von der Vergangenheit zur Zukunft, und Thränen entströmten ihren Augen, wenn sie dachte, nie das Antlitz ihres Kindes zu sehen, — das die blinde Mutter nicht erkennen könnte in seiner sich entfaltenden Schönheit, eine Aehnlichkeit mit den Zügen, die sie so sehr liebte. Und, mit diesen mütterlichen Gedanken kam auch die Erinnerung an ihre Eltern in heiliger Klarheit, sie von der Erde zum Himmel leitend.

So enteilte die Zeit; Philipps Angst ward durch freudige Hoffnungen für die Zukunft verdrängt, und auf Stella's Antlitz lag eine heilige Ruhe. Eine alte Frau allein, welche Stella in ihrer Kindheit gepflegt hatte, schüttelte traurig ihr Haupt, als sie auf Stella's Wangen den raschen Wechsel der Farbe erkannte, und ihre durchsichtigen Hände sah; sie wußte wohl, daß die nahe Stunde der Geburt allein den Tod ferne hielt, der seine düstern Schatten schon über die blinde Mutter verbreitet hatte.

Die Stunde des Kummers kam; sie brachte eine augenblickliche Freude, welche sich schnell in Gram und Verzweiflung verwandelte. Nach einigen Tagen verstummte der schwache klagende Schrei des jungen Geschöpfes, das in die sorgenvolle Welt getreten war, und leise und langsam folgte die Mutter ihrem Kinde nach in den Himmel. Keine irdische Macht konnte sie retten, und Philipp wußte dies.

So still und stumm wie sie, deren Leben an seiner Brust entfloh, erwartete der Gatte den Tod, der ihn seines theuersten Kleinodes berauben sollte.

Stella lag in einem schweren Schlaf, der die Folge eines wiederholt eingetretenen Fiebers war. Sie wußte nicht, an wessen angsterfülltem Busen ihr Haupt ruhte. Nur einmal sprach sie gleich einer Träumenden.

„Ich sehe sie — hier, hier mit weißem Gewande. Mutter, ich komme; laß mich nur ihm noch Lebewohl sagen." Und ihre Lippen schloßen sich, indem sie Philipp's Namen flüsterten.

Eine Stunde vor ihrem Tode kehrte ihr Bewußtsein zurück. Sie bat Philipp, sie zu küssen, und flüsterte dann mit schwacher Stimme: „Ich bin zufrieden, mein Gemahl, mein Geliebter! Du

Digitized by Google

wirst auch kommen, bald, oh! bald. Dort ist keine Finsterniß, sondern ewiges Licht." Sie ergriff seine Hand, legte sie auf ihr Herz und sprach nicht mehr. Der Tod kam über dies sanfte Wesen, nicht mit Düsterheit und Sorge, sondern mit dem friedlichen Schatten von eines Kindes rosigem Schlummer.

* * *

Laßt uns einen Augenblick zögern, um über den Tod nachzudenken, — dem Tode, wenn er mitten im Leben, in der Jugend und Schönheit kommt, wem die Welt noch lieblich erscheint, und die Wanderung zu kurz ist, um die Glieder zu ermatten. Doch selbst dann sind diejenigen gesegnet, welche niemals die Last und Hitze des Tages kannten! Zu ihnen kommt die gefürchtete Erscheinung gleich einem weiß beschwingten Engel, bevor sie Zeit haben, ihn mit düstern Schatten zu umgeben, den Ausgeburten menschlicher Angst. Er erscheint lächelnd, um sie von den irdischen Freuden zu den himmlischen und ewigen zu tragen. Es ist besser zu scheiden, während die Rosen der Liebe noch blühen, als zu verweilen, bis sie verwelken. Darum gesegnet sei die Jugend, welche liebend und geliebt stirbt! Und Jene, jung an Jahren, aber reich an Sorgen, welche die Sonne ihrer Hoffnungen untergehen sahen, bevor sie den Höhepunkt ihres Lebens erreichten — wer wollte diese armen Trauernden von ihrer Ruhe stören? So laß uns an dich denken, o Tod; sanfter Erlöser von des Lebens Last, der du deine Arme ruhig um die ermattete Gestalt schlingst und die unsterbliche Seele freudig aufsteigen läßt zu ihrem Gotte.

Monate lang nach dem Tode Stella's war die Welt für Philipp Armytage eine öde Wüste. Seine edle Seele war gebrochen, und kamen zuweilen nach Funken seines früheren Geistes und Verstandes, gleich wandernden Meteoren unter Ruinen, so zeigten sie ihm nur um so deutlicher die schmerzliche Verödung um ihn her.

Eine sanfte Frauenstimme und Frauenhand hatte allein Macht über ihn in seinen wildesten Stimmungen; es war Mrs. Lyle. Viele glaubten, daß sein Verstand niemals die Katastrophe des fürchterlichen Blitzstrahles überwunden hätte, und daß irgend ein großer Kummer sicher für immer seine Vernunft umnachten würde. Und die Liebe, welche so viel erduldet hatte, und dann durch den Tod beraubt wurde, war Grund genug. Selten lieben Menschen in solchem Grade, und ist dies der Fall, so geht ihr Sein gänzlich in diesem Gefühle auf.

Nach langer Zeit erwachte Philipp's Geist von seinem Schlafe. Mit der sinkenden Gesundheit kam die Vernunft wieder. Die Einbildungen, welche ihn fortwährend verfolgten und in welchen er meinte, die Verlorene immer an seiner Seite zu haben, verschwanden.

Waren es Einbildungen oder nicht; Gott allein weiß es. Wenn die Geschiedenen herrschende Geister werden, wie es sein mag, welcher Dienst würde dem gesegneten Engel süßer sein, als ihn, den er auf Erden so zärtlich geliebt, zu bewachen, und sein verzweifeltes Gemüth zu trösten? Ruhig, mit einer Art trauriger Freude sah Philipp die Welt sich von ihm wenden, ihre Freuden waren ihm blos Schatten.

Er lebte nahe der traurigen aber geliebten Heimath, deren Düsterheit nun verscheucht war durch kindliches Lachen und fröhliche Stimmen, der Kinder Edmund Brandreth's.

Diese liebten es, sich um die Knie des blassen, aber immer liebreichen Dulders zu schaaren, und ihn erzählen zu hören von ihr, der Geschiedenen — von ihrer blinden Kindheit — ihrer glücklichen Jugend, ihrer Lieblichkeit, und ihrem Leiden; und dann horchten sie mit ihm auf das Rauschen der Bäume im alten Kirchhof, bis die lebhafte Einbildung der Kleinen ihre Stimme zu vernehmen glaubte, wie sie mit ihnen flüsterte im stillen Abendunkel.

Aber nachdem der Einsame alle geküßt, und ihnen gute Nacht gewünscht, streckte er seine Arme hinaus in die Dunkelheit und rief mit lauter, verlangender Stimme: — „Meine Stella, meine Geliebte, laß mich zu Dir kommen," und endlich ward sein inbrünstiges Gebet erhört.

Der Pirat.

Nach der Erzählung eines englischen Flotten-Offiziers. Von A. Eckert.

Es war im Jahre 18—, als ich mich auf der Heimreise von meiner Station in Ostindien, am Bord eines Handelsschiffes von ungefähr fünfhundert Tonnen, Namens »Anne«, befand. Das Fahrzeug war furchtbar überladen und wir kamen trotz günstigen Wetters und guten Windes nur langsam vorwärts. Das Kap war indessen bereits glücklich umschifft und wir hatten in St. Helena Wasser eingenommen, als uns eines Tages plötzlich eine totale Windstille überfiel.

So lag denn nun das gute Schiff nicht nur einen ganzen Tag, sondern wie jene Verse sagen, »eine ganze Reihe von Tagen« unbeweglich unter einem völlig wolkenlosen Himmel und heiß brennender Sonne da, so daß das Pech zwischen den Planken des halbverbrannten Decks hervorquell. Das Messing und das übrige Metall, welches der Sonne ausgesetzt war, wurde so heiß, daß man es nicht mehr mit der Hand zu berühren vermochte, und in leinenen Beinkleidern war es sogar gefährlich, sich einem hölzernen Sitze anzuvertrauen. Schiffsbesatzung sowohl wie Passagiere wußten sich vor langer Weile nicht mehr zu helfen. Alles an Bord murrte, war mit sich selbst und der ganzen Welt unzufrieden.

Ich hatte unter den Passagieren die Bekanntschaft eines Franzosen gemacht, eines Mannes von hoher Bildung und angenehmem Wesen, der mit

Digitized by Google

seiner Gattin und mehreren kleinen Kindern, nach längerem Aufenthalte auf einer der Inseln des indischen Archipels, jetzt im Begriffe war nach dem schönen Frankreich zurückzukehren. Herr de S... war, wie schon gesagt, ein sehr gebildeter Mann und ein außerordentlich angenehmer Gesellschafter; seine hübsche von ihm fast vergötterte Gattin aber mußte natürlich auf einen jungen Seemann gleich mir, einen förmlichen Zauber ausüben.

Alles Mögliche war bereits versucht worden, um in die Einförmigkeit unseres Lebens etwas Abwechselung zu bringen. Tanz, Kartenspiel, andere Spiele jeder nur möglichen Art hatten einander abgelöst, nur um unsere Langeweile womöglich noch unerträglicher zu machen. Wir beteten um nichts, als um Regen und etwas Wind, begannen Alles, selbst unsere Unglücksgefährten fast hassen, und kamen endlich sogar auf den Gedanken, wir seien durch Zauber innerhalb des blauen Ringes unseres Horizontes zurückgehalten, und unser Schiff dazu bestimmt, für immer an unserer jetzigen Stelle festgebannt zu liegen.

Dies war die Lage der Dinge, und ich spazierte eben mit Herrn de S... verdrießlich unter dem über dem Deck ausgespannten Zelte auf und nieder, als ein kleiner Gegenstand in weiter Ferne hinter uns meine Aufmerksamkeit auf sich zog. Ich erkannte sogleich, daß es ein Segel war, was mir jedoch besonders auffiel, war die Schnelligkeit, mit welcher sich dieses vorwärts zu bewegen schien. Da die See so glatt und blank wie ein Spiegel dalag, weit und breit auch nicht eine einzige Katzenpfote auf derselben zu sehen war, so mußte mich dieser Umstand sehr natürlich in Erstaunen setzen. Ich machte meinen Gefährten auf jenen Gegenstand aufmerksam, und eilte in die Kajüte hinab, um mein Fernrohr zu holen.

„Das Schiff nähert sich wirklich auffallend schnell, es muß jedenfalls ein Dampfer sein," meinte Hr. de S..., als ich wieder auf dem Decke anlangte. Selbst er, der doch nicht einmal Seemann war, hatte dieselbe Bemerkung gemacht, wie ich.

Nachdem ich jenen Gegenstand schnell unter mein Glas gebracht, sah ich das Räthsel sogleich in entsetzlicher Weise gelöst.

Jenes Schiff war ein langes, niedrig auf dem Wasser liegendes Fahrzeug, mit leichter Takellage und sehr hohen, weit hintenüberhängenden Masten; ein besonders unheimliches Gefühl erregte es jedoch in mir, daß ich an beiden Seiten der Brigantine große Ruderriemen in regelmäßigem Tempo ins Wasser und in der Sonne blitzende Tropfen des Elements von sich schüttelnd, wieder emportauchen sah. Was konnte dieß nur zu bedeuten haben? Hätten wir uns in der Nähe der malayischen Inseln oder selbst im mittelländischen Meer befunden, so hätte ich jene seltsame Erscheinung leichter begriffen, hier aber in offener See, hunderte von Meilen vom nächsten Lande entfernt, zu welchem Zwecke konnte jenes kleine Fahrzeug mit dem verdächtigen Aeußern nur hier umherrudern? Wie unwahrscheinlich es mich auch immer bedünken wollte, das Schiff konnte schlechterdings nichts anderes sein, als ein Pirat.

In diesem Augenblicke fühlte ich, daß mich Jemand am Arm berührte, und blickte, als ich mich umwandte, in das bleiche Gesicht des Kapitäns der „Anne".

„Wofür halten Sie jenes Fahrzeug?" fragte er in sichtbarer Aufregung.

Da eben keine Zeit zu vielen überflüssigen Worten war, so theilte ich ihm meinen Argwohn sofort unumwunden mit.

„Gott im Himmel!" rief er, „so sind wir denn rettungslos verloren, denn ich glaube, es findet sich kaum ein einziges brauchbares Schießgewehr am Bord und unser Pulvervorrath ist kaum der Rede werth. Meine ganze Besatzung zählt nur vierundzwanzig Mann!"

Sehr ermuthigende Aussichten mit einem Piraten hinter sich, fürwahr! Ich bat den Kapitän indessen, unverzüglich alle Offiziere des Schiffes, nebst uns drei männlichen Passagieren, zu einem Kriegsrathe zusammen zu berufen, damit wir die in einer so entsetzlichen Gefahr zu ergreifenden Maßregeln in Erwägung ziehen könnten.

Dies geschah, ohne daß Madame de S..., die glücklicher Weise an jenem Tage nicht sichtbar war, dadurch gestört wurde. Der in der Kajüte versammelte Kriegsrath bestand aus dem Kapitän, seinen beiden Steuerleuten, dem Hochbootsmann, dem Zimmermann, Herrn de S..., einem gewissen Herrn Johnson und meiner Wenigkeit. Den ganzen Hergang bei der Versammlung zu beschreiben, wäre langweilig, das Resultat derselben war indessen, daß man mich ersuchte, die Leitung der kriegerischen Operationen zu übernehmen, während alle männlichen Passagiere sowohl, wie der Kapitän und seine Offiziere, mir Unterstützung und unbedingten Gehorsam gelobten. Es war eine große Verantwortlichkeit, welche man mir, einem zweiundzwanzigjährigen jungen Manne aufbürdete, doch mochte ich mich ihr unter solchen Umständen nicht entziehen.

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

Aus Anlaß des vielbesprochenen, angeblich beabsichtigten Attentates auf den Grafen Bismarck wird der Rhein. Ztg. aus der Schweiz folgendes lustige Spionenstückchen berichtet: Im Anfange der Dreißiger-Jahre hielt sich die preußische Regierung einen Spion in der Schweiz zur Ueberwachung der deutschen Flüchtlinge. Natürlich hatte auch Oesterreich (Metternich) den seinigen. Die beiden Herren, nämlich der preußische und der österreichische Spion, waren gute Freunde, und eines schönen Frühlingstages wollten sie gern eine

Digitized by Google

gemeinschaftliche Reise nach Italien machen, natürlich nicht für ihr Geld. Da machten sie ein Attentat, und zwar so: Der Preuße schrieb an seinen Minister in Berlin, hier in der Schweiz sei ein sehr gefährlicher Demagoge, und er nannte den Oesterreicher, der, wie er vernommen, heimliche Vorbereitungen zu einer geheimnißvollen Reise nach Italien treffe, namentlich sich einen langen Dolch mit einem durchstochenen Herzen und einer zerbrochenen Fürstenkrone darauf, bestellt habe; es handle sich also unzweifelhaft um einen Demagogen-Kongreß zur Ermordung aller Fürsten; der Mensch müsse auf seiner Reise aufs Strengste überwacht werden; Se. Exzellenz möge zu diesem Zwecke schleunig Reisegeld schicken. Ganz so schrieb der Oesterreicher, indem er als den gefährlichen Fürstenmörder den Preußen nannte, nach Wien an den Fürsten Metternich. Beide erhielten natürlich sofort Reisegeld, machten eine sehr vergnügte Reise nach Italien und schrieben dann haarsträubende Reiseberichte nach Berlin und Wien, in denen, wiederum natürlich, Jeder von dem Anderen leider zu früh entdeckt war, so daß nichts hatte ermittelt werden können.

Aus Eltmann in Unterfranken schreibt man vom 12. Febr. Wir erlebten heute hier einen Fall, der in seiner Art selten vorkommen dürfte, und der uns das Sprüchwort: „Wer Andern eine Grube (Grab) gräbt, fällt selbst hinein," auch dem Wortlaute nach bestätigt. Als man heute zur Beerdigung zweier Verstorbenen (eine dieser Personen fand, vom Schlage gerührt, ihren Tod auf offener Straße) schreiten wollte, vermißte man, auf dem Leichenacker angekommen, den Todtengräber. Und siehe da — die den Leichenzug eröffnenden Personen erblickten denselben in einem der von ihm gemachten Gräber in sitzender Stellung und — entseelt. Mann nimmt allgemein an, daß derselbe, als er das durch den starken Regen sich im Grabe angesammelte Wasser ausschöpfen wollte, vom Schlage gerührt, in dasselbe gefallen sei. Mächtig war der Eindruck, den dieser Fall auf alle Personen machte, die den Leichenzug begleiteten.

Ueber die Rückkehr des Kurfürsten von Hessen sind kürzlich die Zeitungen in Norddeutschland hart aneinander gekommen. Die „Hessische Volkszeitung" sagt: „Wir glauben, bei einer Rückkehr des Kurfürsten würde es in Kassel keiner Pferde bedürfen." Die Berliner „Volkszeitung" antwortet: „Das Blatt will damit wohl nur zart andeuten, daß der Kurfürst Esel genug finden würde, die seinen Wagen zu ziehen bereit wären."

Ein Leopard als Journalprämie. Die Journale des Continents glauben das Höchste zu leisten, wenn sie ihren Abonnenten Bücher, Stahlstiche, die französischen insbesondere, wenn sie Orangen oder Bonbons als Prämie verheißen! — Ein Journal der Vereinigten Staaten verspricht den Yankees, wenn sie sofort auf 5 Jahre abonniren — einen gezähmten Leoparden.

Alles im Verhältniß. Ein Soldat wurde bei einem Bauer einquartiert. Um sich gehörigen Respekt zu verschaffen, zog er beim Essen seinen Säbel und legte ihn quer über den Tisch. Der Bauer, ohne das geringste Erstaunen an den Tag zu legen, stand auf, ging in die Scheune, holte die Heugabel und legte sie zum Säbel. Verwundert fragte der Soldat, was das zu bedeuten habe? „Zu einem großen Messer gehört eine große Gabel," sagte der Bauer ganz trocken.

Der Gipfel menschlichen Elends. Ein dreifacher Giftmord in Steyr beschäftigt im Augenblick die Wiener Presse. In genanntem Orte ward ein Taglöhner sammt seiner Frau und einer Tochter todt in seiner Wohnung aufgefunden. Zwei andere Kinder lagen noch lebend unter den Leichen. Was aber das Grauenerregende am meisten erhöht, ist dieses, daß der Mann sammt der ermordeten Tochter nach dem Gutachten der Obduktion wenigstens schon drei Tage, das Weib gewiß 48 Stunden todt waren, und daß in dieser Zeit die Kinder am Leben blieben und so lange unter den Todten weilen mußten. Die größte Armuth und Dürftigkeit, der Mangel an Allem, selbst am Nöthigsten, sowie Zwistigkeiten in Folge der Noth mögen zu dem so tragischen Ende geführt haben. Der Knabe erklärte, der Vater habe die Mutter geschlagen. Daß ein Giftmord stattgefunden, konstatirt die Obduktion, denn andere Ursachen liegen nicht vor.

Ein Bauer fuhr in die Stadt und sah über einer Apotheke einen gemalten Elephanten und darunter mit goldenen Buchstaben die Worte: Elephanten-Apotheke. „Nu, das ist zu arg," murmelte er vor sich hin, „wir in unserem Dorfe haben gar keine Apotheke und da in der Stadt haben sie gar eine für Elephanten."

Logogryph.

Oft bin ich klar, oft zum Verzweifeln,
Drum gib nach allen Seiten acht,
Du wünschest Den zu allen Teufeln,
Der in die letzte dich gebracht.
Du sollst mich deutlich übersehen,
Nicht ohne festen, sich'ren Plan,
Und Nichts soll deinem Blick entgehen,
Wodurch man mich beherrschen kann.

Aus meinem Worte nimm zwei Zeichen —
Was bleibt, nennt einen Ruheort.
Man wünscht oft, bald ihn zu erreichen,
Bleibt aber sicherlich nicht dort.

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 16. Donnerstag, den 25. Februar **1869.**

Die Müllerin.

Novelle von Ewald August König.

Der alte Müller war gestorben und beerdigt, aber seine junge Wittwe dachte nicht daran, die Mühle zu verlassen. Sie hätte es gekonnt, denn das Vermögen, welches der Gatte ihr hinterließ, reichte hin, sie vor jeder Sorge sicher zu stellen und man glaubte auch allgemein, daß sie nun die Mühle verkaufen und entweder in das Dorf zurück oder in eine kleine Stadt ziehen würde, um nach ihrer zwar kurzen, aber mit Kummer und Entsagungen jeder Art reich gesegneten Ehe des Lebens Annehmlichkeiten zu genießen. Dies geschah nicht; den Kauflustigen, die vorläufig sich meldeten, erklärte Anna mit dürren Worten, sie werde keinen Stein von ihrem Eigenthum verkaufen, vielmehr gedenke sie, einst ihr Leben in der Mühle zu beschließen.

Die jungen Burschen vernahmen diese Erklärung mit Befriedigung, sie ließ ihnen die Hoffnung, die Mühle sammt der jungen, schönen Müllerin zu gewinnen und gar Viele waren unter ihnen, die ernstlich diese Hoffnung hegten.

Anna war noch vor zwei Jahren eine arme Magd gewesen, die Niemand beachtete, an der die Söhne der vermögenden Pächter und Gutsbesitzer vorbeischritten, ohne sie eines Blickes zu würdigen, und es erregte kein geringes Aufsehen, als man erfuhr, daß der alte, reiche Müller diese Magd zu seiner Hausfrau erkoren und Anna die Werbung angenommen habe.

Abraham Kramer war ein mürrischer, gichtbrüchiger Mann, ein geiziger Filz, der Anna nur deshalb geheirathet hatte, weil er die Ueberzeugung hegte, daß sie ihm eine tüchtige und sparsame Hausfrau sein werde und der durch diese Heirath sich nun auch berechtigt glaubte, seiner Hausfrau das Leben sauer zu machen.

Die Magd hatte Niemand beachtet, die schöne Müllerin sah sich von den jungen Burschen verfolgt. Aber Anna vergaß ihnen den Stolz nicht, mit dem sie früher an ihr vorbeigegangen waren, und nicht Einer befand sich unter all' denen, die ihr den Hof machten, der sich rühmen konnte, durch einen freundlichen Blick oder ein aufmunterndes Lächeln belohnt worden zu sein.

Man zuckte die Achseln, nannte sie stolz und zog sich allmählig von ihr zurück.

Nur Einer, der Grenzjäger Anton Weber, ließ sich durch die Kälte und das mitunter unfreundliche Wesen Anna's nicht zurückschrecken; er hatte öffentlich in der Schenke erklärt, er werde die Müllerin heimführen, ehe ein Jahr verstrichen sei und diese Erklärung, die seinen Freunden und Bekannten reichen Stoff zu beißenden Bemerkungen gab, erlaubte ihm nicht, auf halbem Wege stehen zu bleiben.

Der Grenzjäger war ein hübscher Mann, weshalb sollte es ihm nicht gelingen, die Gunst Anna's zu erwerben? Gar manche Pächterstochter hatte ihr Auge auf ihn geworfen; wenn er wählen wollte, so konnte er binnen vier Wochen in den Hafen der Ehe einlaufen, trotzdem er bei den Bauern selbst seiner Strenge und seines jähzornigen Temperaments wegen nicht beliebt war. Anton Weber wußte dies sehr wohl, aber er gab der Müllerin den Vorzug, weil sie reich und Herrin über ihr Vermögen war. Seine Bemühungen blieben ohne Erfolg, Anna ward dem unermüdlichen, zähen Werber gegenüber stets schroffer und unfreundlicher und als der Grenzjäger trotz diesen unzweideutigen Beweisen der Ungunst seine Besuche noch immer nicht einstellte, erklärte die Müllerin ihm geradezu, wenn er ihr einen Gefallen erzeigen wolle, so möge er sie fortan verschonen, sie fühle sich an ihrem eigenen Herde nicht mehr heimisch, seitdem der Grenzjäger mit seinen täglichen Besuchen ihr lästig falle. Das war dem stolzen, selbstsüchtigen Manne noch nicht geboten worden! Wenn er auch nicht beliebt war, wenn man auch lieber ihm auf den Rücken, als in's Gesicht blickte, bisher hatte noch Niemand gewagt, ihm das Haus zu verbieten. Und nun sollte er sich dies von einer Frau gefallen lassen und dazu von der Frau, deren Hand er gewinnen mußte, wenn er sich nicht dem Hasse und Spotte der Bauern aussetzen wollte? Nimmermehr! Der Grenzjäger war fest entschlossen, nicht nachzulassen und jedes Mittel zu benutzen, durch welches er sein Ziel erreichen konnte.

Trotzig wandte er der Müllerin den Rücken, mit einem Lächeln des Hohns auf den Lippen verließ er die Mühle, um in der Dorfschenke beim Bierglase seine Pläne zu entwerfen.

Es war ein rauher, stürmischer Herbstabend, das unfreundliche Wetter paßte vortrefflich zu der Gemüthsstimmung des Grenzjägers, der, als er in die Schenkstube trat, die anwesenden Gäste kaum eines Grußes würdigte.

„Ihr seid ja gewaltig verstimmt," sagte der Wirth, während er den Bierkrug vor seinen Gast

Digitized by Google

auf den Tisch stellte; „ward wohl wieder einmal in der Mühle, he?"

„Was kümmert's Euch!" fuhr Weber auf. „Glaubt Ihr, ich werde mir der Wittwe wegen graue Haare wachsen lassen? Wenn ich nur ernstlich will, wird sie schon Ja und Amen sagen, aber mir hat's vorläufig noch Zeit."

„Oho!" rief ein Pachterssohn, den diese stolze, selbstbewußte Sprache gewaltig reizte. „Ihr thut ja, als ob die Müllerin Gott danken müsse, daß Ihr sie werth haltet, Eure Hausfrau zu werden. Ich wiederhole Euch, was ich schon vor einigen Wochen Euch gesagt habe, Ihr werdet die Wittwe nicht heimführen."

„Ihr gedenkt wohl, mich bei ihr aus dem Sattel zu heben?" fragte der Grenzjäger im Tone beißenden Hohnes.

„Das nicht, aber ein Anderer wird's thun, wenn es nicht schon geschehen ist."

Der Wirth nickte beistimmend. „Schulz hat Recht," sagte er, „ich rathe Euch, bei Zeiten zurückzutreten, wenn Ihr Euch nicht der Gefahr aussetzen wollt —"

„Bleibt mir mit Eurem guten Rath vom Leibe!" unterbrach Weber ihn rauh. „Ich habe ihn nicht verlangt, spart Euch die Mühe, mir ihn aufzudrängen. Ein Anderer wird mich aus dem Sattel heben, sagt Ihr? So viel ich weiß, hat die Müllerin bis jetzt Jedem einen Korb gegeben, außer mir. Ihr habt Euch ja auch einen Korb geholt, Schulz?"

Dem jungen Bauer schoß das Blut in die Wangen, aber er bezwang sich. „Und wenn dem so wäre, habt Ihr deshalb das Recht, mir einen Vorwurf zu machen?" entgegnete er. „Ich bin der Erste nicht, der einen Korb bekommen hat und Ihr werdet auch nicht der Letzte sein. Wenn Ihr nicht den Korb fürchtetet, würdet Ihr längst Eure Werbung angebracht haben."

„Könnt Ihr's nicht abwarten?" höhnte der Grenzjäger, dessen glühender Blick durchbohrend auf dem jungen Bauer ruhte. „Ich gebe Euch mein Wort darauf, binnen Jahresfrist ist die Müllerin mein Weib!"

„Seid doch nicht gar so eitel und hochmüthig!" fiel Schulz ihm gelassen in's Wort; „Euer Versprechen wird Euch gereuen. Glaubt doch nicht, daß Ihr die Müllerin zwingen könnt, Euch zum Altar zu folgen, zumal sie schon längst ihr Herz einem Andern geschenkt hat."

Der Grenzjäger blickte betroffen auf. „Das ist eine Lüge!" rief er. „Wäre es die Wahrheit, würdet Ihr nicht hinter dem Berge halten und den Namen nennen; so lange Ihr dies nicht thut, nehme ich an, daß Ihr mit Euerem „Anderen" mir nur die Galle in's Blut treiben wollt. Aber das wird Euch nicht gelingen, deshalb spart die Mühe."

Der junge Bauer hatte sich erhoben. „Ihr seid zu sehr von Euch eingenommen," sagte er achselzuckend, „solchen Leuten kann man nicht rathen. Beobachtet einmal scharf die nächste Umgebung der Wittwe, vielleicht werden Euch dann die Augen geöffnet."

„Den ärgert's, daß er den Korb heimtragen mußte," versetzte der Grenzjäger, als sein früherer Nebenbuhler sich entfernt hatte. „Werde schon die Augen offen halten, daß mir Niemand in's Gehege kommt!"

„Wenn Ihr sie nicht besser offen haltet, wie bei den Schmugglern, werdet Ihr gewiß über den Löffel barbirt," erwiderte der Wirth, während er mit seinen Gästen einen bedeutsamen Blick wechselte. „Die Müllerin ist die Frau dazu und wenn sie's kann, thut sie's gewiß."

Die Zornader auf der Stirne des Grenzjägers schwoll mächtig an, Purpurgluth übergoß sein Gesicht.

„Ihr wollt mir Nachlässigkeit im Amte vorwerfen," rief er, sich erhebend. „Hütet Euch, ich stecke eine solche Beleidigung nicht ein!"

„Ich denke nicht daran, Euch diesen Vorwurf zu machen," fuhr der Wirth ruhig fort, „aber könnt Ihr leugnen, daß die Schmuggler nach wie vor ihre Waaren über die Grenze bringen? Das mag an Eurer Wachsamkeit gerade nicht liegen, jedenfalls aber ist es ein Beweis, daß Eure Wachsamkeit ihrer Schlauheit nicht gewachsen ist."

„Natürlich!" erwiderte der Grenzjäger mit scharfer Betonung. „Man weiß ja, daß in den Grenzdörfern jeder Bauer Vergnügen daran findet, die Schmuggler zu unterstützen und den Staat zu betrügen; die Wirthe stehen an der Spitze, weil sie ihr Schäfchen dabei scheeren können. Aber wenn es mir einmal gelingt, einen Blick unter die Decke zu werfen, und das wird über kurz oder lang gewiß der Fall sein, so werde ich keine Schonung kennen. Darnach mag Jeder sich richten."

Er verließ nach diesen trotzigen Worten die Schenke, und er that wohl daran, daß er sich entfernte, denn die Gäste trafen bereits Anstalten, ihm von ihrer Entrüstung über sein brüskes und ungerechtfertigtes Auftreten handgreifliche Beweise zu geben.

Der Grenzjäger schlug den Weg zur Mühle ein. Die Worte des jungen Bauers hatten ihn nicht so kalt gelassen, wie er sich den Anschein geben wollte. Die nächste Umgebung der Wittwe solle er beobachten, dann würden die Augen ihm geöffnet werden? Diese nächste Umgebung bestand aus dem Obermüller und zwei Knechten. Sollte unter diesen Dreien der „Andere" sich befinden? Weber konnte dies nicht glauben, er hielt Anna für stolz; daß sie einen ihrer Knechte heirathen werde, schien ihm ein Ding der Unmöglichkeit. Der Spott des Pächtersohnes und der Hohn des Wirths hatte ihm die Galle noch mehr in das Blut getrieben, Anna mußte sein Weib werden, war es auch nur, um diesen Leuten den Spott und Hohn heimzahlen zu können! Der Grenzjäger

Digitized by Google

verhehlte sich nicht, daß die Ausführung seines Entschlusses keine leichte Aufgabe war. Anna hatte ihm einen unzweifelhaften Beweis ihrer Ungunst gegeben, es war vorauszusehen, daß es dem Grenzjäger niemals gelang, ihre Abneigung in Liebe umzuwandeln. Somit blieb nur ein Weg übrig, der, die Müllerin zur Annahme der Werbung zu zwingen. War sie erst sein Weib, so wollte Weber schon Mittel finden, ihren Willen dem seinigen unterzuordnen. Aber wodurch konnte er diesen Zwang ermöglichen? Der Grenzjäger ging über diese Frage ziemlich leicht hinweg, er wollte vorher noch einmal den Weg der Güte versuchen und erst, wenn Anna seine Werbung zurückwies, einen Plan entwerfen.

Der Grenzjäger schritt an der Mühle vorbei, in der Wohnstube war noch Licht, er ging über den Steg, der über den Mühlbach führte und stieg langsam den Berg hinauf, an dessen Fuße die Mühle lag.

Es war ein hoher, steiler Berg, bis zur höchsten Spitze bewaldet; in dem dichten Gebüsch und den zahlreichen Felsschluchten hatte der Grenzjäger schon zu verschiedenen Malen Niederlagen geschmuggelter Waaren entdeckt.

Auf der Hälfte des Weges blieb er stehen, der Himmel hatte sich aufgeklärt, der Mond warf sein silbernes Licht in das Thal. Der Grenzjäger schaute lange sinnend hinunter, er ging zu Rathe, welche Veränderungen er in Haus und Garten vornehmen wollte, wenn die Mühle sein Eigenthum war.

Da bemerkte er plötzlich zwei Männer, die mit Waaren beladen, am Fuße des Berges aus dem Gebüsch hervortraten.

(Fortsetzung folgt.)

Der Pirat.

(Fortsetzung.)

Das Erste, was ich that, war, daß ich den Kapitän aufforderte, seine sämmtliche Schiffsmannschaft auf dem Quarterdeck zu versammeln, wo ich dann eine kurze Ansprache an die Leute hielt, in welcher ich ihnen mittheilte, wessen wir uns von jenem fremden Fahrzeuge zu versehen hätten. Ich sagte ihnen, wir müßten der uns drohenden Gefahr muthig die Stirn bieten, und äußerte meine feste Erwartung, daß, wenn es zum Gefecht käme, Jeder von ihnen bis zum Letzten aushalten werde, um unser gutes Schiff, die hilflosen Frauenzimmer am Bord und die unschuldigen Kinder zu vertheidigen. Der Kapitän fügte die Aufforderung hinzu, [illegible] in Allem unbedingten Gehorsam zu leisten, [illegible] ich Flottenoffizier sei, und also Erfahrung in Dingen dieser Art besitze.

Die Leute antworten mit einem lauten Hurrah, und es trat ein alter Matrose, »der alte Joe« vor. „Ich war lange Jahre hindurch erster Feuerwerker am Bord eines Kriegsschiffes, Euer Gnaden," sagte er, „und sollte sich vielleicht irgend ein Geschütz hier bei uns am Bord befinden, so können Bill da —", er deutete mit dem Daumen über die Schulter hinter sich — „und ich den Leuten ganz gute Anweisung in seiner Handhabung geben." Der Kapitän erinnerte sich nun denn auch, daß sich irgendwo im Raume wirklich zwei alte Schiffskanonen befanden, in welchem Theile desselben sie aber eigentlich aufzufinden sein mochten, wußte er selbst nicht zu sagen. Der bloße Wink genügte indessen schon, und der alte Joe stieg sogleich mit mehreren Matrosen in jene tieferen Räumlichkeiten hinab, um Nachforschungen nach jenen, uns jetzt so nothwendigen Geschützen anzustellen. Nach kurzer Zeit schallte denn auch wirklich sein freudiger Ruf zu uns herauf: „Bei Gott, hier sind sie, Kinder! Laßt ein Tau herab, und dann wollen wir sie hinauf hissen." Wirklich standen auch gleich darauf zwei alte Schiffs-Kanonen mit ihren Lafetten auf dem Deck, doch schienen sie ihrem Aeußern nach vom ersten, aus ihnen abgefeuerten Schusse zerplatzen zu müssen.

Ich überließ es dem alten Joe und einigen Genossen, die Geschütze in kampffähigen Zustand zu setzen, während ich selbst mit mehreren Matrosen alle alten Degen, Säbel, Musketen und Pistolen zusammensuchte, die nur irgend an Bord zu finden waren. Herr de S... erschien mit einem Säbel und einem Paar Duellpistolen bewaffnet unter uns, auch Herr Johnson hatte ein Paar Pistolen und ich selbst führte sowohl einen Säbel wie Pistolen bei mir. Unter allerlei altem Gerümpel zogen wir drei noch brauchbare Musketen, vier Bajonette, sechs oder sieben Säbel und ein Paar noch ziemlich wohlerhaltene Pistolen hervor. Die Bajonette befestigten wir auf Stangen, und stellten uns dadurch lange Piken her; die Feuerwaffen wurden schnell gereinigt, und den Säbeln vermittelst des Schleifsteines des Zimmermanns die größtmöglichste Schärfe gegeben. Als soweit Alles bereit war, machte der alte Joe den Vorschlag, die Kanonen einmal zu probiren, und um in den Augen unseres Gegners recht furchtbar zu erscheinen, feuerten wir unsere beiden Geschütze erst an der Steuerbordseite zweimal dicht hintereinander ab, um sie dann rasch nach dem Backbord hinüber zu schleppen und dort dasselbe Manöver zu wiederholen. Unsere Anne mußte auf diese Weise den Seeräubern, vier, statt zwei Kanonen, zu führen scheinen. Unsere Handwaffen wurden nun ebenfalls einem Versuche unterworfen, indem wir die Musketen und Pistolen salvenweise abschossen.

Ueber dies Alles war eine ziemlich geraume Zeit vergangen, und mochte nun unsere Kriegslist von Wirkung gewesen sein oder nicht, wir bemerkten, daß die Brigantine die Riemen eingezogen, und sich uns in der Zwischenzeit nicht weiter genähert hatte, woraus wir den Schluß zogen, daß der Pirat die Nacht abwarten wollte, um den Ver-

Digitized by Google

uch zu machen, uns zu entern. Dann aber mochte Gott uns beistehen! Es war ein entsetzlicher Gedanke. Die Leute bewiesen jedoch sämmtlich eine fast heroische Siegeszuversicht, und, wir machten mit der größten Ruhe alle Vorbereitungen, auf welche wir nur irgend verfallen konnten, und dem erwarteten Angriffe einen mannhaften Widerstand entgegenzusetzen.

Gegen Sonnenuntergang erschien am Horizonte noch ein anderes Segel, das auch der Pirat in demselben Augenblick mit uns zu erblicken schien, denn wir sahen ihn die Riemen wieder aus dem Rumpf hervorstrecken, um sich jenem unglücklichen Fahrzeuge rasch zu nähern. Jedes Auge auf unserer Anne strengte sich auf's Aeußerste an, die beiden Schiffe genau zu beobachten, und eben, als es zu dunkel wurde, um fernere Gegenstände noch mit Deutlichkeit unterscheiden zu können, folgte in jener Richtung einem Blitze ein lauter Knall, der auch das kühnste Herz unter uns erbeben machte. Von bloßen Vermuthungen über die Absichten des verdächtigen fremden Fahrzeuges konnte jetzt keine Rede mehr sein. Einige von uns hatten sich freilich noch immer der stillen Hoffnung hingegeben, daß das Schiff dennoch am Ende gar kein Pirat sein möchte, jetzt aber senkte sich die furchtbare Gewißheit wie eine Centnerlast auf alle Herzen nieder. Jener Kanonenschuß sagte uns nur zu deutlich, was auch uns bevorstand, und wenn Gott uns nicht während der Nacht durch eine Brise, oder durch ein anderes Fahrzeug, mit dem wir in Gemeinschaft gegen jene Schurkenbande kämpfen konnten, Hülfe schickte, so mußte unser Loos aller Wahrscheinlichkeit nach ein schreckliches sein. Es wäre indessen nutzlos gewesen, uns der Verzweiflung zu überlassen. Als es völlig dunkel wurde, löschten wir alle Lichter am Bord aus, und ich ertheilte strengen Befehl, in allen Theilen des Schiffes jedes, selbst das allerleiseste Geräusch sorgfältig zu vermeiden. Daß Niemand am Bord in jener Nacht an Schlaf dachte, brauche ich kaum zu erzählen. Langsam schlichen die Stunden der Dunkelheit dahin, und am östlichen Horizonte zeigte sich kaum das erste Licht des Tages, als auch schon unser Aller Blicke über den Stern unserer Anne hinaus, in die weite Ferne gerichtet waren. Ein einziger Blick genügte. Es war nicht nur der Pirat sehr deutlich in Sicht, sondern wir sahen neben ihm auch noch ein anderes Fahrzeug liegen, dasjenige natürlich, welches er am Abende vorher genommen hatte. Beide lagen in ziemlich weiter Entfernung hinter uns, und es schien fast, als habe das Unglück jenes Schiffes dem unsrigen den ihm zugedacht gewesenen, nächtlichen Ueberfall erspart.

Unsere Nerven hatten sich nun schon so viele Stunden lang in einem solchen Zustande gewaltsamer Anspannung befunden, daß Manche von uns endlich Zeichen von Unentschlossenheit oder gar Verzweiflung blicken ließen. Unter solchen Umständen fand ich es gerathen, den armen Teufeln eine gute Portion kräftigen Grog verabfolgen zu lassen, und sie, soweit unser kleiner Pulvervorrath dieß gestattete, zur fortwährendem Uebung mit den Kanonen oder anderen Beschäftigungen anzuhalten. So verstrich ein zweiter trauriger Tag unter fortwährender Spannung und Aufregung.

(Schluß folgt.)

Verschiedenes.

Ueber die Geistesgegenwart und den Muth einer holzländischen Bäuerin schreibt das »Straub. Tbl.« Nachstehendes: In der Umgegend von Simbach bei Landau a. d. J. liegt ein Einödhof. Unter dem Hochamt des Lichtmeßtages war die Bäuerin allein zu Hause, eben mit dem Backen der gebräuchlichen Lichtmeßkücheln beschäftigt. Da fand sich ein Krüppel vor der Hausthür ein. Das Gesicht und die breitschulterige Bauart desselben deuteten zwar eher auf einen stämmigen Burschen. Doch trippelte er erbärmlich; die beiden Beine waren mit dicken Lumpen umwickelt, auch klapperte er mit den Zähnen vor Frost. So sprach er um Almosen und Einlaß vor. Die Bäuerin überwand ihren instinktartigen Verdacht, gab und wies ihm die Ofenbank an. Sie selbst wartete ihren Küchein ab. Plötzlich stand der vermeintliche Krüppel als Raubmörder vor ihr, in der einen Hand ein gespanntes Doppelterzerol, in der andern ein blitzendes Messer, mit der Drohung: „Maustodt bist Du hin, wenn Du nicht alles Geld herzibst!" Die Bäuerin entgegnete mit Fassung: „O ja, ehe ich das Leben opfere, bringe ich Dir gerne alles Geld; mehr haben wir ohnehin nicht im Hause, als die Dienstbotenlöhne. Aber," fügte sie bei, „gedulde Dich einen Augenblick; ehe ich in die Kammer gehe, muß ich noch den Kessel vom Herd heben, sonst könnte das Schmalz und mit ihm Haus und Hof brennend werden!" Der Räuber ließ es geschehen. Die Bäuerin den Kessel ergreifen, ihn emporheben, das siedende Schmalz dem nichts ahnenden Vagabunden ins Gesicht schütten, war das Werk einer wahren Blitzesschnelle. Der Bandit stürzte entwaffnet zu Boden, krümmte sich unter Feuersqualen; bis die Anderen nach Hause kamen, war er eine Leiche. In den Falten der Fußlumpen fand man noch zwei Stilette.

Ein Fremdwort verdeutscht. Frau v. D. (zu ihrem Mädchen): „Rosina, schnell, bringe mir doch meine Lektüre herein." Rosina (kommt herein und bringt ein Hündchen und eine Katze): „Hier, gnäd'ge Frau, sind Ihre Leckthiere!"

Auflösung des Logogryphs in № 15:
Situation — Station.

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 17. Sonntag, den 28. Februar **1869.**

Die Müllerin.

(Fortsetzung.)

Im ersten Augenblick wollte Weber hinunterteilen, schon hatte er seine Büchse schußfertig gemacht, aber er ließ diesen Vorsatz wieder fallen, als er sah, daß die Beiden sich der Mühle näherten. Die Vermuthung, daß die Müllerin mit den Schmugglern verbündet sei, tauchte in seiner Seele auf; war diese Vermuthung richtig, so besaß er gegen sie eine Waffe, durch welche er die Erfüllung seines Wunsches rasch erreichen konnte. Er verlor die Waffe, wenn er durch übereiltes Einschreiten die Schmuggler erkennen ließ, daß er ihr Geheimniß erforscht hatte, alsdann fiel es ihm vielleicht schwer, Beweise gegen Anna zu erhalten.

Die beiden Männer gingen nicht über den Steg; schon fürchtete der Grenzjäger, daß er in seinen Vermuthungen getäuscht sei, als er bemerkte, daß die Schmuggler oberhalb der Mühle den Bach durchwateten und darauf zurückkehrten. In der Nähe der Mühle verschwanden sie.

Weber wußte vorläufig genug; am nächsten Tage wollte er das Geheimniß genauer zu ergründen suchen; er hatte gesehen, daß die Schmuggler durch eine kleine Thüre, deren eigentlichen Zweck er nicht kannte, in die Mühle hineingegangen waren und daß diese Thüre, die sich in der Nähe des Hauptrades befand, hinter ihnen wieder geschlossen wurde. Ein Einverständniß mit den Bewohnern der Mühle mußte unter solchen Umständen vorausgesetzt werden.

In der heitersten Stimmung setzte Weber seine Wanderung fort, er war jetzt seines Sieges gewiß.

Anna dachte über die möglichen Folgen der unhöflichen Antwort, welche sie dem Grenzjäger gegeben hatte, nicht weiter nach. Der Anblick dieses Mannes war ihr verhaßt, seine Zudringlichkeit empörte sie. Daß er sich der Hoffnung auf Erfüllung seines Wunsches nicht hingeben durfte, hatte sie schon oft ihm zu verstehen gegeben; wenn er es nicht verstehen wollte und durch unverschämte Zudringlichkeit sein Ziel zu erreichen glaubte, so war es seine eigene Schuld, wenn er mit derben Worten zurückgewiesen wurde.

Anna wußte, daß Weber öffentlich sie als seine einstige Hausfrau bezeichnet hatte, sie wartete nur auf seine Werbung, um seinen trotzigen Hochmuth empfindlich zu demüthigen. Es war ihr, als ob sie eine schwere Last abgeschüttelt habe, als sie dem Grenzjäger jene Antwort gab und dieser die Mühle verlassen hatte.

„Gott sei Dank!" sagte sie, erleichtert aufathmend, während sie an's Fenster trat, um dem rasch Davoneilenden nachzublicken. „Er wird hoffentlich das Wiederkommen vergessen."

„Habt Ihr mit dem Manne etwas gehabt?" fragte der Obermüller, der bei den letzten Worten der Wittwe eingetreten war. „Er ist im Zorne von dannen gegangen, der Blick, den er mir zuwarf, als er an mir vorbeischritt, ließ mich ahnen —"

„Ich habe ihm mit dürren Worten gesagt, daß sein Besuch mir unangenehm sei," unterbrach Anna den jungen Mann, der bedenklich sein grau gepudertes Haupt schüttelte; „wenn er nicht merken wollte, daß er hier ein lästiger Gast war, so mußte man es endlich einmal ihm sagen."

„Ihr habt übereilt gehandelt," erwiderte der Jüngling, „es wäre besser gewesen, Ihr hättet mir es überlassen, dem Grenzjäger das Haus zu verbieten."

„Weshalb?" fragte Anna rasch.

„Weil die Befürchtung nahe liegt, daß der Grenzjäger Euch niemals den Schimpf vergessen wird."

„Ich fürchte ihn nicht," entgegnete die Müllerin ruhig. „Nein, Hermann, es war besser, daß ich selbst ihm die Thüre zeigte, denn Ihr seid ein Hitzkopf und Weber würde Euch eine Antwort nicht schuldig geblieben sein. Bin ich auch gleich nur ein schwaches, wehrloses Weib, der Grenzjäger wird nicht wagen —"

„Er wird es," fiel Hermann ihr in's Wort, „ich kenne den Charakter dieses Mannes, er vergißt eine Beleidigung niemals. Habt Ihr je gehört, daß er in seinem Amte Schonung und Milde gezeigt habe? Erinnert Ihr Euch nicht mehr, daß er mit kaltem Blute einen Schmuggler niederschoß und nachher dieser That sich rühmte? Damals behaupteten Viele, der Erschossene sei weder entflohen, noch habe er Widerstand geleistet, ein Akt persönlicher Rache sei jener Schuß gewesen."

„Ich weiß es," fuhr Anna fort, während sie sinnend vor sich hinblickte; „glaubt nicht, daß ich den jähzornigen Charakter jenes Mannes nicht kenne. Aber, wenn er Rache nehmen will, seid Ihr nicht da, um mich zu beschützen? Oder glaubt Ihr, daß es besser wäre, wenn ich einem meiner zahlreichen Freier meine Hand zusage?"

Digitized by Google

Ein bedeutsames Lächeln glitt bei der letzten Frage über das hübsche Antlitz der Müllerin.

„Darin kann ich Euch nicht rathen," erwiderte Hermann und die bebende Stimme verrieth die innere Erregung. „Ihr müßt Euer Herz fragen; wenn es eine Entscheidung trifft, in Gottes Namen!"

„Wie ruhig Ihr das sagt!" versetzte Anna im Tone des Vorwurfs. „Es gab eine Zeit, Hermann, in der Ihr größeren Antheil an mir nahmt. Aber seit dem Tage, an welchem ich den Myrthenkranz trug, bin ich Euch eine Fremde geworden."

„Nein, gewiß nicht," fuhr der junge Mann mit warmer Herzlichkeit fort; „wenn Ihr wüßtet — lassen wir die Vergangenheit ruhen, damals durfte ich vertraulich mit Euch reden; seit Ihr meine Herrin seid, schickt es sich nicht mehr, daß —"

„Seit ich Eure Herrin bin?" fragte Anna lächelnd. „Ließ ich Euch je fühlen, daß ich es war?"

„Ihr thatet es nicht, hochmüthig seid Ihr nicht geworden, wenn auch Eure Freier es behaupten wollen."

„Sie behaupten es? Ich möchte ihnen beweisen, daß ich es nicht bin. Wie lange seid Ihr in der Mühle, Hermann?"

„Nahezu drei Jahre."

„Es ist wahr, wir Beide traten in ein und derselben Woche in den Dienst des verstorbenen Müllers. Man hat nach dem Tode meines Mannes geglaubt, ich werde die Mühle verkaufen oder verpachten; wenn ich nun das Letztere thun wollte, Hermann, würdet Ihr geneigt sein, die Mühle zu übernehmen?"

Der junge Mann blickte befremdet auf. „Ihr wollt wirklich die Mühle verlassen?" fragte er.

„Das habe ich noch nicht behauptet."

„Aber Ihr sagtet doch —"

„Ich fragte Euch, ob Ihr die Mühle übernehmen möchtet, wenn ich sie abtreten wolle."

Hermann schüttelte mißbilligend den Kopf. „Wenn Ihr den Entschluß gefaßt habt, laßt ihn fallen," sagte er, „Ihr seid an ein thätiges Leben gewöhnt, und wenn es auch eben keine angenehmen Erinnerungen sind, die an dieses Haus für Euch sich knüpfen, so glaube ich doch, daß es Euch gereuen würde, es verlassen zu haben."

„Ihr dagegen erhaltet dadurch eine Heimath."

„Habe ich die Mittel, Euren Vorschlag anzunehmen, wenn ich dies wollte? Ich bin ein armer Knecht, meine geringen Ersparnisse sind nicht der Rede werth. Wenn ich die Mittel hätte, so —"

„Würdet Ihr schon längst mich verlassen und Euch nach einer dauernden Heimath umgeschaut haben?" fragte Anna rasch.

„Nein, aber ich würde nicht geduldet haben, daß alle diese Leute Euch belästigten, die doch nur Eures Geldes wegen kamen."

In den dunklen Augen der Müllerin blitzte es freudig auf, sie trat dem jungen Manne näher.

„Wodurch hättet Ihr's verhindern wollen?" fragte sie. „Ich könnte Niemandem verbieten, um meine Hand zu werben, Jeder hat das Recht dazu, hört Ihr, Jeder!"

Sie wollte nach diesen Worten rasch die Stube verlassen, Hermann vertrat ihr den Weg.

„Erlaubt," entgegnete er, „nur noch wenige Worte möchte ich mit Euch reden. Die Sache ist nun einmal zur Sprache gekommen und es muß endlich klar werden zwischen uns, dieses Hangen und Bangen ertrage ich nicht länger. Ihr habt mir zu verstehen gegeben, daß Ihr dieses Haus verlassen wollet, erklärt mir ohne Rückhalt, ob es Euer fester Entschluß ist."

„Ah, seht Ihr, wenn's darauf ankommt, übernehmt Ihr die Mühle gern," sagte Anna.

„Deshalb fragte ich nicht, der Gedanke daran liegt mir fern," fuhr Hermann fort, der seine Erregung nicht mehr verbergen konnte. „Ich möchte aber Gewißheit haben, daß ich mich rechtzeitig nach einer anderen Stelle umschauen könnte, denn hier bleibe ich nicht, wenn Ihr auszieht."

„Und weshalb nicht?" fragte die Müllerin, unwillkürlich die Wimpern senkend.

„Ich will frei und offen reden und nachher mein Bündel schnüren, wenn Ihr's verlangt, es ist ja besser, daß man ohne Rückhalt seine Gründe nennt. Damals, als der alte Müller um Eure Hand warb und Ihr sie ihm zusagtet, war's mir, als ob ich nun auf mein ganzes Lebensglück verzichten müsse, ich fühlte in jenem Augenblick, daß ich Euch liebte, und ich hatte doch nicht den Muth, es Euch zu gestehen. Auch wußte ich ja nicht, ob ich hoffen durfte, daß meine Liebe erwidert werde, und Ihr hattet nun einmal dem alten Manne Eure Zusage gegeben, weshalb also sollte ich das Geheimniß offenbaren, welches ich tief im innersten Herzen barg? Ich dachte, Ihr würdet nun glücklich werden, und wenn ich auf der einen Seite dem Müller Euren Besitz nicht gönnte, so empfand ich doch auf der andern Seite eine gewisse Genugthuung bei dem Gedanken, daß Ihr durch diese Heirath ein Glück gewannet, welches ich Euch nicht bieten konnte. Ich wollte die Mühle verlassen, in die Fremde hinauswandern und Euch zu vergessen suchen. Aber so oft ich mir auch vornahm, diesen Entschluß auszuführen, es war nicht möglich, dies zu thun, ich konnte Euren Anblick nicht mehr entbehren; zudem mußte ich bemerken, daß Ihr an der Seite Eures Mannes nicht glücklich ward, und da dacht' ich, die Zeit könne kommen, daß Ihr des Rathes und Schutzes eines Freundes bedürftet. Ich blieb, ich knirschte in ohnmächtiger Wuth über die Demüthigungen, die Euer Mann —"

„Schweigt davon, ich bitte Euch," flüsterte Anna, deren Wangen Purpurgluth übergoß, „ich habe jene Demüthigungen schweigend ertragen; nun mein Gatte todt ist, dürfen wir ihrer nicht mehr gedenken."

Digitized by Google

„Als Euer Gatte starb, gab ich abermals meinen Hoffnungen mich hin," fuhr Hermann fort, „aber es war nur ein kurzer Traum. Ich sah wohl ein, daß ich zu Euch, der reichen Müllerin, den Blick nicht erheben durfte, und dennoch konnte ich mich auch jetzt noch nicht entschließen, Euch zu verlassen. Ich sah die Freier kommen und gehen, mich selbst hielt eine Macht hier festgebannt, eine Macht, der ich nicht widerstehen konnte. Gar manche Nacht habe ich schlaflos verbracht, gar manchen Tag meinen Wünschen und Hoffnungen nachgehangen, aber so oft ich mich auch fragen mochte, ob ich auf Erfüllung meiner Wünsche hoffen dürfe, stets fand ich nur die eine Antwort, daß es Thorheit sei, solche Hoffnung zu hegen. Nun wißt Ihr, was mich hielt und was mich forttreibt, Anna, zürnt mir nicht, daß ich gewagt habe, den Blick zu Euch zu erheben."

Er wandte sich nach diesen Worten rasch der Thüre zu.

„Nun hört auch mich," sagte Anna leise. „Hättet Ihr früher mich einen Blick in Euer Herz werfen lassen, es wäre Alles anders gekommen. Glaubt nicht, daß Ihr damals nicht hoffen durftet; es ist ja selten der Fall, daß eine reine innige Liebe keine Erwiderung findet. Ich liebte Euch und ich glaubte zu bemerken, daß ich Euch nicht gleichgiltig sei. Der Stolz der Bauernburschen, die mich nicht eines Grußes werth hielten, empörte mich, ich befand mich gar oft in einer gereizten Stimmung. Ich verlangte Gegenliebe und wußte nicht, ob ich sie verlangen durfte; ich hoffte, Ihr würdet ohne Rückhalt mit mir reden, Ihr thatet es nicht, ja Ihr vermiedet sogar jede Gelegenheit, die einer Werbung günstig war. Das erbitterte mich, und als der Müller um meine Hand warb, nahm ich aus zwei Gründen die Werbung an. Zuerst wollte ich als die Frau des reichen, angesehenen Müllers den stolzen Burschen ihren Hochmuth heimzahlen; sodann hoffte ich, Ihr würdet jetzt Euch mir gegenüber erklären, und so wahr ich hier vor Euch stehe, wenn Ihr's gethan hättet, noch am Abend vor der Hochzeit wäre ich Euch in die Fremde gefolgt. Ihr thatet es nicht, Ihr bliebet: das war mir ein sicherer Beweis, daß ich mich in Euch getäuscht hatte.

Als mein Mann beerdigt war und die Freier kamen, verglich ich sie mit Euch und ich fand Keinen unter ihnen, den ich so gerne zum Manne genommen hätte, wie Euch. Und jetzt müßt Ihr wissen, ob Ihr Euern Bündel schnüren und mich verlassen wollt: ich hoffe, Ihr werdet es nicht thun."

Hellauf jauchzte der Jüngling, während er mit kräftigen Armen die Müllerin umschlang.

„Waren wir nicht Thoren, daß wir so lange aneinander vorbeigingen mit schwer bedrücktem Herzen, während es doch nur eines Wortes bedurfte, um des höchsten Glückes theilhaftig zu werden?" rief er. „Anna, jetzt fürchte nichts, ich werde Dich schützen, und nimmer sollst Du bereuen, daß Du Deine Zukunft mir anvertraut hast." —

(Fortsetzung folgt.)

Der Pirat.

(Schluß.)

Als der Abend herankam, sahen wir den Piraten aufs Neue seine Riemen gebrauchen, und dießmal kam er so sehr in unsere Nähe, daß wir mit bloßen Augen eine Menge Menschen auf dem Deck umherwimmeln sahen, und in der Mitte desselben eine große, lange Kanone wahrnehmen konnten, wie man sie in nautischer Sprache einen »langen Thomas« zu nennen pflegt. Da wir Alle jetzt einen sofortigen Angriff erwarteten, so beorderte ich Jedermann auf den ihm angewiesenen Posten; zu unserer Verwunderung legte der Fremde, nachdem er uns eine Weile genau beobachtet zu haben schien, jedoch um, und ruderte zu jenem andern Schiffe zurück. Der Pirat hielt uns ohne Zweifel für zu gut bewaffnet, und zu wohlvorbereitet, einem Angriff bei Tageslicht zu begegnen, um einen solchen nicht bis zum Eintritte völliger Dunkelheit aufzuschieben, und es blieb uns also nichts weiter übrig, als uns auf eine zweite, an angstvoller Aufregung der ersten ähnliche Nacht vorzubereiten. Einige unserer Leute waren so übermäßig ermüdet, daß ich sie hinunterschicken mußte, um wenigstens eine kurze Ruhe zu suchen. Als aber die Nacht begann, waren aus eigenem freien Antriebe Alle ohne Ausnahme wieder auf dem Deck versammelt.

Aufs Neue wurden sämmtliche Lichter an Bord ausgelöscht. Schweigend und sorgenvoll schritt ich auf dem Quarterdecke auf und nieder, als ich plötzlich einen kühlen Luftzug an meiner Wange fühlte. Ja, wahrhaftig, es war keine Täuschung, es stellte sich endlich eine Brise ein. „Gott im Himmel sei gelobt!" dachte ich bei mir selbst, sprang aufs Deck hinab, und gab Befehl, unten und oben schnell alle Segel beizusetzen. Alles war im nächsten Augenblicke schon beschäftigt, und nachdem wir auf den Rath des Kapitäns den Kurs geändert, hörten wir zu unserer großen Freude, daß die Wellen lustig um den sie durchfurchenden Kiel unseres Schiffes plätscherten.

Unsere Freude sollte indessen nur von kurzer Dauer sein, denn noch während wir einander zu der Befreiung aus so gefahrvoller Lage Glück wünschten, hätte uns beinahe das Verderben ereilt.

Ich stand hinten an der Leeseite und blickte ins Meer hinab, um zu sehen, mit welcher Schnelligkeit unsere Anne jetzt etwa dahingleiten mochte, als ich deutlich ein Geräusch hörte, welches mir fast das Blut erstarren machte. Ich vernahm leise, vorsichtige Ruderschläge, das eigenthümliche, leichte Geräusch umwickelter Riemen. „Nun aber sei Gott im Himmel uns gnädig!" flüsterte ich un-

Digitized by Google

willkürlich vor mich hin. Stille war jetzt vollkommen überflüssig, und ich sprang also in die Mitte unserer Schiffsbesatzung hinab.

„An Eure Plätze, Leute!“ schrie ich mit der äußersten Kraft meiner Lungen. „Die Böte des Feindes sind schon an unserer Seite!“

Ich stürzte zur Steuerbordseite, schickte den alten Joe zur entgegengesetzten Seite, und wir warteten so, Jeder von uns die halbe Schiffsbesatzung neben sich, und ein Paar Kanonenkugeln in den Händen haltend, schweigend auf den Angriff. Lange zu warten hatten wir denn auch nicht nöthig, denn die Piraten sahen sich nicht sobald entdeckt, als sie mit gellendem Geheul ihre Böte gerade auf die Seiten unseres Schiffes zusteuerten und diese im nächsten Augenblicke erreicht hatten. Schon in derselben Minute wären sie sicherlich mitten unter uns gewesen, doch mit dem lauten Rufe: „Jetzt laßt es sie kriegen, Jungen!“ schleuderte ich die schweren Eisenbälle mit meiner äußersten Kraft in das unter mir liegende Boot hinab und zog sodann meinen Säbel, um mich weiter zu vertheidigen. Mein Wurfgeschoß von kaltem Eisen hatte indessen seinen Zweck ganz vortrefflich erfüllt und den Boden des Bootes durchgeschlagen, so daß nur noch seine sinkenden Trümmer auf dem Wasser schwammen, seine ganze Besatzung — viele davon verstümmelt — mit den Wellen um ihr Leben kämpfte und Einer nach dem Andern in die Tiefe versank. Nur zwei Seeräuber aus diesem Boote erreichten das Deck. Den Einen dieser Elenden streckte ein Hieb meines Säbels, den Andern ein Schuß unserer Leute nieder.

Als ich mich umwandte, sah ich den Kampf an der entgegengesetzten Seite wüthen, und stürzte mit meinen Leuten dort hinüber, um den Unsrigen Hülfe zu bringen. Ich überzeugte mich hier schnell, daß die Arbeit, welche wir noch vor uns hatten, durchaus keine leichte sei.

Der alte Joe und seine Gefährten hatten die von ihrer Seite des Schiffes anlegenden Böte fast in genau derselben Weise empfangen, wie ich das Meinige, doch nicht mit eben so günstigem Erfolge, denn das eine befand sich zwar im sinkenden Zustande, hatte jedoch von seiner Besatzung nur wenige Männer eingebüßt, und das andere schien sogar gänzlich unbeschädigt geblieben zu sein. Rings umher tobte wild der Kampf, knatterten Musketen- und Pistolenschüsse. Ich sah, daß keine Zeit zu verlieren war, schleppte mit meinen Leuten eine der alten Kanonen herbei, drückte die Mündung derselben, soweit es sich nur irgend thun lassen wollte, abwärts, und schoß sie nun in das unbeschädigte Boot hinein, welches nach dem gellenden Geschrei, das gleich nach dem Schusse aus der Mitte seiner Besatzung hervorschallte, zu urtheilen, jedenfalls gut getroffen sein mußte. Mehreren Piraten war es inzwischen doch gelungen, das Deck zu erreichen, und die Dunkelheit verhinderte uns daran, den ganzen Umfang unserer Gefahr zu überblicken. Wir zogen also die noch geladene Kanone von der Schiffsseite zurück mitten aufs Deck, warfen dann einen Ball brennendes Tauwerk unter die von panischem Schrecken ergriffenen Piraten, und schossen nun unser altes Geschütz aus der Entfernung nur weniger Ellen mitten in den dichsten Haufen derselben hinein ab. Der Schuß zerriß zwar die Bollwerke unseres eigenen Schiffes, verjagte und vernichtete aber auch zugleich die Banditen.

Da wir sahen, daß Niemand mehr da war, um uns den Sieg streitig zu machen und wir uns ganz allein im Besitze des Schiffes befanden, so fanden wir Muße, um uns herzublicken, und groß war unsere Freude und Dankbarkeit gegen Gott, als wir sahen, daß die Brigantine sich uns nicht weiter genähert hatte, da der Kapitän des Piratenschiffes wahrscheinlich die Zahl der Böte und ihre Besatzungen für völlig genügend gehalten, den Raub auszuführen. Wir konnten an seinen Masten die Lichter sehen, welche den Böten zum Signale aufgehißt waren.

Uns für gerettet zu halten, mochten wir auch jetzt noch kaum wagen. Wir ließen das Schiff die Nacht hindurch vor der immer lebhafter werdenden Brise dahin treiben. Der folgende Morgen war trübe und stürmisch, und der erste Rundblick am Horizont zeigte uns zu unserer großen Freude kein Piratenschiff mehr.

Verschiedenes.

In Wallbach (Franken) starb die 96jährige A. M. Feldmann, die in Lumpen gehüllt ihren Lebensbedarf erbettelte, in den Vieherögen ihrer Nachbarn nach Kartoffeln suchte, um ihren Hunger zu stillen ꝛc., bei ihrem Ableben aber 1500 fl. in Grundvermögen, 4000 fl. in Werthpapieren, circa 200 fl. baares Geld, 4 Dutzend nagelneue Hemden ꝛc. hinterließ.

Wer einen wohlklingenden Titel wünscht, der gehe nach Wien und suche Mitglied des dort kürzlich constituirten „Canalräumungskostenrepartitionsmodusregulirungs-Comites“ zu werden. Das Aussprechen dieses Titels dürfte sich bei öfterer Wiederholung als heilsame Lungengymnastik bewähren.

In Paris speisen jetzt die Damen der großen Welt im Hute und behalten den allerdings nicht schweren Kopfputz während des ganzen Abends auf. Die Damen von Mabille und Valentino tanzen auch im Hute.

Räthsel.

Du siehst in mir nur Männer walten;
Wenn du der Sylben Reih' verkehrt,
So sind's nur Frauen, die d'rin schalten.

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 18. Donnerstag, den 4. März **1869.**

Die Müllerin.

(Fortsetzung.)

Hätte der Grenzjäger, als er an der Mühle vorbeischritt, einen Blick in die Wohnstube geworfen, so würde er über die Person seines begünstigten Nebenbuhlers nicht länger in Zweifel geblieben sein, er würde erkannt haben, daß er bereits aus dem Sattel gehoben war.

Es waren schöne Stunden, welche die Beiden an diesem Abend verbrachten; Hermann wünschte die Knechte von seinem Glück in Kenntniß zu setzen, Anna gab ihre Bewilligung dazu. Aber die Knechte waren nirgends zu finden, erst nach langem Suchen und Rufen erschienen sie.

Hermann hatte deutlich bemerkt, daß sie aus den Kellergewölben emporgestiegen waren, sie leugneten es und behaupteten, auf dem Fruchtspeicher gewesen zu sein.

Das befremdete den jungen Mann, und er nahm sich vor, am nächsten Tage den Grund zu erforschen, der sie bewog, ihren Aufenthalt in den unteren Gewölben zu verheimlichen. Anna legte kein besonderes Gewicht darauf, auch dann noch nicht, als ihr Verlobter auf die Möglichkeit hinwies, daß die Knechte mit den Schmugglern verbündet sein und die Kellergewölbe zur Niederlage geschmuggelter Waaren benutzen könnten.

Der Grenzjäger hatte sich vorgenommen, erst am nächsten Tage seine Nachforschungen anzustellen, aber nach kurzem Nachdenken hielt er es für besser, diese Nachforschungen nicht so lange hinauszuschieben. Er kehrte zu dem Orte zurück, auf welchem er die Schmuggler beobachtet hatte. „Frische Fische, gute Fische," sagte er leise, während er, auf seine Büchse gestützt, scharf hinunterblickte; warte ich bis morgen, so kann das Nestchen leer sein, während ich augenblicklich die Ueberzeugung habe, unumstößliche Beweise zu finden. Zuvörderst gilt es, zu erforschen, ob und welche Niederlage sich in der Mühle befindet und auf welchem Wege man den Leuten am sichersten und leichtesten zu Leibe rücken kann. Eine sofortige Verhaftung der Schuldigen würde mich meinem Ziele nicht näher bringen; mehr erreiche ich durch Drohungen. Das aber steht fest, ohne Schonung und Mitleid werde ich verfahren, wenn das hochmüthige Weib abermals mir ihr Haus verbietet.

Ungefähr zwei Stunden mochten verstrichen sein, als die beiden Schmuggler die Mühle auf demselben Wege verließen, auf welchem sie hineingegangen waren. Der Grenzjäger bemerkte, daß sie den Weg zum Dorfe einschlugen; nach wenigen Minuten waren sie seinem Blick entschwunden.

Langsam und vorsichtig stieg der Grenzjäger hinunter. Er näherte sich der Mühle und schlich sich, als er bemerkte, daß jedes Licht verloschen war, leise an die Thüre. Sie war geschlossen, einen Schlüssel besaß Weber nicht. Aber das Holz war ziemlich morsch; kurz entschlossen, zog der Grenzjäger seinen Hirschfänger, dessen Klinge er da, wo das Schloß angebracht war, zwischen die Pfosten und die Thüre schob. Es war eine kurze, aber mühsame Arbeit, um so mühsamer, weil der Grenzjäger jedes Geräusch vermeiden mußte. Der gewünschte Erfolg krönte die Mühe, die Thüre gab dem kräftigen Drucke nach, der eiserne Schloßriegel schob sich aus der Fuge des Pfostens hinaus.

Der Grenzjäger horchte, in der Mühle sowohl wie draußen blieb Alles still, das Plätschern des Mühlbaches hatte die Arbeit begünstigt.

Weber trat rasch ein und lehnte hinter sich die Thüre an. Er befand sich in einem ziemlich langen gewölbten Gange, der an seinem hinteren Ende in mehrere Seitengänge ausliief.

Der Grenzjäger suchte sich, so gut es in der Dunkelheit ging, zu orientiren. Er wählte den ersten Gang und sah sich nach kurzer Wanderung in einem ziemlich großen Raume, in welchem er eine namhafte Anzahl Fässer bemerkte. Diese Fässer, welche zum Transport des Mehls benutzt wurden, wenn es an Säcken mangelte, oder das Mehl weit verschickt werden sollte, waren leer, aber sie standen in solcher Ordnung nebeneinander und zwar zu zweien aufeinander, daß der in solchen Dingen erfahrene Beamte augenblicklich Verdacht schöpfen mußte.

Der Raum war durch die Fässerreihe gewissermaßen in zwei Hälften getrennt, ein Unbefangener würde geglaubt haben, daß der Raum von der ersten Reihe bis zur Mauer vollständig mit Fässern gefüllt sei. Der Grenzjäger hatte einen Wachsstock aus der Tasche geholt und denselben angezündet.

Er schob jetzt behutsam einige Fässer vor und trat durch die Lücke in den zweiten Raum.

Sein Blick fiel auf eine Anzahl Ballen, die sämmtlich verschnürt und zum Transport bereit waren und deren Zahl dreißig bis vierzig betragen mochte.

Ein Lächeln boshafter Freude glitt über seine

Digitized by Google

Lippen. „Gefangen!“ flüsterte er. „Jetzt bleibt ihr nur noch die Wahl zwischen der Heirath mit mir und dem Zuchthause!“

Er trat nach diesen Worten wieder zurück, stellte die Fässer wieder zurecht und verließ darauf die Mühle. Der Versuch, die Thüre wieder zu schließen, blieb erfolglos; der Grenzjäger beruhigte sich damit, die Schmuggler würden, wenn sie es bemerkten, sich selbst der Nachlässigkeit zeihen und keinen Verdacht schöpfen, zumal ein solcher Verdacht keine Bestätigung am Orte der Niederlage fand.

Er ging eiligen Schrittes in seine Wohnung und ersuchte in einem Schreiben die nächste Gerichtsbehörde, ihm unverzüglich zwei Gensdarmen zu schicken, da er glaube, einen Fang machen zu können, wozu er indeß der Hilfe einiger entschlossener Männer bedürfe.

Daß er diesen Fang bereits gemacht hatte, verschwieg er, es lag ja in seiner Absicht, denselben vorerst zur Erreichung seines eigenen Zwecks zu benutzen; gelang ihm dies, so wurden die Gensdarmen mit der Erklärung heimgeschickt, daß er durch seine Spione hinter's Licht geführt worden sei.

Anton Weber hatte, als er am Morgen seine Wohnung verließ, um der nächsten Postanstalt den Brief zu übergeben, seinen Plan vollständig entworfen.

Zeigte die Müllerin sich bereit, seinem Verlangen zu willfahren, so wollte er den Schmugglern gegenüber ein Auge zudrücken und ihnen nur mittheilen lassen, daß sie binnen vierundzwanzig Stunden die Niederlage in der Mühle geräumt haben müßten, alsdann nahm er seinen Abschied, um fortan sein Augenmerk ausschließlich auf die Vergrößerung seines Grundbesitzes zu richten. Der verstorbene Müller war ein reicher, angesehener Mann gewesen, Anton Weber wollte noch reicher werden; der Gedanke, daß alsdann Alle die, welche ihn jetzt mieden, seine Freundschaft suchen würden, schmeichelte seinem Stolze.

Der Grenzjäger war eben an der Mühle vorbeigeschritten, als eine Stimme hinter ihm ihn anrief. Er wandte sich um und sah sich einem der beiden Müllerknechte gegenüber, der neben dem großen, mit zwei stattlichen Pferden bespannten Müllerwagen langsam dem Dorfe zuwanderte.

„Habt Ihr's schon gehört?“ fragte der Knecht in einem Tone, der dem Grenzjäger das Blut in die Wangen trieb, so viel Spott und Hohn drückte sich in demselben aus. „Hab' mir's gedacht, daß es so kommen würde, schon zu Lebzeiten des Alten sollen die Beiden miteinander sehr befreundet gewesen sein.“

„Welche Beiden?“ fragte Weber mürrisch. „Ich habe nichts gehört, was soll ich gehört haben?“

„Na, nur nicht gleich so unwirsch!“ fuhr der Knecht gelassen fort. „Kann mir denken, daß es Euch ärgert, aber ändern könnt Ihr's doch nicht und auf Eurer Seite werden die Lacher nicht sein. Freilich, wie könnt Ihr's auch wissen, die Beiden haben sich ja erst gestern in später Nacht das Jawort gegeben.“

„Zum Teufel, ich frage Euch noch einmal, welche Beiden?“ fuhr der Grenzjäger gereizt auf.

Der Knecht blies aus seiner Pfeife eine dichte Rauchwolke vor sich hin, dann ließ er seinen Blick eine Weile forschend auf den Zügen seines Begleiters ruhen.

„Na, ich begreife nicht, daß Ihr noch fragt,“ erwiderte er, „eines von den Beiden muß doch wohl die schöne Müllerin sein.“

„Und der Andere?“

„Hermann Stein.“

Ein glühender Haß loderte hell in den Augen des Grenzjägers auf.

„Der Müllerknecht?“ fragte er mit schneidendem Hohn.

„Hm, es fragt sich, wer mehr bedeutet, ein Müllerknecht, oder ein Grenzjäger,“ entgegnete der Knecht achselzuckend. „Ihr seht, die reiche Wittwe hat dem Knechte den Vorzug gegeben.“

Der Grenzjäger biß sich auf die Lippen, um seine Wuth zu bemeistern. „Guter Freund, Ihr täuscht Euch, oder Ihr seid getäuscht worden,“ sagte er nach einer Pause, „ich glaube nicht, daß die reiche Wittwe sich so tief erniedrigen wird —“

„Wenn Ihr's nicht glauben wollt, fragt sie selbst,“ unterbrach der Knecht ihn ruhig, „ich glaube sogar, daß der Bräutigam hauptsächlich Euch sein Glück verdankt.“

„Wie?“

„Allerdings. Ihr könnt nicht leugnen, daß Eure Besuche der Wittwe lästig fielen, und wenn ich nicht irre, hat sie Euch das gestern Abend kurz und bündig gesagt. Um nun Euch für immer der Mühle fern zu halten, hat sie den Obermüller ermuthigt, um ihre Hand zu werben; daß sie längst ihn gerne gesehen hat, ist eine Thatsache, aber er war zu schüchtern. Na, gestern Abend ist die Sache in Ordnung gekommen; wenn Ihr's bezweifelt, so geht hin und gratulirt, sie werden die Gratulation annehmen.“

„Tod und Teufel!“ fuhr Weber auf.

„Geschehene Dinge lassen sich nicht ändern,“ fuhr der Knecht gleichmüthig fort, „Ihr seid nicht der Mann dazu, den Bräutigam aus dem Sattel zu heben.“

„Glaubt Ihr?“ versetzte der Grenzjäger scharf. „Noch ist nicht aller Tage Abend, guter Freund, das laßt Euch gesagt sein.“

Der Knecht warf einen raschen, forschenden Seitenblick auf seinen Begleiter, in dessen Zügen Haß und Rachsucht sich spiegelten, dann blickte er wieder sinnend den Rauchwölkchen nach.

„Hm, wenn Ihr's könntet, ich möchte es ihm gönnen,“ nahm er nach einer Weile wieder das Wort. „Er ist auch einer von denen, die am liebsten in ein gemachtes Bett steigen. Gebt Acht, wenn er einmal die Mühle hat, wird er vor Hoch-

Digitized by Google

muth sich selbst nicht mehr kennen. Aber wie wollt Ihr's ermöglichen? Ich fürchte, er sitzt zu fest im Sattel —"

„Das Wie? ist meine Sache," unterbrach Weber ihn rasch. „Wenn Ihr vielleicht glaubt, daß ich dabei auf Euren Beistand reflektire, so irrt Ihr. — Adjeu."

Kopfschüttelnd blickte der Knecht dem Grenzjäger nach, der rasch den dannen schritt.

„Na, meinetwegen!" sagte er. „Mir kann's recht sein, wenn der Grenzjäger eine Beschäftigung findet, die ihn veranlaßt, seine Amtspflichten zu vernachlässigen; gelingt es ihm, die Wittwe zu gewinnen, in Gottes Namen!"

Die Mittheilungen, welche der Knecht ihm gemacht hatte, bewogen den Grenzjäger, seinen Plan zu ändern, er sah ein, daß er zuvörderst seine Aufmerksamkeit ungetheilt darauf richten mußte, den begünstigten Nebenbuhler zu beseitigen; erst wenn ihm dies gelungen war, durfte er hoffen, sein Ziel zu erreichen.

War Hermann der Mitschuldige der Schmuggler? Wußte er, daß sie in der Mühle einen Schlupfwinkel hatten?

Vielleicht, aber wenn dies auch nicht der Fall war, die Beweise genügten, ihn zu verdächtigen und sogar der Mitschuld zu überführen.

Der Grenzjäger, überzeugt, daß der Knecht im Dorf die Nachricht von der Verlobung verbreiten werde, kehrte an diesem und am folgenden Tage nicht in der Schenke ein, er wußte, daß man dort ungeduldig ihn erwartete, um ihm die Galle in's Blut zu treiben. Auch in der Nähe der Mühle ließ er sich nicht sehen, er fürchtete, dem Bräutigam oder der Müllerin zu begegnen.

Aber als die beiden Gensdarmen ankamen, schlug er unverzüglich den Weg zur Mühle ein. Eine boshafte Siegesfreude leuchtete in seinen Augen, als er mit stolz erhobenem Haupte den Gensdarmen voranschritt. Er war seines Sieges gewiß, und hatte er auch durch diesen Sieg sein Ziel noch nicht erreicht, so war er doch demselben näher gekommen.

Am Fuße des Berges blieb er stehen.

„Ihr bleibt hier zurück," wandte er sich zu den Gensdarmen, „sobald ich auf meiner Pfeife das Signal gebe, eilt Ihr herbei, und zwar Einer direkt in die Mühle, der Andere zu jener Thüre. Niemand wird hinausgelassen, im Nothfalle macht Ihr von der Schußwaffe Gebrauch."

Nachdem er diese Anordnung getroffen hatte, trat Weber in die Mühle.

(Fortsetzung folgt.)

Monaco.

Auf einem Felsen am Meere, zwischen Nizza und Mentone, ist die Residenz des Fürsten von Monaco. Karl III. herrscht über 3000 Unterthanen, welche er — wie an den Thoren von Monaco zu lesen ist — ganz kürzlich durch Befreiung von Grund-, Mobilien- und Patentsteuer noch glücklicher zu machen bemüht war, als sie es bereits sind. Das Hazardspiel in Monaco bringt nämlich sehr große Summen ein, und der Erlaß der genannten Steuern ist also kein Opfer für den ohnedieß schon sehr reichen Regenten von Monaco. Sein erster Minister, sein General-Direktor, General-Sekretär (oder wie die Titulanten sonst lauten), sind angewiesen, die neuesten Segnungen bekannt zu machen. Der Anschlag an den Thüren der Spielbank hat aber in der That etwas Naives. Im übrigen erheben sich in der Gegend von Monaco Neubauten oder vielmehr Paläste und Villen, eine schöner und luxuriöser als die andere; die Bodenpreise haben sich in wenigen Jahren um das Zehnfache vermehrt; die Gartenanlagen um die Spielbank und um das luxuriöse (fabelhaft theure) „Hotel de Paris" herum sind wunderschön, die Vegetation ist überaus reich und das Klima unvergleichlich milde. Einen herrlichen Anblick gewähren die Gruppen von niedrigen und hohen stattlichen Palmenbäumen, welche in Menge dem palmenreichen Berdighera entnommen und hierher verpflanzt wurden. Die Eisenbahn führt aus Nizza täglich viermal viele Tausende nach Monaco, und auf der herrlichen Straße, die von Mentone unterhalb Roccabrunna in der Nähe des Meeres dahin führt, ist der Verkehr während der Saison nicht weniger lebhaft. Was Baden-Baden im Sommer ist, das sind Nizza, Monaco und Mentone im Winter. Fürst Karl III. von Monaco weilt gegenwärtig auf seiner reizenden Felsen-Residenz, sein Brustbild (es hat einige Aehnlichkeit mit dem Könige Victor Emanuel) ist, für Jedermann sichtbar, auf hohem Postamente vor dem Schlosse aufgepflanzt; weniger sichtbar ist aber Seremissimus selbst; die Schloßwache, im Kostüme der alten Hamburger Nachtwächtergarde, weist mit stolzem, despotischem „Non" und „Rien" Jeden zurück, der einige Gelüste auf die Besichtigung der sehr luxuriös eingerichteten Residenz oder des Schloßgartens kundgeben sollte. Dagegen sind die cactus- und aloe-reichen Spaziergänge an der schroff ins Meer abfallenden Südseite Monaco's dem Publikum geöffnet. In der alterthümlichen Kirche ruhen die Ahnherrn des Regenten; dieser selbst aber geruht, wenn er die Kirche besucht, einen rothen, goldgestickten, mit reichem Thronhimmel verzierten Sessel neben der Kanzel einzunehmen. Paß-, Thor- und Zollquälereien finden bei dem Ein- und Austritte von Monaco bis zur Stunde nicht statt, doch hat die hohe Polizei des Regenten ein sehr wachsames Auge auf Diejenigen, welche der Spielbank opfern. Opfer dieser Spielbank sind diesen Winter schon mehrere aufzuzählen. Einen seenhaften Anblick gewährt Abends auf den Höhen von Turbia und Roccabrunna das reich in unzähligen großen und kleinen Gasflammen strah-

Digitized by Google

lende Gebiet der Spielhölle; es erscheint wie eine schwarzgrüne Wiese im Meere, welche von tausend und aber tausend Leuchtkäfern übersäet ist; diese Leuchtkäfer überwacht und überstrahlt dann wieder der Leuchtthurm von Villafranca, der sein Licht bald gegen Süden, bald gegen Osten oder Westen ins Meer hinausschleudert. In Monaco, Nizza und an beiden Rivieren ist der Frühling angelangt, und die sonnigen Flächen zwischen den Oliven-, Limonen-, Orangen- und Palmengärten bieten eine reiche, duftende Flora dar.

Verschiedenes.

Diebe und Bettler in London. Wenn die Statistik die interessante Thatsache ergibt, daß von fünf wegen Diebstahls verurtheilten Individuen vier nicht zum zweiten Mal vor Gericht erscheinen, die Unterdrückung des Verbrechens mithin eine sehr wirksame ist, so unterliegt es auf der andern Seite keinem Zweifel, daß in keiner Stadt der Welt die Ausbildung der Diebe für ihre Profession mit einer solchen Sorgfalt betrieben wird, als in London. Die Aspiranten werden von jungen Dieben unterrichtet, die nur zwei oder drei Jahre älter sind, als ihre Schüler. Als Gesetz gilt dabei, daß die Würde eines Lehrers nur solchen Individuen zu Theil wird, die wenigstens sechsmal wegen Diebstahl gesessen haben und verurtheilt worden sind. Nicht minder sorgfältig werden die Bettler in London für ihr Gewerbe erzogen. Kürzlich fand man in einer Straße der Hauptstadt folgendes Plakat angeschlagen:

„Die Kunst des Bettelns in sechs Lectionen!

Der Professor Lazarus Rooney gibt sich die Ehre, einem verehrten Publikum anzuzeigen, daß er ein Collegium gegründet hat für den theoretischen und praktischen Unterricht im Betteln. Jede anständige Person von gewöhnlichem Verstande kann sich durch einen Cursus von nur sechs Lectionen in den Stand setzen, auf Kosten des Publikums gemächlich und ohne Furcht vor irgend einer politischen Revolution zu leben. Die Bedingungen des Professors sind sehr gering. Auch nimmt er für einen mäßigen Preis Kinder in Pension. Die seiner Sorge anvertrauten Kinder werden unterwiesen, alle möglichen Gestalten anzunehmen und zwar ohne Gefahr für ihre Gesundheit. Gegen einen angemessenen Preis werden ferner die besten Straßen in den wohlthätigen Stadtvierteln nachgewiesen. Der Professor Rooney ist reichhaltig versehen mit Attesten und täuschend nachgeahmten Narben von allen Arten von Wunden. Intelligente Frauen und sonst geschickte Personen können für ein Billiges täglich Zwillinge erhalten, die zur Ausbeutung der Straßen durch ihre Aehnlichkeit vortrefflich geeignet sind. Auch liefert der Professor Hunde für Blinde, Krücken, Verbände — kurz Alles, was zum Betrieb der Industrie des Bettelns erforderlich ist. Alle Aufträge für die Provinz werden prompt und verschwiegen ausgeführt, 21 Princeß Street, St. Gilles."

Aus Linden (Hannover), wird berichtet: Auf eine gewiß originelle Weise kam eine Bäuerin am 25. Februar um einen Zehnthalerschein: sie hatte diesen in ihrer Tasche verborgen mit einem Stück Brod, von welchem sie unterwegs von Zeit zu Zeit etwas abbrach und verzehrte. In einem Kaufladen in der Stadt angekommen, suchte sie lange vergeblich ihren Schein, bis sie endlich ein Ueberbleibsel ihres Brodes hervorzog, an dem sich noch ein kleiner Rest ihres Scheines befand. Sie hatte ein theueres Frühstück zu sich genommen.

Originelle Dressur. Seit einiger Zeit führte in Prag ein Mädchen einen Hund mit sich herum, welcher förmlich zum Stehlen abgerichtet war. Gewöhnlich hielt sich das Mädchen von dem Hunde in ziemlicher Ferne und dieser sprang, sobald er an Metzgerläden vorüber kam, mit einem gewaltigen Satze ins Innere des Ladens, und zog ganze Stränge von Würsten herab, mit denen er sich schleunigst davon machte. In der Regel waren die im Laden zumeist beschäftigten Verkäufer über den kecken Eindringling so verdutzt, daß sie erst nacheilten, als der Hund bereits verschwunden war. Das Mädchen lauerte gewöhnlich in einem Nachbarhause auf den Dieb und nahm ihm die Beute ab. Kürzlich mißrieth ihr jedoch der Gaunerstreich. Der Hund war zwar auch dießmal beim Apportiren eben so flink wie immer, nicht so das Mädchen, welches, als es die Würste in einem Hause der Altstadt wie gewöhnlich dem Hunde abnehmen wollte, ertappt wurde, was denn auch zu ihrer Verhaftung führte.

Räthsel.

Ich öffne Dir des Kerkers Grauen,
Doch oft auch Paradieses Auen;
Erschließe Dir des Tempels Pracht
Und leit' in dunklen Bergesschacht;
Ins Gewühl der Städte führ' ich Dich ein,
Ins Haus der Freude, zum schäumenden Wein,
In Schlösser die sich an Glanz überbieten,
Und zu des Hauses stillem Frieden.
Zum Sitz der Weisheit leit' ich Dich
Und doch ihr Gegentheil bin ich;
Thu' bald zu wenig, bald zu viel,
Wähl' falsche Mittel, fehl' das Ziel, —
Doch haben, bei so wenig Werth,
Die Alten mich als Gott verehrt.

Auflösung der Räthsels in Nr. 17:
Rathhaus — Hausrath.

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 19. Sonntag, den 7. März **1869.**

Die Müllerin.

(Fortsetzung.)

Ein Schatten des Unmuths glitt über das hübsche Gesicht Anna's, als sie den verhaßten Brautwerber vor sich stehen sah.

„Was führt Euch hieher?" fragte sie kalt. „Ich denke, Euch vor einigen Tagen deutlich gesagt zu haben, daß —"

„Daß mein Besuch Euch unangenehm sei? Allerdings," unterbrach der Grenzjäger sie. „Aber es gibt Fälle, in denen der höflichste Mann auf solche Wünsche keine Rücksicht nehmen kann."

„So muß man ihn zwingen, diese Rücksicht zu nehmen," sagte Hermann, der bei den letzten Worten Webers eintrat.

„Sieh da, der glückliche Bräutigam!" fuhr der Grenzjäger in einem Tone fort, der dem jungen Manne das Blut in die Wangen trieb. „Gratulire, hätte nicht gedacht, daß die reiche und spröde Müllerin sich so rasch zur Verlobung mit ihrem Knechte entschließen würde! Aber freilich, es war ja eine alte Bekanntschaft."

„Wenn Ihr gekommen seid, um Eurem Aerger darüber, daß ich einen Strich durch Eure Rechnung gezogen habe, Luft zu machen, so rathe ich Euch, dies in einer weniger beleidigenden Weise zu thun," brauste Hermann auf.

„Erlaubt, deshalb bin ich nicht gekommen," entgegnete Weber mit schneidendem Hohn. „Uebrigens glaube ich, daß binnen wenigen Minuten Ihr nicht mehr so trotzig auftreten werdet, guter Freund! Man sagt, Eure Braut sei reich, ich glaube die Quelle zu kennen, aus welcher der alte Müller seinen Reichthum geschöpft hat!"

„Er war ein ehrlicher Mann," sagte Anna empört.

„So glaubte man allgemein, aber es gab Leute, die es besser wissen wollten," fuhr Weber fort. „Möglich auch, daß ihm unbekannt war, welchem Zweck die Kellergewölbe seines Hauses dienen mußten; er ist todt und das Gericht kann jetzt nur noch entscheiden, ob der Staat einen Anspruch auf Schadenersatz an die Hinterlassenschaft machen darf."

„Was wollt Ihr damit sagen?" fragte Anna bestürzt.

„Es wird irgend eine Bosheit sein, die er ausgeheckt hat, um sich zu rächen," erwiderte Hermann achselzuckend.

Die Ruhe und Gleichgiltigkeit, mit der er dies sagte, mußten dem Grenzjäger beweisen, daß der junge Mann nicht der Mitschuldige der Schmuggler war; nichts desto weniger hoffte er, auf Grund der vorhandenen Beweise, ihn, wenn auch nur scheinbar, der Schuld zu überführen.

„Ihr scheint Eurer Sache sehr sicher zu sein," entgegnete er, „besser thätet Ihr, nicht so sehr auf Eure Sicherheit zu bauen. Ich verlange Euer Haus zu durchsuchen, ich fordere Euch im Namen des Gesetzes auf, mir jede Thür zu öffnen."

„Dazu gibt Euch das Gesetz kein Recht!" brauste Hermann gereizt auf. „Glaubt Ihr —"

„Das Gesetz berechtigt mich, jedes Haus zu durchsuchen, wenn ich die Ueberzeugung hege, daß es den Schmugglern als Schlupfwinkel dient," fuhr Weber, ihn unterbrechend, fort. „Ihr werdet mich begleiten und ich hoffe nicht in die Nothwendigkeit versetzt zu werden, Euch verhaften zu müssen."

Ein Lächeln des Hohns glitt über die Züge des jungen Mannes.

„Wenn Ihr das Gegentheil behauptet, so glaube ich Euch," erwiderte er, „Ihr würdet triumphiren, wenn Ihr mir etwas anhaben könntet! Ich bin mir keiner Schuld bewußt, Euer Verlangen betrachte ich als eine Chikane, die gegen den guten Ruf meiner Braut gerichtet ist; aber hütet Euch, so mächtig seid Ihr nicht, daß nicht einmal für mich die Gelegenheit zur Heimzahlung sich fände."

Der Grenzjäger setzte die Pfeife an die Lippen und gab das Signal, gleich darauf trat der Gensdarm ein.

„Das war überflüssig," spottete Hermann, „aber ich vermuthe, es liegt in Eurer Absicht —"

„Keine spitzfindigen Bemerkungen, wenn ich bitten darf!" fiel Weber ihm rauh in's Wort. „Ihr bleibt hier, Frau Kramer; sollte einer Eurer Knechte die Mühle verlassen wollen, so bedeutet ihm, daß ihn eine Kugel erwartet, wenn er die Absicht hegt, zu entfliehen."

Anna zuckte mit verachtender Geringschätzung die Achseln.

„Daß es Euch nicht darauf ankommt, einen Wehrlosen niederzuschießen, weiß jedes Kind," sagte sie mit scharfer Betonung, „es war überflüssig, mir den Rath zu geben."

Einen Blick des glühendsten Hasses warf Weber der Wittwe zu, dann bedeutete er dem jungen Mann, voranzugehen.

„Wohin zuerst?" fragte Hermann kurz angebunden.

Digitized by Google

„Zunächst in die Kellergewölbe!"

„Verlangt Ihr, daß meine beiden Knechte uns begleiten?"

„Es ist nicht nöthig."

„Ihr habt's wohl nur auf mich abgesehen?"

„Durchaus nicht, den Schuldigen werde ich zu finden wissen, sobald ich Beweise für meinen Verdacht habe. Wenn Ihr indeß Euch beunruhigt fühlt, so ist das gewissermaßen ein untrügliches Zeichen, daß die Angelegenheit, die mich hieher führt, Euch nicht fremd ist."

„Das sind Schlußfolgerungen, die Eurem Verstande eben keine besondere Ehre machen," entgegnete Hermann, während er die Thüre zum Gewölbe öffnete; „die Frage, welche ich an Euch richtete, lag nahe, Euer Benehmen beweist ja deutlich, daß Ihr den sehnlichen Wunsch hegt, mich einer Schuld zeihen zu können."

Der Grenzjäger durchschritt rasch einige Gänge und trat in den Raum, in welchem die leeren Fässer standen. Daß die Müllerin ihm folgte, bemerkte er nicht.

„Wozu dienen diese Fässer?" fragte er barsch.

„Sie sind leer und werden gelegentlich zur Verschickung benutzt," entgegnete Hermann ruhig.

„Wir werden sehen," fuhr der Grenzjäger fort, während er rasch einige Fässer aus der vorderen Reihe herauszog; „auffallen muß es, daß sie nicht am hintern Ende, sondern in der Mitte des Raumes, und zwar derartig aufgestapelt sind, daß man — — he, was ist das? Werden diese Ballen auch zur Verschickung benutzt?"

Bestürzt trat Anna näher, auch Hermann konnte seine Ueberraschung nicht verhehlen.

„Wenn diese Ballen geschmuggelte Waaren enthalten, so mag Gott wissen, wer sie hieher gebracht hat und auf welchem Wege sie in die Mühle gekommen sind," entgegnete die Müllerin erregt. „Ich schwöre —"

„Spart den Schwur," unterbrach Weber sie mit schneidender Kälte, „später werdet Ihr Gelegenheit finden, Euch durch einen Eid zu reinigen, wenn nicht Beweise entdeckt werden, die einen solchen Eid nicht mehr zulassen."

Er hatte, während er dies sagte, rasch einen Ballen geöffnet. „Seht Ihr, Seide," fuhr er fort; „ich denke, der Beweis, daß diese Ballen geschmuggelte Waaren enthalten, ist zur Genüge geliefert. Auf welchem Wege die Ballen hieher gekommen sind, wird Euer Verlobter uns wohl erklären können, ihm kann's doch nicht unbekannt sein."

„Rede, Hermann," bat die Wittwe, „Dir glaube ich."

„Habe ich nöthig, Dir zu sagen, daß ich unschuldig bin?" entgegnete der junge Mann, tief empört über den Hohn des Grenzjägers und doch auch besorgt über die Folgen der unerwarteten Entdeckung. „Am Abend unserer Verlobung machte ich Dich darauf aufmerksam, daß unsere Knechte geleugnet hätten, aus dem Gewölbe gekommen zu sein, trotzdem ich deutlich bemerkte, daß sie es verließen; ich äußerte gleichzeitig die Vermuthung, daß man diese Gewölbe ohne unser Wissen —"

„Wenn Ihr das vermuthetet, weshalb überzeugtet Ihr Euch nicht, ob diese Vermuthung begründet sei?" fiel Weber ihm in die Rede.

„Ich that es am nächsten Tage," fuhr Hermann fort, „aber ich fand nichts, was meinen Verdacht bestätigte."

„Waret Ihr auch in diesem Raume?"

„Ja."

„Fiel Euch hier nichts auf?"

„Nein."

„Na, dann wolltet Ihr nichts sehen, nehmt mir's nicht übel; jeder Unbefangene würde hinter diese Fässer geblickt haben, wie viel mehr mußte dies ein Befangener thun! Wo sind Eure Knechte?"

„In der Mühle."

„Ruft sie, Frau Kramer, vielleicht können sie uns die nöthige Aufklärung geben."

Hermann wollte sich entfernen, der Gensdarm vertrat ihm den Weg.

„Nicht von der Stelle!" rief der Grenzjäger, „Euer Fluchtversuch paßt schlecht zu der Erklärung, die Ihr vorhin gegeben."

„Ah, ich verstehe," sagte der junge Mann erbittert, „ich muß unter allen Umständen der Schuldige sein! Wohlan, thut, was Ihr nicht lassen könnt, aber noch einmal warne ich Euch vor dem Schritt, den Ihr zu thun entschlossen seid."

„Das sind Drohungen, welche bei den Gerichtsverhandlungen schwer in die Waagschaale fallen könnten," erwiderte Weber; „bedenkt, daß ich in diesem Augenblick als Amtsperson und im Namen des Königs vor Euch stehe. Ihr habt wahrhaftig keine Ursache, Euch zu beschweren; die Beweise, die gegen Euch vorliegen, berechtigen mich nicht allein, sie verpflichten mich sogar, mit der ganzen Strenge des Gesetzes gegen Euch vorzuschreiten."

Die Knechte waren inzwischen eingetreten, der scharfe Blick des Grenzjägers erkannte sofort die Schuldigen.

„Ihr seht, welche Entdeckung hier gemacht worden ist," wandte Weber sich zu ihnen, indem er auf die Ballen zeigte; „dieser Mann leugnet, von der Niederlage der geschmuggelten Waaren Kenntniß gehabt zu haben, er behauptet, daß Ihr Beide mit den Schmugglern im Bunde seiet —"

„Mit welchem Rechte kann er's behaupten?" unterbrach einer der Knechte ihn. „Wir sind seit Jahr und Tag nicht in dem Gewölbe gewesen."

„Aber er behauptet, noch vor einigen Tagen bemerkt zu haben, daß Ihr das Gewölbe verließet."

„Das behaupte ich," sagte Hermann; „wenn sie leugnen wollen, was ich mit eigenen Augen gesehen habe, so beweist mir dies nur ihre Schuld."

„Was wir nicht gethan haben, brauchen wir nicht zu leugnen," erwiderte der Knecht trotzig; „es ist leicht, Andere zu verdächtigen und sich selbst

Digitized by Google

rein zu waschen. Wie die Ballen hieher gekommen sind, wissen wir nicht, wir wollen Niemand in's Unglück stürzen, wie gewisse Leute es wohl thun möchten, um sich selbst der Strafe zu entziehen."

Hermann war empört über diese Frechheit, hätte Anna ihn nicht zurückgehalten, so würde er den Knecht niedergeschlagen haben.

„Gemach," sagte der Grenzjäger, dessen lauerndem Blick die Erregung des jungen Mannes nicht entging, „der Unschuldige erwartet die Anklage mit ruhiger Stirne, der Schuldige dagegen lehnt sich wider sie auf. Hermann Stein, ich verhafte Euch im Namen des Gesetzes als des Einverständnisses mit den Schmugglern verdächtig. Ich hoffe, Ihr werdet nicht versuchen, Widerstand zu leisten, in diesem Falle will ich davon absehen, Euch fesseln zu lassen."

„Das ist eine Infamie!" rief Anna, während sie rasch zwischen ihren Verlobten und den Grenzjäger trat. „Die Gründe dieser Verhaftung sind anderer Natur, diese Ballen dienen nur zum Vorwand und wer weiß, ob —"

„Bedenkt, was Ihr sagt!" fuhr der Grenzjäger auf. „Das Wort, welches Ihr mir in's Gesicht geworfen habt, könnte Euch in's Gefängniß bringen, haltet Eure Zunge im Zaume."

(Fortsetzung folgt.)

Das letzte Autodafe in Sicilien.

Vor Kurzem ist bei einem Bologneser Verleger ein kleines Schriftchen erschienen, das schon deßhalb ein großes Interesse für sich in Anspruch nimmt, weil es eine Schilderung der letzten öffentlichen Ketzerverbrennung enthält, welche auf sicilianischem Boden gefeiert wurde. Die Darstellung ist der Schilderung eines Domherrn der Kathedralkirche von Palermo, des Antonio Mongitore, entnommen, eines der gelehrtesten Männer seiner Zeit, dessen ausgezeichneter Ruf und Frömmigkeit die beste Bürgschaft für die Wahrheit der nachstehenden Schilderung bietet.

Der Bruder Romualdo war ein Augustiner-Mönch und Gertrud eine Nonne vom Orden des heiligen Benedict. Beide wurden im Jahr 1699 vor die Gerichte der heiligen Inquisition gestellt, und zwar der Erstere angeklagt des Verbrechens der Ketzerei, die Letztere angeklagt „des Stolzes, der Eitelkeit und der Heuchelei."

Der Prozeß dauerte bis 1724, also geradeun 25 Jahre, während welcher Zeit die beiden unglücklichen Opfer von einem Kerker in den andern geschleppt wurden. Endlich war das Urtheil gefällt und bestätigt und der 6. April 1724 zur Hinrichtung der beiden Ketzer bestimmt.

So wie nur der Tag graute, wogte es schon von Menschen auf den Straßen und Plätzen, welche die Prozession passirte. Um 9 Uhr setzte sich dieselbe vom Inquisitionspalaste aus in Bewegung, nachdem es eine stundenlange Arbeit gekostet hatte, die nöthige Ordnung in die Aufstellung zu bringen, da mehr als zehntausend Menschen sich an dem Zuge betheiligten. Mit unsäglicher Spannung athemlos vor Erregung wartete die versammelte Menge auf die interessanteste Gruppe im Schauspiele auf die Verurtheilten. Endlich kamen sie, worauf die rewigen Ketzer, in Schwarz gekleidet und mit gelben Mützen auf den Köpfen, zuletzt die beiden unbekehrten Ketzer, die dem Volke seinen festlichen Tag bereiten sollten. Sie trugen mit Pech getränkte Gewänder, welche über und über mit Flammen bemalt waren, und auch ihre Mützen waren durch und durch mit Harz getränkt. Auf jeder Seite der beiden Verurtheilten schritt ein Geistlicher einher, der sie unablässig mit den gelehrtesten Beweisgründen und den dringlichsten Ermahnungen bearbeitete, noch in der elften Stunde ihre Irrthümer zu bekennen. Und so gewaltig war der Eifer, welchen diese Priester bei ihrem Bekehrungswerke an den Tag legten, daß, noch ehe die Prozession nur die Hälfte ihres Weges vollendet hatte, die frommen Herren vor Erschöpfung nicht weiter konnten und durch zwei andere Geistliche abgelöst werden mußten, welche mit frischen Kräften die Versuche fortsetzten. Freilich bewirkten alle ihrr Anstrengungen nicht das Geringste.

Schwester Gertrud bestieg die verhängnißvolle Bühne zuerst. Während das Urtheil verlesen wurde, „sprudelte sie", wie der fromme Kanonikus erzählt, frech und schamlos um sich blickend, entsetzliche Gotteslästerungen hervor, so daß die neben ihr stehenden Sbirren ihr mittelst eines Knebels den Mund verstopfen mußten. Auch Romualdo zeigte alle Symptome der hartnäckigsten Verstocktheit. Er verneigte sich weder vor dem Kruzifix noch vor den Inquisitoren. Allein man scheint es doch für nicht nöthig gehalten zu haben, ihm in ähnlicher Weise Schweigen aufzulegen, wie der Nonne. Als letzte Scene des Drama's erfolgte nun die Entkleidung der Verurtheilten, das heißt die Abnahme ihrer geistlichen Gewänder. Man zog ihnen ihre pechdurchdrungenen und bemalten Hüllen ab und riß ihnen ihre Ordenstracht mit Schimpf und Schande vom Leibe, worauf ihnen die ersteren wieder angethan und auch die Haare der Nonne in geschmolzenes Pech getaucht wurden. Darnach erhoben sich die Inquisitoren und kehrten in vicekönigliechen Equipagen in ihre Paläste zurück, um ihre Kleider zu wechseln und sich alsbald nach einer kleinen Ebene unweit der Stadt zu verfügen, wo die Hinrichtung vollstreckt werden sollte.

Hier waren ebenfalls Bänke und Tribünen errichtet worden, damit Jedermann so bequem wie möglich das kommende Schauspiel mitansehen konnte.

Die beiden verstockten Ketzer wurden auf einem von Ochsen gezogenen Karren zur Hinrichtung geschleift, in welchem sie an einen Pfahl gebunden

Digitized by Google

aufrecht stehen mußten. In jedem Fuhrwerke nahmen vier Priester Platz, zwei zur Linken und zwei zur Rechten des Delinquenten, und alle diese Doktoren setzten während der Fahrt ihre eifrigen Ermahnungen und Bekehrungsversuche unermüdlich fort.

Auf einem ziemlich hohen Schaffot sah man den Pfahl aufgepflanzt, an den jedes der Opfer angeschnürt wurde. Unter dem Schaffot, nicht rings um die Person der Gefangenen selbst, lagen Haufen von Reisigbündeln und Kohlen aufgeschichtet, eine Anordnung, welche zugleich den Todeskampf der Delinquenten beträchtlich verlängerte und der versammelten Gaffermenge einen vollständigeren Anblick des Schauspiels sicherte, als wenn das Brennmaterial rund um den Körper der Märtyrer aufgebaut worden wäre.

Dann, als Gertrud das Schaffot bestiegen hatte und an ihren Marterpfahl gefesselt worden war, eröffneten die unverdrossenen Diener und Streiter des heiligen Gerichts ihre letzten Batterien gegen das verstockte Herz der hartnäckigen Sünderin. Und wahrhaftig! die Feder ist nicht im Stande, zu beschreiben, wie sie schwitzten in ihrem Bekehrungseifer! Endlich aber war ihre Kraft erschöpft; sie sahen, daß sie alle ihre Anstrengungen, ihre Arbeit, ihre Thränen selbst umsonst verschwendeten, und so blieb ihnen nichts Anderes übrig, als sich tief bekümmert zurückzuziehen und der Gerechtigkeit Platz zu machen.

Hierauf brannte man der gottlosen Nonne zuerst das Haar an, um ihr einen kleinen Vorgeschmack von der Wirkung des Feuers zu geben, allein sie war um ihre Haare nicht mehr besorgt, als um ihre Seele. Hiernach ward das pechgetränkte Obergewand in Brand gesteckt, um zu versuchen, ob die Flammengluth der Ketzerin die Augen öffne. Da sie jedoch so versteckt blieb wie vorher, so zauderte man nicht mehr länger, sondern entzündete das unter dem Schaffote aufgehäufte Brennmaterial. Es währte nur wenige Augenblicke, bis die Bretter, auf denen die Delinquentin stand, von den Flammen verzehrt waren und zusammenbrachen, so daß die Sünderin in das Feuer hinuntersank, welches sie alsbald verschlang.

Als das zweite Opfer des heiligen Glaubensfestes, der Bruder Romualdo, aus seinem Karren stieg, war das Menschengedränge, das ihn umringte, ungeheuer. Ritter, Mönche und Volk aus allen Ständen und von beiden Geschlechtern legten einen außerordentlichen Eifer für seine ewige Rettung an den Tag, warfen sich ihm zu Füßen und flehten ihn mit Geberden der tiefsten Demüthigung und den liebevollsten Worten, ja unter Thränen an, er möge doch bereuen und so seiner Seele die göttliche Barmherzigkeit zu Theil werden lassen. Doch er blieb taub für Alles, was ihre Lippen und auch ihre Augen sprachen, und erwies sich unbeugsam, ohne auch nur das leiseste Zeichen von Reue oder Erregung.

Jetzt band ihn der Henker fest an den Pfahl und steckte seine pechdurchdrungenen Kleider in Brand. Der Sünder arbeitete mit Händen und Füßen, sich los zu machen und blies in das Feuer, welches ihm in das Gesicht schlug, als wolle er die Flammen auslöschen. Von Bekehrung ließ er aber trotz alledem nichts verspüren, und darum schürte man nun die Gluth unter seinen Füßen, bis die Planken von ihr barsten und er unter erschrecklichen Zuckungen, mit dem Gesichte zuerst, in die prasselnden Flammen hinabstürzte.

Die Damen von Palermo aber schlürften bei dem Schauspiele behaglich ihr Eis und ihre Sorbets, und ihre schwarzen Augen strahlten vor Vergnügen!

Das war die letzte Ketzerverbrennung, das letzte Autodafé in Sicilien — in einer Zeit, in welcher die Urgroßväter und Urgroßmütter des heutigen Geschlechtes bereits lebten, vielleicht Zeugen waren der hier erzählten grausigen Tragödie.

Verschiedenes.

Nach einem Berichte des französischen Luftschiffers Flamarion an die Akademie haben genaue Versuche über den Schall Folgendes ergeben: In der Luft hört man den Pfiff einer Lokomotive bis zu einer Höhe von 3000 Meter, das Rauschen eines Eisenbahnzuges bis 2500 Meter, einen Flintenschuß oder Hundegebell bis 1800 Meter, den Hahnenschrei oder den Glockenschall bis 1600 Meter, Orchester und Trommelschlag bis 1400 Meter, die menschliche Stimme bis 1000 Meter Höhe. Worte, die auf einer Höhe von 500 Meter gesprochen werden, sind auf der Erde noch deutlich vernehmbar, dagegen werden auf der Erde gesprochene Worte nur bis zu 100 Meter Höhe in der Luft vernommen.

Eine Riesin. Den Siamesischen Zwillingen droht in nächster Zeit eine Concurrenz zu erstehen. Eine Riesin ist aus Neuschottland in der englischen Hauptstadt eingetroffen, um aus ihrer ungewöhnlichen Leibesbeschaffenheit eine Geldquelle zu machen. Personen, die sie gesehen, rühmen gleichzeitig die ihr angeborene Grazie und Schönheit der Formen. Miß Swan — dies ist ihr Name — zählt erst 20 Jahre und mißt 8 Fuß 2 Zoll; mehrerr medicinische Autoritäten, welche diese Naturseltenheit in Augenschein nahmen, stellen ihr noch weiteres Wachsthum in Aussicht.

Räthsel.

Vier Füße hat es Früh, am Mittag geht's auf Zweien,
Und wenn der Abend kommt, behilft es sich mit Dreien.

Auflösung der Räthsels in Nr. 18:
Thor.

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 20. Donnerstag, den 11. März **1869.**

Die Müllerin.

(Fortsetzung.)

„Beruhige Dich," flüsterte Hermann seiner Braut zu, „dieser Mensch ist nicht werth, daß Du Dich seinetwegen ereiferst, er verdient nur unsere Verachtung. Ich bin unschuldig und meine Unschuld wird an den Tag kommen, so gewiß, wie auch für diesen Mann einst die Stunde der Vergeltung schlägt. — Ich werde Euch folgen," fuhr er, sich zu dem Gensdarmen wendend, fort, „ich denke, Einem schlichten Verstande wird es einleuchten, wer hier der Schuldige und wer der Unschuldige ist; besondere Maßregeln zu treffen, habt Ihr bei mir nicht nöthig, ich werde nicht so thöricht sein, durch einen Fluchtversuch den Schein der Schuld auf mich zu laden. Erlaubt nur, daß ich vorher mich ankleide."

Die Erlaubniß wurde von Seiten des Grenzjägers ertheilt, aber der Gensdarm mußte den Verhafteten begleiten und ihn mit schußfertiger Waffe scharf bewachen.

Der zweite Gensdarm blieb in der Mühle zurück, der Grenzjäger versprach, am folgenden Tage einen Wagen zur Fortschaffung der Waarenballen zu schicken.

Nach einem kurzen, schmerzlichen Abschiede von seiner Verlobten verließ Hermann, von dem Grenzjäger und einem Gensdarmen begleitet, die Mühle, um in's Gefängniß zu wandern.

Kaum hatte Anna ihre Fassung wiedergefunden, als sie den Knechten befahl, augenblicklich ihre Habseligkeiten einzupacken und das Haus zu verlassen.

„Euer Benehmen hat mir deutlich bewiesen, daß es in Eurem Interesse lag, den Verhafteten zu verdächtigen," sagte sie, als die Knechte gegen den Befehl protestirten; „hätte ich Beweise für Eure Schuld, so würde ich sofort dafür sorgen, daß sie in die Hände des Gerichts gelangten."

Die Knechte gingen, Anna blieb mit ihrer alten Magd allein in der Mühle zurück.

Die Nachricht von der Verhaftung Hermann's war kaum in das Dorf gelangt, als es sich auch schon zeigte, daß man allgemein an dem Schicksale, welches das Brautpaar so plötzlich betroffen hatte, herzlichen Antheil nahm.

Wenn auch unter denen, welche die Wittwe besuchten, um sie ihrer Theilnahme zu versichern, gar Manche sich befanden, die nur die Neugierde zu diesem Besuch bewog, so bot doch der größere Theil der Besucher sich freiwillig an, der Müllerin mit Rath und That zur Seite zu stehen. Es leuchtete Jedem ein, daß die Verhaftung Hermann's nur ein Akt persönlicher Rache des Grenzjägers war, denn Niemand bezweifelte die Unschuld des Verhafteten, und sowohl der Schenkwirth wie auch mehrere Gutsbesitzer erklärten dies ohne Scheu dem Beamten, der mit seiner Entdeckung sich brüsten und seinem Scharfsinn ein Loblied singen wollte. Anton Weber begnügte sich damit, geringschätzend die Achseln zu zucken und zu erklären, daß die Gerichtsverhandlung den Zweiflern die Augen öffnen werde; gar Mancher wisse sich den Anschein eines ehrlichen Mannes zu geben, der, bei Lichte betrachtet, ein Schurke sei.

Daß diese Erklärung böses Blut setzte, war natürlich, der Wortwechsel wurde mit jedem Tage lebhafter geführt, und da der Grenzjäger nicht allein sich allen Vernunftgründen hartnäckig widersetzte, sondern sogar dazu überging, auch die Müllerin des Einverständnisses mit den Schmugglern zu beschuldigen, so mußte er es sich selbst zuschreiben, daß man eines Abends kurzen Prozeß mit ihm machte und ihn in eben nicht glimpflicher Weise vor die Thüre setzte.

Trotz all' diesen sehr unangenehmen Erfahrungen ließ Weber sein Vorhaben nicht fallen. Die reiche Müllerin mußte sein Weib werden, selbst wenn er, um dieses Ziel zu erreichen, ein Verbrechen begehen sollte.

Die Untersuchung gegen Hermann währte nicht lange. Der Grenzjäger ging oft in die Stadt, durch ihn empfing der Untersuchungsrichter das Material zum Anklageakt.

Am Tage der Verhandlung waren fast alle männlichen Bewohner des Dorfes im Gerichtssaale. Mehrere von ihnen waren als Entlastungszeugen geladen, die Andern, unter ihnen auch Anna, wohnten als Zuhörer der Verhandlung bei.

Der Anklageakt stellte die Schuld des Verhafteten außer allen Zweifel und die Aussagen des Grenzjägers bestätigten die Punkte, auf welche die Anklage sich stützte.

Die vortrefflichen Zeugnisse, welche die Schutzzeugen dem Angeklagten gaben und die warme Vertheidigungsrede des Advokaten konnten die Richter von der Unschuld Hermann's nicht überzeugen; das Urtheil lautete auf ein Jahr Gefängniß und

Digitized by Google

Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte. Anna war gefaßt, sie erbat sich die Erlaubniß zu einer kurzen Unterredung mit ihrem Verlobten und versicherte ihn nochmals ihrer innigen unwandelbaren Liebe.

Der Grenzjäger triumphirte, der erste Schritt war gelungen, und wenn er auch noch immer vom Ziele ziemlich weit entfernt war, so durfte er doch nun wieder hoffen, es zu erreichen. Schon am Tage der Verurtheilung Hermann's erschien Anton Weber in der Mühle.

Entrüstet zeigte Anna, noch ehe er ein Wort gesprochen hatte, auf die Thüre.

„Erlaubt, daß ich diesmal Eurer Aufforderung nicht so rasch nachkomme," sagte der Grenzjäger, während er einen Stuhl vor die Thüre rückte und auf demselben Platz nahm. „Es muß klar werden zwischen uns, wir Beide müssen endlich einmal wissen, was wir von einander zu erwarten haben. Ich hoffe, Ihr habt jetzt eingesehen, daß Ihr Eure Gunst einem Unwürdigen schenktet, einem Manne, der Euch betrog, der Euch in's Elend gestürzt hätte, wenn es mir nicht rechtzeitig gelungen wäre, ihn zu entlarven."

Eine düstere Wolke glitt über die Züge Anna's.

„Das wagt Ihr, mir zu sagen?" erwiderte sie. „Ich meine doch, Eure eigene Ehre müsse Euch verbieten, die Schwelle eines Hauses zu überschreiten, in welchem Euch die Thüre gezeigt wurde. Aber freilich, Ihr seid bereits auf dem Punkte angelangt, auf welchem die Ehre nur ein todtes Wort, ein leerer Begriff ist, Ihr habt selbst Euch das Brandmal der Infamie auf die Stirne gedrückt."

„Fahrt fort, ich werde Euch nicht unterbrechen," sagte Weber gelassen. „Aber hütet Euch, in Gegenwart eines Dritten in dieser Tonart mit mir zu reden, ich würde mich genöthigt sehen, Euch den Beweis zu liefern, daß man niemals meiner Ehre ungestraft zu nahe tritt. Wenn Ihr ruhig und vernünftig darüber nachdenkt, müßt Ihr zugeben, daß Hermann Stein Eurer Liebe nicht würdig war —"

„Womit wollt Ihr das beweisen?" fiel Anna ihm mit kaltem Spott in's Wort.

„Hat nicht das Gericht ihn verurtheilt?"

„Freilich, aber ist es noch nie vorgekommen, daß ein Unschuldiger verurtheilt wurde?"

„Ihr glaubt also noch immer an seine Unschuld?"

„Ganz gewiß."

Der Grenzjäger lächelte, es war ein Lächeln des Mitleids und der Geringschätzung.

„Man glaubt, was man hofft," sagte er; „wenn erst einige Wochen verstrichen sind, werdet Ihr anders denken. Aber was Ihr auch hoffen, glauben und wünschen mögt, Anna, so viel steht fest, daß Ihr jenem Manne nicht zum Altar folgen werdet, selbst wenn Ihr Euch so weit vergessen könntet, einen bürgerlich Todten zu heirathen."

„Und ich erkläre Euch, daß binnen Jahresfrist Hermann Stein mein Gatte sein wird," erwiderte Anna ruhig. „Eure Ränke werden diese Heirath nicht verhindern können."

„Meine Ränke?" fragte Weber. „Ihr seid ungerecht, Anna, der Zufall ließ mich entdecken, daß die Schmuggler —"

„Kommt auf die Geschichte nicht zurück," unterbrach die Müllerin ihn rasch, „wenn ich an sie denke, kocht mir das Blut in den Adern. Geht — ich mag mit Euch nichts zu schaffen haben."

„Aber ich mit Euch," fuhr der Grenzjäger fort, indem er sich erhob. „Ich lasse nicht ab, Anna, Ihr müßt mein Weib werden, und ob Ihr auch jetzt Euch noch so sehr sträubt, der Tag wird kommen, an welchem Ihr Gott dankt, daß ich Euch meine Hand anbiete."

„Wenn Ihr das so sicher wißt, so wartet in Geduld ab, bis jener Tag kommt," entgegnete Anna kalt, „ich fürchte, Ihr werdet bald einsehen, daß Euer Hochmuth Euch irre geführt hat. Das aber sage ich Euch schon jetzt, wenn ich an den Thüren betteln müßte, um mein Leben zu fristen, und Ihr ließet Euch herab, mir eine sorgenfreie Existenz anzubieten, ich würde Euer Anerbieten nicht annehmen."

Die Entschlossenheit, mit der Anna diese Erklärung gab, ließ den Grenzjäger erkennen, daß er einen andern Weg betreten mußte, wenn er sein Ziel erreichen wollte. Auf dem Wege der Güte erreichte er es nicht, und daß die Gesinnungen Anna's im Laufe der Zeit sich ändern würden, ließ sich nicht erwarten.

Anton Weber dachte lange über die Mittel nach, endlich glaubte er, es gefunden zu haben.

In einer stürmischen Winternacht stand er vor der kleinen Thüre, welche er damals so rasch und leicht erbrochen hatte; auch heute gelang ihm dies, er nahm das Schloß ab und entfernte sich wieder. Kurz vor Tagesanbruch kehrte er zurück, er schraubte das Schloß wieder an und schloß die Thüre vermittelst eines Schlüssels, den er während der Nacht passend gemacht hatte.

Von dieser Nacht an verfolgte der Grenzjäger die Schmuggler eifriger, denn je zuvor, und es gelang ihm, manchen guten Fang zu thun. So behaupteten wenigstens die Schmuggler, die von Zeit zu Zeit in der Dorfschenke nächtliche Zusammenkünfte hielten. Auffallen aber mußte es, daß von all' den Ballen, welche Anton Weber konfiszirte, nicht einer an die Behörde abgeliefert wurde, und daß der Grenzjäger, sowohl in den Berichten an die vorgesetzte Behörde, wie auch im Gespräch mit seinen Bekannten stets darüber klagte, daß er schon seit langer Zeit keinen guten Fang mehr gemacht habe.

Ungefähr vier Wochen waren seit Webers Unterredung mit Anna verstrichen, als er, und zwar spät am Abend, wieder in der Mühle erschien.

„Wie steht's?" fragte er barsch. „Beharrt Ihr

Digitized by Google

noch immer bei dem Vorhaben, meine Werbung zurückzuweisen?"

„Ich begreife nicht, daß Ihr von Eurer Werbung sprechen könnt, da Ihr doch wißt, daß ich verlobt bin," entgegnete Anna ruhig.

„Verlobt mit einem Gefangenen!" höhnte Weber.

„Verlobt mit einem ehrlichen Manne, der durch die Cabalen eines charakterlosen Feindes unschuldig verurtheilt wurde!"

„Anna!"

„Für Euch bin ich Frau Kramer," fuhr Anna entrüstet fort, „Ihr habt kein Recht zu einer vertraulichen Annäherung, jedem Versuche in dieser Beziehung werde ich entschieden entgegentreten. Wenn Ihr's denn noch immer nicht wissen wollt, daß ich Euch verachte, so wiederhole ich es jetzt noch einmal, und ich verbinde damit abermals die Aufforderung, mich mit Euren ferneren Besuchen zu verschonen."

Dunkle Zornesgluth färbte das Antlitz des Grenzjägels, ein wildes, verzehrendes Feuer loderte in seinen Augen.

„Für diese Worte sollt Ihr büßen," entgegnete er, aufbrausend, „gleichviel, ob Ihr mein Weib werdet oder nicht, Ihr sollt bereuen, mir das gesagt zu haben. Denkt nicht, ich könne Euch nichts anhaben, ich bin ein gefährlicher Feind allen denjenigen, die meiner Ehre zu nahe treten."

„Und allen denen, die Eure Pläne durchkreuzen," sagte Anna, gewaltsam sich haltend. „Könnt Ihr auch mich in's Gefängniß bringen, wohlan, so thut es, ich will lieber hinter Schloß und Riegel sitzen, als Euch in's Gesicht sehen."

„Wißt Ihr auch, was es heißt, zu Kerkerhaft und Verlust der Ehrenrechte verurtheilt zu werden?" erwiderte Weber. „Wenn Ihr des Einverständnisses mit den Schmugglern überführt werdet, so hat der Staat das Recht, sich an Eurem Eigenthum schadlos zu halten, Euer ganzes Vermögen dürfte dadurch für Euch verloren gehen. Ihr verlaßt das Gefängniß als Bettlerin und ich gebe Euch mein Wort darauf, Niemand wird Euch seine Thür öffnen, wenn er erfährt, daß Ihr eine bestrafte Verbrecherin seid. Vögt Ihr hundertmal Eure Unschuld betheuern, die Menschen richten nach dem Schein, Niemand wird Eure Schuld bezweifeln."

„Und wenn dies Alles einträfe, so schlimm wäre es nicht, als wenn ich die Ehe mit Euch dem Bettelsack vorzöge," sagte die Müllerin ruhig. „Versucht, was Ihr gegen mich auszurichten vermögt, aber vergeßt dabei nicht, daß man gar oft selbst in die Grube fällt, die man Anderen gegraben hat!"

„Ihr wollt also unter keiner Bedingung meiner Werbung Gehör schenken?" fragte der Grenzjäger trotzig.

„Niemals!"

„Auch dann nicht, wenn ich Euch ein sorgenfreies Leben —"

„Spart die Worte; ob Ihr mir auch goldene Berge verspricht, sie werden mich ebensowenig bestimmen, wie Eure Drohungen. Da ich aber Grund habe, die letzteren zu fürchten, so werde ich meinen Knecht beauftragen, Euch die Thür zu zeigen, sobald Ihr noch einmal meine Schwelle überschreitet; ich mag mit Euch nichts gemein haben und mache deshalb Euch gegenüber von meinem Hausrecht Gebrauch."

Der Grenzjäger wandte der gereizten Frau höhnisch lächelnd den Rücken und entfernte sich, ohne ihre Erklärung einer Antwort zu würdigen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Reisetaube.

In keinem Landstriche Europa's sind so viele und verschiedenartige Liebhabereien, die man häusliche Passionen nennen könnte, im Schwung, als am Niederrhein, in Belgien und Holland. Eine bedeutende Stelle unter ihnen nimmt die Taubenzucht ein, und wie bei der Blumenzucht dürfen die Anwohner des Niederrheins sich rühmen, diese Passion durch Züchtung und Dressur der Brieftauben zu einer Entwicklung gebracht zu haben, die jede Concurrenz weit hinter sich läßt. Der Telegraph scheint zwar in unsern Tagen diese Art von Briefpost weit überflügelt und beiseite geschoben zu haben, und dennoch könnte mancher Wahltag in Belgien und Holland den Beweis liefern, daß Liebhaber mit ihrer Taubenpost der Geschwindigkeit des Telegraphen ein Paroli zu biegen wissen. An einem Wahltage zu Roermond wurde das Resultat der Wahl schneller durch die Taubenpost nach verschiedenen, allerdings nicht zu weit entlegenen Städten und Orten befördert, als es dem Telegraphen möglich war. Die Zeit liegt noch nicht so weit hinter uns, wo große Geschäftshäuser, ja selbst Zeitungs-Redaktionen die wichtigsten Depeschen durch die Taubenpost bezogen. Wie bei jeder bevorzugten oder zu einem bestimmten Zweck besonders in Anspruch genommenen Thiergattung, wird auch bei der Reisetaube vorzüglich auf Reinhaltung der Race gesehen. Die Züchter suchen immer diejenigen zu paaren, welche die weitesten und schwierigsten Reisen gemacht haben. So hat man Pärchen, deren Voreltern England, Frankreich, Spanien, Deutschland, Italien überflogen haben. Die ausgezeichnete belgische Race ist blau von Gefieder und röthlich melirt, seltener weiß. Die Gestalt ist feiner, zierlicher, als bei den übrigen Racen, der Schnabel nicht ganz kurz, die Schwingen länger und geschmeidiger. Das Auge ist das besondere Kennzeichen des Thieres. Der Liebhaber sagt: „sie hat ein glühendes Auge". Dasselbe glüht in der That in röthlichem Feuer. Die Dressur geht darauf aus, hauptsächlich die

Digitized by Google

Orientirungsgabe auszubilden. Die Reisen werden stufenweise, oder eigentlich meilenweise ausgedehnt; die erste Reise einer jungen Taube etwa eine Meile, die zweite zehn Meilen, die dritte dreißig oder fünfzig Meilen. Dann werden die Vögel schon in weitere Fernen, über das Meer, die Alpen geschickt. Die Vereine — in vielen rheinischen Städten, fast in allen größeren Städten Belgiens und Hollands bilden die Liebhaber Gesellschaften — haben in den entlegensten Ländern ihre Verbindungen, welche das »Auflassen« der Tauben besorgen. Jeder Vogel wird bevor man ihn fliegen läßt, abgestempelt, d. h. mit einem farbigen Siegel wird der Name des Orts und das Datum auf eine seiner Schwungfedern gedrückt. In der Stadt, in welcher sie erwartet werden, sitzt im Lokal der Gesellschaft ein Notar oder sonst ein beeideter Mann, der die Ankömmlinge einregistrirt. Man kann sich vorstellen, in welcher Aufregung die Liebhaber auf ihren Dächern sitzen und den Fliegern entgegensehen. Es handelt sich dabei oft um bedeutende Geldsummen; aber immer ist die Passion, die Leidenschaft des Liebhabers für seine Race die eigentliche Anregung. Wo eigentlich das Stammland der Reisetaube ist, wird schwer zu erörtern sein. Die Engländer haben gute Arten; in Paris datirt die Zucht von langer Hand; die Tauben auf San Marco in Venedig sind entartet. Früher, bevor der Telegraph arbeitete, hatte man es bis zu einer gewissen Organisation in der Taubenpost gebracht; Belgien aber scheint immer den bedeutendsten Ruf gehabt zu haben, und hier steht den übrigen die Stadt Verviers voran, deren Reisetauben am Niederrhein die gesuchtesten sind.

Der Brieftauben-Verein Elberfeld-Barmen beabsichtigt gemeinsam mit denen zu Solingen und Köln vom 15. April ab allwöchentlich Brieftauben auffliegen zu lassen. Das Reiseziel soll Berlin und die Tour über Schwelm, Hagen, Dortmund, Kreienfen u. s. w. genommen werden.

Verschiedenes.

Der »Figaro« erzählt folgendes Geschichtchen aus dem Leben des kürzlich verstorbenen französischen Dichters Lamartine: Eines Tages empfing Lamartine im Stadthause eine Deputation von Vesuviennes (Weibern aus dem Volke), von wildem Aussehen. Diese Bande von Megären stürmte in sein Kabinet; er erscheint vor ihnen und fragt sie um ihr Begehren. „Bürger!" nimmt die Eine von ihnen das Wort, „die Vesuviennes haben beschlossen, Dir ihre Bewunderung auszudrücken. Wir sind unser Fünfzig und haben im Namen Aller die Mission, Dich zu umarmen und zu küssen." — „Sie waren nicht schön", äußerte sich Lamartine später, als er sich an diese Scene seines politischen Lebens erinnerte, „es war ein wenig hart, sich von ihnen umarmen zu lassen." Da hatte der Dichter einen jener Einfälle, wie sie nicht selten bei ihm vorkamen. „Bürgerinnen," sagte er, „ich danke für die Gefühle, die ihr mir einflößt. Laßt euch aber Eines erwidern: Patriotinnen von eurem Schlage sind keine Frauen, sondern Männer. Unter Männern aber ist es nicht Brauch, daß man sich küßt, sondern man reicht sich die Hand." Auf diese Weise vermied Lamartine fünfzig Küsse.

Treue Freundschaft. Man schreibt aus Troppau, 1. März: Gestern Abend hat sich die 16jährige hiesige Holzhauerstochter Hoika im Verein mit einer ebenfalls noch jugendlichen Freundin, einer gewissen Sonnek, vergiftet. Es wurde festgestellt, daß beide Mädchen, in Folge des Verbots der Eltern, mit einander umzugehen, sowie anderer häuslichen Zwistigkeiten beschlossen hatten, sich gemeinsam das Leben zu nehmen. Sie hatten zu diesem Behufe von einer preußischen Gifthändlerin Rattengift in der Größe einer Bohne gekauft, dasselbe zerstampft, und um 4 Uhr Nachmittags in Suppe genossen.

Welche gemüthliche Zustände gegenwärtig auf Cuba stattfinden, wird durch nachfolgendes Geschichtchen in der „Engl. Corr." illustrirt: Sennorita Aldama, die junge Tochter eines cubanischen Rabobs, wohnte in der Loge ihres Vaters einer Theatervorstellung bei, als zufällig das cubanische Revolutionslied gesungen wurde. Da bemerkte man an der linken Brust der jungen Dame die amerikanische Cocarde mit der Umschrift: »Lang lebe die Republik Cuba«, und brach in einen wüthenden Beifallssturm aus. Die Dame erhob sich, um sich dankend zu verneigen, als eine Kugel aus dem Revolver eines Spaniers ihrem Leben ein Ziel setzte. Der Spanier wurde sofort von einem Amerikaner, der die Loge neben Sennorita Aldama inne hatte, niedergeschossen, und bald war das ganze Theater eine Scene der größten Verwirrung, als spanische Truppen erschienen, in das Gedränge hineinfeuerten und bald das Theater räumten.

Die kleinste Pfarrei der Welt dürfte wohl gegenwärtig die serbische griechisch-nichtunirte Pfarrgemeinde in Waitzen sein, da diese Gemeinde nur aus dem Pfarrer und dem Kirchendiener besteht. Die Gläubigen dieser Kirche in Waitzen sind sämmtlich ausgestorben.

Zur glücklichen Beendigung der Pariser Conferenz gab der türkische Gesandte ein großes Diner. Das Hauptgericht, welches auch die verwöhnteste Zunge befriedigte, sollen türkische Enten mit großen griechischen Rosinen gewesen sein.

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 21. Sonntag, den 14. März **1869.**

Die Müllerin.

(Fortsetzung.)

Kaum hatte der Grenzjäger die Mühle verlassen, als Anna eine Laterne anzündete. Sie wußte, daß er keine Drohungen ausstieß, ehe er die Mittel besaß, sie auszuführen, sie wußte auch, daß er zu jedem Bubenstück fähig war, wenn er durch dasselbe seinen Zweck zu erreichen glaubte. Die Vermuthung lag nahe, daß Weber seine Vorkehrungen zur Ausführung der Drohungen bereits getroffen habe, und ob diese Drohungen sich auf ein Einverständniß mit den Schmugglern bezogen, so glaubte Anna, annehmen zu müssen, er werde für ihre Schuld dieselben Beweise vorbringen, durch welche Hermann anscheinend überführt worden war.

Sie stieg in die Gewölbe hinunter und unterwarf jeden Raum einer sorgfältigen Durchsuchung, aber sie fand nichts, was ihr auffallend und verdächtig schien.

Anna beruhigte sich dabei nicht, sie durchwanderte das ganze Haus und erst, als sie die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß keine geschmuggelten Waaren in der Mühle sich befanden, glaubte sie, einstweilen den kommenden Dingen ruhig entgegensehen zu können.

Sie kehrte in die Wohnstube zurück, um ihren Gedanken über den Weg, auf welchem vielleicht die Unschuld Hermann's bewiesen werden konnte, nachzuhängen. Sie hatte die Hoffnung, diese Beweise zu finden, nicht aufgegeben, und schon oft bittere Vorwürfe sich darüber gemacht, daß sie nicht damals so vorsichtig gewesen war, die Aufmerksamkeit des Gerichts auf ihre beiden Knechte zu lenken. Durch die damalige sofortige Entlassung dieser Knechte, die seitdem verschollen waren, hatte Anna selbst sich die Möglichkeit, die Unschuld ihres Verlobten festzustellen, geraubt, sie mußte es jetzt dem Zufall oder dem Walten der Vorsehung überlassen, die Unschuld des Verurtheilten an den Tag zu bringen.

Aus ihrem Sinnen und Brüten schreckte der Eintritt eines schon ziemlich bejahrten Mannes sie empor.

Sie kannte diesen Mann nicht, und schon wollte sie, den Besuch desselben mit den Drohungen Weber's in Verbindung bringend, den Knecht zu ihrem Schutz herbeirufen, als der alte Mann sie durch die Erklärung beruhigte, er sei gekommen, um sie vor dem Grenzjäger zu warnen.

„Ich weiß, daß er darauf ausgeht, Euch zu verderben," sagte er, „wie ich auch weiß, daß Euer Verlobter unschuldig verurtheilt wurde."

„Das wißt Ihr?" fragte Anna rasch. „Könnt Ihr mir Beweise dafür schaffen?"

„Nein," erwiderte der alte Mann kopfschüttelnd, „der einzige Beweis, den ich bringen kann, ist mein Zeugniß, und das Zeugniß eines Mannes, der bereits mehrfach bestraft ist, hat keine Geltung."

„Ah — Ihr seid selbst —"

„Still! Ich sage Euch, Euer Verlobter ist unschuldig, er hat nie eine Ahnung davon gehabt, daß wir die Mühle zur Niederlage unserer Waaren benutzten. Weber muß das längst gewußt und darauf seinen Plan gebaut haben. Auch jetzt führt er etwas im Schilde, er hat in der letzten Woche Glück gehabt und manchen guten Fang gethan, aber von den confiscirten Waaren nicht einen Ballen abgeliefert; ich vermuthe, daß er sie irgendwo versteckt hat, um im geeigneten Augenblicke Euch des Einverständnisses mit uns beschuldigen und überführen zu können."

Anna hatte sich erhoben, sie stand am Fenster und blickte gedankenvoll in die Nacht hinaus.

„Wenn man darüber sich Gewißheit verschaffen könnte!" sagte sie nach einer kurzen Pause. „Vielleicht würde man dadurch Beweise erhalten, die meinem Verlobten das Gefängniß öffneten. Wir wollen offen miteinander reden. Ihr seid selbst Schmuggler, weshalb wurdet Ihr's? Aus besonderer Vorliebe für dieses gefahrvolle Geschäft, oder —"

„Ich ward es aus leichtsinnigem Uebermuth, ich wollte beweisen, daß ich keine Furcht kannte, und das Schicksal wollte, daß ich schon beim ersten Mal ertappt wurde. Nachdem ich einmal bestraft war, blieb mir kaum etwas Anderes übrig, als —"

„Wenn nun Jemand Euch einen Weg zeigte, auf welchem Ihr sicherer und leichter Euer Brod verdienen könntet, würdet Ihr der bisherigen Laufbahn entsagen?" unterbrach Anna ihn.

„Vielleicht. Aber ich glaube nicht, daß irgend Jemand mir den Gefallen erzeigen wird."

„Wohlan, so thue ich's. Wollt Ihr mir beistehen gegen den Grenzjäger und Euch meinen Bedingungen fügen, so sollt Ihr bis an Euer Lebensende bei mir im Dienst bleiben, und ich verspreche Euch, daß es ein leichter und angenehmer Dienst ist."

Der Schmuggler zögerte. „Nein," sagte er

Digitized by Google

endlich, „nehmt mir's nicht übel, wenn ich Euer Anerbieten zurückweise. Ich bin an dieses gefahrvolle Leben einmal gewöhnt, ich würde mich unglücklich fühlen, wenn ich eine andere Laufbahn betreten sollte. Aber beistehen will ich Euch, so gut ich's vermag."

„Gut, hört meinen Plan," fuhr Anna fort. „Ihr versteckt irgendwo an einem geeigneten Orte einen geschmuggelten Ballen und ich übernehme es, den Grenzjäger wissen zu lassen, daß er an jenem Orte Contrebande finden werde. Es unterliegt keinem Zweifel, daß er den Ballen holen und dahin bringen wird, wohin er die in den jüngsten Wochen confiscirten Waaren gebracht hat. Ihr werdet ihn beobachten, ihm unbemerkt folgen und mir Nachricht bringen, sobald Ihr etwas erfahren habt."

„Und was dann?" fragte der Schmuggler.

„Das Weitere wird sich finden, ich zahle Euch den Werth des Ballens und belohne Euch außerdem Eure Mühe. Da Ihr Eurem Gewerbe nicht entsagen wollt, so werde ich wohl darauf verzichten müssen, daß Ihr vor Gericht für die Unschuld meines Verlobten Zeugniß ablegt."

„Das kann Niemand verlangen," entgegnete der alte Mann kopfschüttelnd; „um ihn zu retten, müßte ich meine Kameraden verrathen und selbst den Kopf in's Loch halten. Seht zu, was sich thun läßt, wenn es Euch gelingt, den Grenzjäger zu überführen; weiter, als bis zur Entlarvung dieses Mannes, kann mein Beistand sich nicht erstrecken."

Anna. trat, nachdem der Schmuggler sie verlassen hatte, wieder an's Fenster, die Unterredung mit dem alten Manne regte ihr Denken mächtig an. Gelang es, den Grenzjäger der Ueberschreitung seiner Amtsbefugnisse, elender Machinationen und gar der Verheimlichung confiscirter Waaren zu überführen, so mußte das Gericht dem Gesuch, den Prozeß gegen Hermann zu revidiren, Folge geben. Schon am nächsten Tage wollte Anna in die Stadt gehen und mit einem tüchtigen Advokaten sich darüber berathen.

Das Licht brannte trübe, es war dem Erlöschen nahe, Anna bemerkte es nicht, in ihren Gedanken versunken blieb sie bis nach Mitternacht am Fenster sitzen.

In dem Augenblick, in welchem sie sich erheben wollte, um zur Ruhe zu gehen, sah sie plötzlich aus dem kahlen, entlaubten Gebüsch einen Mann hervortreten. Konnte Anna auch weder die Gesichtszüge noch die Kleidung dieses Mannes unterscheiden, so erkannte sie doch augenblicklich den Grenzjäger in seiner Gestalt, seiner Haltung und seinen Bewegungen. Er näherte sich vorsichtig der Mühle.

Das Licht war erloschen, Anna vermied jede Bewegung, fürchtend, durch dieselbe ihrem Feinde zu verrathen, daß sie ihn beobachtete. Sie ahnte, daß die nächste Stunde ihr die Lösung des Räthsels bringen mußte, auf welches der Schmuggler sie aufmerksam gemacht hatte.

Anton Weber schritt über den Steg, der über den Mühlbach führte, gleich darauf war er dem Blick der Müllerin entschwunden. Anna erhob sich und verriegelte die Thüre, lauschend blieb sie an derselben stehen.

Eine geraume Weile verstrich, schon vermuthete die Müllerin, der Grenzjäger habe den Weg zum Dorfe eingeschlagen, als sie vernahm, daß eine Thüre geöffnet wurde. Das Kreischen der Angeln verrieth ihr, daß es die Thüre war, welche zum Kellergewölbe führte.

Was wollte der Grenzjäger in der Mühle? Und auf welchem Wege war er hereingekommen?

Die zweite Frage hatte Anna rasch beantwortet, Anton Weber kannte ja die kleine Thüre, welche aus dem Gewölbe in's Freie führte, jedenfalls besaß er zu mehreren Thüren Schlüssel.

Auf dem Hausflur, und zwar unter der Treppe, welche in den oberen Stock führte, stand ein alter großer Schrank, der vor mehreren Jahren zur Aufbewahrung landwirthschaftlicher Geräthe gedient hatte, jetzt aber nicht mehr benutzt wurde, weil er zu unbequem war und Anna schon längst den Vorsatz hegte, ihn fortschaffen zu lassen. Die Müllerin hörte deutlich, daß die Thüre dieses Schrankes geöffnet und bald darauf wieder geschlossen wurde, sie vernahm ferner, daß der Grenzjäger sich nach kurzem Aufenthalt wieder entfernte.

Um sich hierüber Gewißheit zu verschaffen, trat sie rasch an's Fenster zurück, durch welches sie verstohlen den Weg beobachtete, auf welchem Weber gekommen war. Sie sah, daß der Beamte in das Gebüsch zurückkehrte, sie blickte ihm nach, so lange ihr Blick ihn verfolgen konnte, dann eilte sie auf den Flur, um den Schrank zu durchsuchen.

Aber der Schlüssel fehlte und unter allen Schlüsseln, welche Anna besaß, fand nicht einer sich, der das altmodische, kunstreich gearbeitete Schloß öffnete.

Anna besann sich nicht lange, sie holte Hammer und Zange und löste die Gehänge, an denen die Thüre hing.

Nach einer halbstündigen Arbeit konnte die Müllerin die Thüre ausheben. Der Schrank war mit seidenen Tüchern, Bändern, Spitzen und anderen unzweifelhaft geschmuggelten Stoffen angefüllt.

Was nun? Im ersten Augenblick wollte Anna in's Dorf zum Amtmann eilen, um ihn von der gemachten Entdeckung in Kenntniß zu setzen, aber nach kurzem Bedenken ließ sie diesen Entschluß wieder fallen.

Wer schenkte ihr Glauben, wenn sie einen Beamten der Verheimlichung confiscirter Waaren beschuldigte, wenn sie behauptete, daß dieser Beamte selbst die geschmuggelten Waaren heimlich zur Nachtzeit in ihr Haus gebracht habe, um sie des Einverständnisses mit den Schmugglern beschuldigen und überführen zu können? Niemand; man

Digitized by Google

würde ihre Anklage gegen Weber vielleicht nur für ein Mannöver gehalten haben, welches darauf berechnet war, dem verurtheilten Verlobten die Freiheit zu verschaffen.

Anna sah das ein, sie durfte sich nicht übereilen. Sie mußte rasch handeln, und doch mit der größten Vorsicht zu Werke gehen, da sie nicht bezweifeln konnte, daß der Grenzjäger sie scharf beobachtete, auch dann, wenn sie es nicht vermuthete. Sie hätte die Waaren entfernen und dadurch jeden Beweis beseitigen können, aber ihr lag daran, den Grenzjäger in die Grube fallen zu lassen, die er ihr graben wollte. Sie nagelte die Thüre wieder an und theilte am Morgen ihrem Knechte mit, daß sie den Gefangenen besuchen wolle und erst spät am Abend zurückkehren werde.

Es geschah oft, daß sie ihren Verlobten besuchte, sie schob dies heute vor, für den Fall, daß Weber sich nach dem Grunde ihrer Abwesenheit erkundigte; seinem Verdacht mußte sie vor allen Dingen vorbeugen.

Der alte Schmuggler hatte ihr gesagt, wo sie ihn finden könne; sie suchte ihn auf und beauftragte ihn, dafür zu sorgen, daß der Ballen schon in der nächsten Nacht ziemlich nahe bei der Mühle versteckt liege und der Grenzjäger davon in Kenntniß gesetzt werde.

Der Schmuggler versprach, ihren Auftrag pünktlich auszuführen, der Schenkwirth sollte die Denunciation übernehmen.

Nachdem Anna diese Anordnung getroffen hatte, eilte sie in die Stadt, die ungefähr drei Stunden vom Dorfe entfernt lag. Sie ging dort unverzüglich zu einem Advokaten, der sie, nachdem er ihren Bericht gehört hatte, zum Criminalrichter begleitete.

Man setzte in die Wahrheit ihrer Mittheilungen keinen Zweifel und versprach, sie wirksam zu unterstützen.

Im Laufe des Nachmittags lief ein Brief Weber's ein, in welchem, wie damals, um Unterstützung durch die bewaffnete Macht gebeten wurde. Der Grenzjäger schloß den Brief mit der Erklärung, daß abermals die Mühle der Schlupfwinkel der Schmuggler sei und der Staat jetzt das Recht habe, sich an dem Vermögen der Müllerin schadlos zu halten.

Der Criminalrichter, dem dieser Brief von Seiten des Gerichts geschickt wurde, damit er seine Maßregeln treffe und die Gensdarmen zur näheren Feststellung der Thatsachen begleite, schrieb sofort dem Grenzjäger zurück, daß die Gensdarmen erst am nächsten Tage dort eintreffen könnten, und daß man erwarte, er werde diesmal einen ebenso guten Fang machen, wie damals.

(Schluß folgt.)

Ein Zweikampf im Finstern.

Ein Journal aus Florida erzählt von einem schrecklichen Zweikampfe, der in einer Branntweinkneipe in Tallahassee, nach Beendigung des nordamerikanischen Krieges, stattgefunden hat.

In besagter Kneipe befanden sich am 27. April Abends zwei junge Leute im Alter von 25 bis 30 Jahren, trinkend und plaudernd. Mittlerweile erschienen in der Wirthschaft noch zwei Männer, von denen der Eine circa 40 Jahre zählte, und setzten sich neben an einen Tisch.

Auf das Geräusch, das sie hierbei verursachten, wendete sich einer der Ersteren, der mit dem Rücken gegen die Thüre saß, um, stieß, aufspringend, einen Schrei aus, und versetzte dem verzigjährigen, eben angekommenen Manne einen Schlag ins Gesicht. Die beiden andern Männer sprangen ganz verdutzt dazwischen, und es war hohe Zeit, denn schon funkelte der Revolver in der Hand des Angegriffenen.

„Warum haben Sie mich geschlagen?" fragte dieser, nachdem er zur Ruhe gebracht worden, den Angreifer. „Ich kann mich nicht entsinnen, Sie jemals gesehen zu haben."

„Das beweist nur, daß Sie ein kurzes Gedächtniß haben, Major Owen!"

„So sagen Sie mir Ihren Namen, vielleicht erinnere ich mich Ihrer."

„Ich heiße Bartlett," erwiderte dieser finster. „Bartlett, Bartlett," sagte der Major vor sich hin, wie Jemand der in seinem Gedächtnisse sucht.

„Nun denn, ich will Ihrem Gedächtnisse zu Hilfe kommen," antwortete der junge Mann kalt, „ich bin jener Südländer, den Sie erschießen lassen wollten, als Sie die Pflanzungen von Montmirail West in Brand steckten!"

„Ah, in diesem Falle begreife ich Ihren unloyalen Angriff, aber das wird mich nicht hindern, Sie zur Raison zu bringen. Damals hatte ich das Recht, Sie füsilliren zu lassen, aber Sie haben jetzt nicht das Recht, mich zu beleidigen."

„Ah so, hatten Sie auch das Recht meine Braut zu entehren?" fragte Bartlett, die Zähne knirschend, „antworten Sie, damit man wisse, daß ich ein Recht dazu habe, Sie zu tödten."

„Ah, Sie wollen mich tödten?" meinte der Major, der Frage ausweichend. „Ich widersetze mich dem nicht. Wie wollen Sie sich schlagen?"

„Mir ist es gleich, ob ich Ihnen eine Kugel durch den Schädel jage oder meine Klinge durch die Brust stoße."

„Wohlan denn, meine Herren, arrangiren Sie die Sache," sagte der Major zu den beiden anderen Herren.

Die Zeugen wollten, daß die Affaire außerhalb des Lokales vor sich gehen möge, aber das Wetter war gerade so abscheulich, und der Regen goß in Strömen, daß die Luft ganz verfinstert war. Der Inhaber des Lokales, welcher der ganzen Scene

Digitized by Google

ruhig beigewohnt hatte, trug nun, als er die Verlegenheit der Zeugen sah, denselben ein großes Zimmer im ersten Stockwerke zur beliebigen Benützung an. Da es sich um ein Duell auf Leben und Tod handelte, acceptirten die Zeugen mit Vergnügen das Anerbieten des Wirthes und formulirten sodann die folgenden Duellbedingungen: Die beiden Gegner begeben sich, Einer nach dem Andern, in das finstere Zimmer. Jeder von ihnen ist mit einem doppelläufigen Revolver bewaffnet und hat überdieß ein Bowie-Messer, mit welchem der Kampf fortgesetzt wird, falls die Revolver versagt haben sollten. Im Zimmer nehmen die Gegner beliebig ihre Stellungen ein und die Feindseligkeiten beginnen auf ein Zeichen des Wirthes, nach dem dritten Schlage an der Thür.

Nachdem diese Bedingungen festgestellt und von den beiden Gegnern unterschrieben worden waren, wurden die Waffen einer genauen Prüfung unterzogen, worauf der Wirth den Antrag stellte, daß durch das Loos entschieden werden möge, wen von Beiden er zuerst in das finstere Zimmer geleiten solle.

Das Loos entschied für den Major. Er folgte dem Führer, und die beiden Zeugen begleiteten ihn. Nachdem der Major ins Zimmer eingetreten war, begab sich der Wirth wieder hinab, um Bartlett zu holen. Zwischen den Zeugen ward es ausgemacht, daß den beiden Duellanten fünf Minuten Zeit gelassen werde, um sich in dem finstern Zimmer zu orientiren. Nach Verlauf dieser Zeit klopfte der Wirth dreimal an die Thür und eine tiefe Stille trat ein, sowohl in dem Zimmer, als draußen auf dem Gange, wo die Zeugen harrten.

So verfloß eine Viertelstunde. Da fiel plötzlich ein Schuß rasch auf den andern. Hierauf folgte ein Fußgeräusch, das andeutete, daß die beiden Kämpfer mit einander ins Handgemenge gekommen waren.

Das Geräusch dauerte aber nicht lange, und wiederum trat Todtenstille ein.

(Schluß folgt.)

Verschiedenes.

Aus München, 8. März, berichtet man der „A. Abdztg.“: In der Nacht des 23. v. M. sind in der Reichenbachstraße dahier zwei patrouillirende Gendarmen von einem jungen Manne angeredet worden, welcher ihnen anscheinend etwas Wichtiges mittheilen wollte, und, als sie sich zu ihm neigten, ihnen mit all seiner Kraft die Köpfe rasch aneinander stieß. Der Spaßmacher wurde natürlich arretirt und als der Buchhändlergehilfe Julius Höffel aus Münster erkannt, der nach Stellung einer Caution von 500 fl nach 13täziger Inhaftirung wieder aus der Untersuchungshaft entlassen und auf freiem Fuße prozessirt wurde. Derselbe stand gestern vor dem Bezirksgericht München l. d. J. unter der Anschuldigung des Vergehens der Gewaltthätigkeit. Höffel, ein 25jähriger hochstämmiger Westphale, stellte die That insoferne nicht in Abrede, als er vorgab, er sei damals so angetrunken gewesen, daß er von der ganze Geschichte nichts wisse. Die Gendarmen dagegen erzählten den Vorfall nochmals ausführlich, was unter dem zahlreich anwesenden Auditorium große Heiterkeit erregte. Der Richtersenat verurtheilte den Angeklagten wegen einer Uebertretung der Gewaltthätigkeit an öffentlichen Dienern zu 30 Tagen Gefängniß, wovon jedoch die von Höffel erlittene Untersuchungshaft in Abzug zu bringen ist, so daß er nur noch 17 Tage zu verbüßen hat.

Der A. Z. wird aus Triest, 6. März, geschrieben: Das adriatische Meer, das dieses Jahr von sporadischen Stürmen häufig heimgesucht wird, hat abermals ein Opfer verschlungen. Der schöne englische Dampfer „Cambria“, der vorigen Samstag mit einer Ueberladung von Getreide und Mehl von hier nach London abging, ist in der Nähe der neapolitanischen Küste mit der ganzen Ladung und 22 Personen untergegangen. Niemand konnte sich retten. Man machte hier schon die Bemerkung, daß der Kapitän zu viel Ladung aufgenommen und bei hoher See große Gefahr laufen würde. Die englische Waghalsigkeit und Gewinnsucht ist an den meisten Unglücksfällen schuld, welche die englischen Schiffe treffen.

Lobenswerthe Sorgfalt. Die „Allgemeine Wiener medizinische Zeitung“ berichtet Folgendes: Auf der Klinik wurde von Professor Billroth in der vorigen Woche in Gegenwart eines Schülerkreises eine Bauch-Operation gemacht. Die Operation ging in der Ordnung vor sich, der Bauch ward wieder kunstgerecht zugenäht. Am nächsten Tage starb die Patientin. Bei der von Professor Rokitansky vorgenommenen Obduktion fand man in der eröffneten Bauchhöhle einen Badeschwamm, der während der Operation benützt worden war, und dessen Entfernung unterlassen wurde!

Charade.

Mein Erstes ist ja nicht die Sonne,
Mein Zweites ist die Wahrheit nicht;
Drum geb ich oft nur trügerische Wonne,
Und stets ein ungewisses Licht.

Auflösung der Räthsels in Nr. 19:

Auf Vieren geht der „Mensch“ zuerst,
Auf Zweien nur alsdann,
Wenn's erste Paar durch seine Kraft
Das Zweit' entbehren kann;
Auf Zweien windet er sich durch
Das Lebenslabyrinth,
Und hilft mit einem Dritten nach,
Wenn altersschwach sie sind.

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 22. Donnerstag, den 18. März **1869.**

Die Müllerin.

(Schluß.)

Am Abend verließen der Richter, dessen Sekretär und zwei Gensdarmen, die letzteren in bürgerlicher Kleidung, die Stadt; Anna hatte eine Stunde früher den Heimweg angetreten.

Sie vermieden das Dorf und hielten es sogar für rathsam, einzeln und auf verschiedenen Wegen sich der Mühle zu nähern.

Anna empfing sie und führte sie in die Wohnstube, in der an diesem Abend kein Licht brannte; sie hatte gerade diese Stube gewählt, weil der Thüre derselben der Schrank gegenüberstand. Außer ihr und der Magd, der sie vertrauen konnte, wußte Niemand, daß die Herren sich in der Mühle befanden.

Um den Verdacht des Grenzjägers, im Fall dieser die Mühle beobachtete, nicht zu wecken, hielt Anna sich in der neben dem Wohnzimmer liegenden Stube auf; sie setzte sich dort eine geraume Weile an's Fenster und ging, als die Uhr elf schlug, in ihr Schlafgemach, wo sie nach einer Viertelstunde das Licht löschte. Darauf kehrte sie zu den Gästen in die Wohnstube zurück.

„Ich fürchte, wir haben die Falle umsonst gestellt," flüsterte der Richter, als die Uhr auf der Hausflur Mitternacht schlug; „ist das der Fall, so müssen wir morgen früh einen andern Plan zu entwerfen suchen."

„Geduld," erwiderte Anna, „eine Ahnung sagt mir, daß wir nicht vergeblich warten. Erinnern Sie sich, daß Sie dem Grenzjäger geschrieben haben, Sie hofften, er werde einen guten Fang machen? Ich bin überzeugt, daß er den Ballen holen und hierher bringen wird."

„Vorausgesetzt, daß er der Denunciation Glauben geschenkt und die Falle nicht gewittert hat," fuhr der Richter fort; „solche Leute haben in der Regel eine feine Nase."

Anna stand am Fenster und blickte verstohlen hinaus.

„Dort kommt er," flüsterte sie nach einer kurzen Pause, „er trägt ein Packet unter dem Arme."

Der Richter und die beiden Gensdarmen traten an die Thüre. Anton Weber hatte den Schrank geöffnet, er zog eine Blendlaterne aus der Tasche, zündete sie an und öffnete das Packet. Im Begriff, den Inhalt desselben, der aus seidenen Bändern bestand, in den Schrank zu legen, hörte er plötzlich hinter sich ein Geräusch; er wandte sich um, in demselben Augenblick umklammerten zwei kräftige Fäuste seine Arme.

„Zurück!" rief er in der Vermuthung, daß es nur die Müllerknechte seien, welche ihn anzugreifen wagten. „Seht Ihr nicht, daß ich in der Ausübung meiner Amtspflicht begriffen bin? Nehmt Euch in Acht —"

„In der Ausübung Eurer Amtspflicht?" spottete der Richter. „Hat Euch das Gericht vielleicht diesen Ort zur Aufbewahrung der confiscirten Waaren bezeichnet?"

Der Grenzjäger blickte bestürzt den Fragenden an, er ahnte, daß er verrathen war und das Spiel verloren hatte.

Wie fast alle auf der That ertappten Verbrecher hoffte auch er durch Frechheit und Trotz sich der Gefahr zu entziehen.

„Wer seid Ihr?" fragte er barsch.

„Ich bin der Criminalrichter und hier stehen die Gensdarmen, die Ihr heute Nachmittag verlangtet," erwiderte der Richter ruhig. „Ihr schriebt, wir würden in der Mühle einen guten Fang machen —"

„Und Sie sehen, daß ich die Wahrheit berichtet habe," fiel der Grenzjäger ihm in's Wort. Ich habe die confiscirten Waaren einstweilen hier niedergelegt, weil ich keinen sicheren Ort für sie fand.

„Das ist eine Lüge!" donnerte der Richter. „Ihr habt sie heimlich, zur Nachtzeit, hieher geschafft, um die Bewohner dieses Hauses zu verdächtigen, um die Beweise gegen sie zu jeder Zeit zur Hand zu haben. Die Untersuchung wird wohl auch ergeben, daß Ihr damals den Verlobten dieser Frau angeklagtet und überführtet, trotzdem Ihr wußtet, daß derselbe unschuldig war."

„Legt ein offenes Bekenntniß ab, Weber," bat Anna den finster vor sich hinblickenden Grenzjäger, „ein offenes Geständniß allein kann Eure Richter zur Nachsicht bewegen."

„Meint Ihr?" höhnte Weber, während er sich gewaltsam den Händen, die ihn hielten, zu entreißen versuchte. „Ihr habt mir die Suppe eingebrockt und zum Dank dafür soll ich sorgen, daß Euch Euer Herzblatt so bald wie möglich zurückgegeben wird? An dem ganzen Unglück seid Ihr allein Schuld; hättet Ihr meine Werbung angenommen, so wäre es so weit nicht gekommen!"

„Daß Ihr diese Infamie begangen habt, um Euren Rachedurst zu befriedigen, wird Eure Sache nicht verbessern," entgegnete der Richter streng.

Digitized by Google

„Nehmt ihm die Waffen ab und führt ihn fort; bei dem jähzornigen Temperament dieses Mannes wird es rathsam sein, daß Ihr ihn bindet."

Vergeblich sträubte der Grenzjäger sich, nach einem kurzen Kampfe sah er sich gefesselt und seiner Waffen beraubt. Der Richter nahm das Protokoll auf und entfernte sich am Morgen mit seinem Gefangenen, der, bevor er die Mühle verließ, der Wittwe einen Blick zuwarf, in welchem glühender Haß und Rachsucht sich spiegelten.

Anna eilte am nächsten Tage, vom Amtmann und dem Schenkwirth begleitet, in die Stadt, die Untersuchung gegen den Grenzäger hatte bereits begonnen.

Der Untersuchungsrichter empfing die Müllerin mit zuvorkommender Freundlichkeit.

„Die Unschuld Ihres Verlobten hat sich allerdings noch nicht vollständig herausgestellt, sagte er, „indeß ist mir schon im ersten Verhör mit dem Grenzjäger die Ueberzeugung geworden, daß Hermann Stein das ihm zur Last gelegte Verbrechen nicht begangen hat. Auch haben zwei Schmuggler, die vor einigen Tagen hier eingeliefert wurden, das Einverständniß des Verurtheilten mit ihnen in Abrede gestellt, und wenn ich auch in ihre Aussagen keine Zweifel setze, so kann ich auf der anderen Seite doch auch nicht so unbedingt an die Wahrheit derselben glauben, weil diese Leute vorgeben, sie seien zur Zeit der Verhaftung Stein's Ihre Knechte gewesen. Daraus scheint mir ein Bestreben, den Verurtheilten zu befreien, hervorzugehen, ein absichtliches —"

„Erlauben Sie, Herr Richter, als mein Verlobter verhaftet wurde, entließ ich augenblicklich meine beiden Knechte, weil sie den Verhafteten verdächtigt und dadurch in meinen Augen sich als die eigentlichen Schuldigen verrathen hatten," unterbrach Anna ihn rasch. „Wenn Sie die Güte haben wollten, diese Leute mir gegenüberzustellen, so würde ich vielleicht das Zeugniß derselben bekräftigen können."

Der Untersuchungsrichter kam ohne Zögern diesem Verlangen nach.

Die beiden Knechte erschienen, Anna theilte ihnen die Ereignisse der verwichenen Nacht mit und bat sie, die Wahrheit in Bezug auf die Schuld oder Unschuld Hermann's zu gestehen.

Sie erklärten vorab Beide, daß sie bereuten, die Schmuggler-Laufbahn betreten zu haben, und gestanden darauf, daß sie den Schmugglern die Gewölbe in der Mühle zur Aufbewahrung der Waaren angeboten hatten.

Der Untersuchungsrichter bat die Wittwe, am Abend wieder zu kommen, er wolle mit dem Präsidenten reden und hoffe, daß er ihr den Verlobten, wenn auch nur bedingungsweise, zurückgeben könne.

Wirklich händigte er ihr bei ihrem zweiten Besuch ein Schreiben an den Inspektor des Gefängnisses ein, in welchem derselbe beauftragt wurde, Hermann Stein augenblicklich zu entlassen; Anna mußte einen Schein unterschreiben, laut welchem sie sich verpflichtete, tausend Thaler an den Staat zu zahlen, wenn ihr Verlobter der spätern Aufforderung, sich vor Gericht zu stellen, nicht nachkam.

Anna eilte unverzüglich in das Gefängniß; im Triumph führte sie ihren befreiten Verlobten in das Dorf zurück.

Den Grenzjäger bemitleidete Niemand, aber man fürchtete allgemein, daß derselbe auf seine Rache nicht verzichten und sie nach gebüßter Strafe ausführen werde.

Die Untersuchung ergab Manches, was für die Schuld Weber's schwer in die Waagschale fiel, man wies ihm Betrug und Unterschlagung confiscirter Waaren nach, man bewies ihm ferner, daß er wider besseres Wissen einen Unschuldigen denuncirt und durch Scheinbeweise das Gericht irre geführt hatte; er wurde zu dreijähriger Zuchthausstrafe verurtheilt.

Vier Wochen mochten seit dem Urtheilsspruche verstrichen sein, als in der Mühle die Hochzeit Anna's mit Hermann gefeiert wurde. Es war ein heiteres Fest, das kein Mißton trübte und bei welchem viel getrunken, gesungen und sogar getanzt wurde.

Und doch lauerte in der Nähe das Verderben.

Ein Mann schlich sich, begünstigt durch den Jubel drinnen und die Dunkelheit draußen, in die Mühle. Niemand bemerkte ihn, Niemand sah, daß er rasch die Treppe hinaufstieg.

Unter dem Dache blieb er stehen, er holte eine Rolle Bindfaden aus der Tasche und leitete von einem Getreidehaufen zum andern den Faden, den er vorsichtig abwickelte; darauf ging er langsam und vorsichtig die Treppe hinunter, und zwar rückwärts, um den Faden am Geländer vorbeizuleiten.

Schon war er auf dem Hausflur angekommen, schon stand er im Begriff, den Faden anzuzünden, als plötzlich eine Thür geöffnet wurde und ein Lichtstrahl auf den unheimlichen Gast fiel, der erschreckt emporsprang und die Flucht zu ergreifen suchte.

Aber Hermann, der die Thüre geöffnet hatte, um draußen das durch den Tanz aufgeregte Blut abzukühlen, bemerkte und erkannte ihn.

Seine Hand umklammerte das Genick des Mannes, der in ohnmächtiger Wuth unter dem eisernen Griff seines Gegners sich wand.

„Schurke, was wolltet Ihr hier?" rief er. „Glaubt nicht, daß Ihr schon dem Zuchthause glücklich entronnen seid, müßte ich selbst Euch dahin bringen, Ihr werdet in Euren Kerker zurückkehren."

Die Gäste waren inzwischen herbeigeeilt; man fand den Faden und entdeckte, daß es ein Schwefelfaden war.

Was der ehemalige Grenzjäger beabsichtigt hatte, unterlag keinem Zweifel: er wollte die Mühle anzünden, und wenn dieses Vorhaben ihm gelungen

Digitized by Google

wäre, so würde bei den bedeutenden Getreidevorräthen, die auf dem Speicher lagen, das Haus bis auf das Fundament niedergebrannt sein.

Anton Weber blickte trotzig um sich, er erwiderte auf die Vorwürfe, die ihm gemacht wurden, keine Silbe.

Hermann befahl seinen Knechten, Stricke zu holen, um den Brandstifter zu fesseln, und schon standen diese im Begriff, den Verbrecher zu binden, als derselbe sich plötzlich den ihn festhaltenden Händen entriß und mit einem gewaltigen Stoß sich durch die Menge Bahn brach.

Man hatte übersehen, die Thüre zu schließen, Anton Weber war im nächsten Augenblick den Blicken der bestürzten Gäste entschwunden.

Am nächsten Tage fanden zwei berittene Gensdarmen sich ein, die zur Verfolgung des Flüchtlings ausgeschickt waren; Hermann betheiligte sich selbst bei dieser Verfolgung, die indeß nicht das gewünschte Resultat lieferte.

Anton Weber war und blieb verschwunden, aber daß er noch in der Nähe weilte und nur des günstigen Augenblicks zur Ausübung seiner Rache harrte, bewiesen die Drohbriefe, die von Zeit zu Zeit in der Mühle gefunden wurden. Niemand wußte, wer sie gebracht hatte, man fand sie in der Regel am Morgen, wenn die Knechte hinuntergingen, um ihr Tagewerk zu beginnen.

Hermann fürchtete diese Drohungen nicht, aber er traf seine Vorkehrungen, er bewaffnete seine Knechte und befahl ihnen, auf jedes verdächtige Individuum, welches zur Nachtzeit sich der Mühle näherte und der Aufforderung, sich zu entfernen, nicht sofort Folge leistete, zu schießen.

Ein Vierteljahr später erschien eines Morgens der Schenkwirth in der Mühle.

„Ich bringe eine Nachricht, die Euch interessiren und, wie ich nicht zweifle, beruhigen wird," sagte er, „Euer Feind, der ehemalige Grenzjäger Anton Weber, ist todt."

„Wißt Ihr das so sicher?" fragte Anna.

„Ich habe mit eigenen Augen die Leiche gesehen. In verwichener Nacht unternahmen die Grenzjäger ein Treibjagen auf die Schmuggler; es war ihnen verrathen worden, daß ein bedeutender Waarentransport stattfinden sollte. Es gelang ihnen, die Schmuggler zu überraschen, die Meisten ergriffen die Flucht, nur Wenige nahmen den Kampf auf. Unter diesen zeichnete Einer sich durch seine Verwegenheit und Schußfertigkeit aus, ihn nahmen die Grenzjäger zumeist auf's Korn, sie umzingelten ihn und forderten ihn auf, sich zu ergeben. Er wies die Aufforderung zurück, schlug mit dem Kolben seiner Büchse den ihm zunächst Stehenden nieder und nahm Reißaus. Von den Kugeln, die ihm nachgesandt wurden, trafen ihn drei, er sank todt nieder. Dieser Mann wurde als der ehemalige Grenzjäger Anton Weber erkannt. Heute Morgen in aller Frühe brachten die Beamten die Leiche, ich erkannte sie augenblicklich."

„So ist ein Schurke weniger in der Welt," sagte Hermann nach einer kurzen Pause. „Was er mir angethan, will ich ihm vergeben."

„Möge Gott nicht zu strenge mit ihm in's Gericht gehen," fügte Anna hinzu; „er hat hier auf Erden schwer gesündigt."

„Er hat selbst dieses Ende sich geschaffen," erwiderte der Schenkwirth, während er dem jungen Ehepaare die Hand zum Abschied reichte, „er konnte einer heiteren, gesicherten Zukunft entgegensehen, denn er besaß ein einträgliches Amt, und manche begüterte Pächterstochter würde ihm gern zum Altar gefolgt sein, aber er war ein Sclave seiner Leidenschaften, sie haben ihn auf die Bahn des Bösen geführt und auf dieser Bahn gibt's keine Umkehr. »Vorwärts!« heißt die Losung, und unter hundert Fällen ist neunundneunzig Mal das Zuchthaus oder das Schaffot das Ziel."

's Werschtel.

(Aus Karl August Woll's Gedichten.)

's isch schwer von Mittags an bis Nacht
So drucke rum zu laafe,
Drum geh' ich manchmol, wann sich's macht,
Am vier e Schoppe kaafe.
Heut waren grad bekannte Leut
Am runde Disch gesesse;
No, denk ich, guck — du kannscht aach heut
Glei was zu Owend esse.
Ich ruf de kleene Kellner her
Un trink mei Reschti inzwische;
Dann sag ich: „Schorsch, mei Glas isch leer,
Geb, hol mer noch en frische;
Dann bring mer, wie ich sunscht als hab,
E Werschtel, von de zarte —
Da — bosch en Gulde, zieh's glei ab
Un loß mich nit lang warte!"
„„Ja, ja, schun recht, im Aageblick —
's kumm: frisches aus'm Keller!""
Er geht un kummt dann aach zurück,
E Werschtel uf'm Deller.
Do war le Stückel Haut meh druff,
Verreppt, verfett, verrisse —
„Nä", sag ich, „do hört Alles uff,
Des hot die Katz verbisse!"
Ich hab de Kellner angeguckt
Un loss en nimmeh springe —
„Was, sag' ich, Kerl, du bischt geschuckt,
Wie kummer so was bringe?"
„„Ja, sehn se," sagt er, „des isch schad —
Un lacht aach noch, des Werschtel —
Sie hän doch vorhin selbscht gesoht:
Zieh's a glei ab, des Werschtel!""

Ein Zweikampf im Finstern.

(Schluß.)

Den Zeugen sowie dem Wirthe perlte der Angstschweiß von der Stirne und ihre Spannung war außerordentlich. Plötzlich fiel abermals ein Schuß — man hörte einen Fall, und es mußte entweder der Major oder Bartlett gestürzt sein. Man hörte noch das Kreuzen beider Klingen für einen Augenblick, und Alles war beendet. Kein Laut erscholl mehr aus dem Innern des Zimmers.

Digitized by Google

Da erst drei Schüsse gefallen waren, so warteten die Zeugen noch auf den letzten. Eine Viertelstunde verfloß und nichts ließ sich hören — kein Lebenszeichen ließ sich aus dem Zimmer vernehmen. „Wenn in fünf Minuten der Schuß nicht fällt, so treten wir hinein," meinte der Wirth.

Die fünf Minuten verstrichen und der Wirth trat den Zeugen mit einer Kerze in der Hand voran. In der Mitte des Zimmers lagen die beiden Gegner ausgestreckt, einer über den andern. Der Major lag unten, mit durchschossener Brust und sechs Messerstichen im Leibe.

Bartlett hatte das Bewußtsein verloren, aber er lebte noch. Von den beiden Kugeln seines Gegners hatte eine seinen linken Schenkel, die andere den Bauch getroffen. Ueberdies hatte er am Leibe und am Halse zwei tiefe Stichwunden. In seinem Revolver war noch ein Schuß. Die Waffe lag etwa drei Schritte von ihm, während der Major den Revolver noch in der linken Hand hielt, weil er ihn wahrscheinlich als Schild benützt hatte. Der Arzt, den man sofort rufen ließ, erklärte, daß keine der Wunden Bartletts tödtlich seien. Der junge Mann wurde verbunden und war bereits Tags darauf so weit bei Kräften, daß er den Hergang des Kampfes und die Ursachen desselben erzählen konnte.

Im finstern Zimmer angekommen, war er auf dem Fußboden leise herumgekrochen, um den Gegner zu entrecken. Das Signal war bereits gegeben, ohne daß er zu einem Angriff gelangt wäre. Auf Händen und Füßen weiterkriechend erwischte er endlich einen Schenkel seines Gegners, worauf er sofort aufsprang. Der Major feinerseits hatte sich losgerissen und Feuer gegeben. Bei dem Blitzen des Schusses hatte er Bartlett gerade vor sich gesehen und drückte daher sofort das zweite Mal ab.

Der junge Mann aber wollte trotz seiner Wunden seine Taktik nicht aufgeben. Er legte sich platt auf und drückte das Ohr hart an den Fußboden. Den Platz wechselnd, fühlte er den Feind zu seiner Rechten, er drückte los und traf den Gegner mitten in die Brust. Doch dauerte der Kampf auf Messer fort, bis Bartlett den Major tott wußte. Darauf versuchte er sich zu erheben, fiel jedoch bewußtlos wieder zurück.

Sein Haß gegen den Major datirte aus vergangener Zeit. Während des amerikanischen Bürgerkrieges kam einmal Bartlett, der in der Südarmee als Arzt diente, zum Besuche seiner Braut auf die Pflanzung von Montmirail-West.

In der Nacht wurde die Pflanzung durch ein Detachement, welches der Major commandirte, genommen. Bartlett, der einen Fluchtversuch machte, wurde gefangen, und der Major befahl ihn zu erschießen. Doch ließ er sich durch die Bitten der schönen Braut erweichen. Nach einiger Zeit aber kam er auf seine frühere Idee zurück, ließ die Pflanzung in Brand stecken und wollte Bartlett erschießen lassen. Dieser hatte sich jedoch mittlerweile geflüchtet.

Während der paar Stunden seiner Haft, hatte aber der Major die Braut Bartletts in einer so haarsträubenden Weise behandeln lassen, daß sie vierzehn Tage darauf den Geist aufgab.

Als der Krieg beendet war, gab sich nun der junge Arzt alle Mühe, um den Major, der mittlerweile die Armee verlassen hatte, aufzufinden, um an ihm Rache zu nehmen. Er bereiste ganz Europa, ohne ihn zu treffen, und schon hatte er jede Hoffnung aufgegeben, als der Zufall ihn in die Schenke von Tallahassee führte, wo er den Major tödten konnte.

Verschiedenes.

Aus Regensburg, 3. März, wird der A. Z. geschrieben: Vor einigen Tagen erregte dahier die Auffindung eines Familienschatzes die Aufmerksamkeit des Publikums und namentlich der Kunst- und Alterthumsfreunde. Bei dem Abbruch eines wohl vier- bis fünfhundert Jahre alten Hauses fand man in dem oberen Steckwerke unter einer Wendeltreppe eine sorgsam versteckte Kiste, welche eine größere Anzahl kostbarer Tafelgeräthschaften von Silber und sehr reich vergoldet enthielt. Acht Pokale und sechs Kannen in getriebener Arbeit wetteifern mit einander um den Preis des Vorzugs, Tafelaufsätze verschiedenster Façon sind Repräsentanten einer hohen Kunstfertigkeit, eine große Anzahl von Löffeln, Messern und Gabeln, Frauentaschen, Petschaften und sonstigen Utensilien, Alles ächt von vergoldetem Silber, beseitigen allen Zweifel, daß wir die Kostbarkeiten einer wohlhabenden Familie so vollkommen vor uns sehen, wie es nur selten der Fall sein dürfte. Die sämmtlichen Gegenstände sind Erzeugnisse der schönsten Renaissance, und von einigen steht es fest, daß sie in Regensburg, von andern, daß sie in Augsburg gefertigt wurden. Viele derselben tragen Wappen an sich, andere sind mit Hausmarken versehen, einige zeigen auch Jahreszahlen, deren jüngste das Jahr 1626 ist. Wegen Verschiedenheit der Zeichen ist es noch unbestimmt, welcher Familie der Schatz angehörte, doch wird sich dieß jedenfalls bestimmen lassen, zumal sich auch Urkunden in der Kiste fanden. Aller Wahrscheinlichkeit nach sind die Kostbarkeiten zur Zeit des dreißigjährigen Krieges, von dessen Schrecken ja auch unsere Stadt (1634) nicht verschont blieb, in das sichere Versteck gebracht worden, aus welchem sie auf's Beste erhalten nun erst nach beiläufig 230—240 Jahren hervorgezogen wurden. — Seit der Zeit dieses werthvollen Fundes ist in Regensburg eine wahre Fundsucht ausgebrochen; wer immer ein altes Haus besitzt, der klopft beständig an den Mauern und horcht mit gespitzten Ohren, ob er nicht einen hohlen Klang vernimmt, der ihm einen verborgenen Schatz anzeigt.

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kapfer in Kulmbach.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 23. Sonntag, den 21. März **1869.**

Vor der rechten Schmiede.*)

Von L. H. Hauber.

Wie König Ludwig I. von Bayern liebte, mit Leuten aus dem Volke sich zu unterhalten, darauf ist schon in vielen größeren und kleineren Mittheilungen hingewiesen worden. Auch folgende Thatsache, welche mir von dem betheiligten Bauer und Wirth Zapp von Moorlautern bei Kaiserslautern wahrheitsgetreu vor Jahren erzählt worden ist, verdient bekannt zu werden. Zapp erzählte sie mir in seiner biedern Westricher Art wie folgt:

„Als nach dem »Durcheinander« vom Jahre 1849 die vielen Bayern in Lautern lagen, da kamen eines Sonntags von der Stadt aus eine Masse Soldaten. Viele hatten ihre »Bekanntschaften« bei sich. Einer auch eine Cither, ein Anderer eine »Vigeline.« Sie kehrten in meiner Wirthschaft ein, gingen in meinen Tanzsaal und machten sich mit ihren Mädelchen mit Gesang und Tanz eine ganz anständige Sonntagsplaisir. Gegen Abend bekamen's Einige in den Kopf und wollten Streit anfangen. Sie wurden aber bei Zeiten von den Andern entfernt. Nun liefen diese aus Neid und Zorn nach der Stadt und zeigten dem Commandanten dort an, es wär' Schlägerei bei mir unter den Soldaten. Der schickte nun gleich eine starke »Patrole« und ließ die lustigen Gäste aufheben. Das wär' nun, wenn's auch auf falschen Bericht hin geschehen, für die Leute doch zu verschmerzen gewesen, denn sie hatten ihr Vergnügen gehabt und wären so wie so heimgegangen. Einige Tage darauf aber wurde mir vom Landkommissär in Lautern zugeschickt, daß ich wegen »unerlaubter militärischer Tanzunterhaltung, verbunden mit Cither, Vigelin und Rauferei« auf drei Jahre lang keine »Spielzettel« mehr bekäme und so wurde es auch gehalten. Das war für mich sehr hart, denn erst kurz vorher hatte ich mir einen kleinen, kostspieligen Tanzsaal bauen lassen, den ich nun gar nicht benutzen durfte. Ich ließ mir wohl für gutes Geld verschiedene Bittschriften an's Amt und an die Regierung machen, aber immer wurde mir der „Spielzettel« rundweg abgeschlagen.

Da gab mir ein guter Freund, der Deputirte Hack aus Lautern, den Rath: Zapp, sagt' er, der König Ludwig ist jetzt wieder in der Pfalz, zu dem ging ich an Deiner Stell'! Du erzählst ihm die ganze Sach', wie sie sich zugetragen hat, und wirst sehen, Du kommst zu Deinem Recht. — Das Ding ging mir ein paar Tag' im Kopf herum, endlich hab' ich mich entschlossen und machte mich auf den Weg nach dem Schlosse Ludwigshöh'. Meinen Leut' aber verbot ich's zu sagen, wo ich hin wär'. Wenn's nichts nützt, dacht' ich, soll dich doch auch Keiner auslachen. Mit der Eisenbahn geht's rasch vom Fleck und so war ich schon bei Zeit Morgens in Edenkoben. Ich kehrte im »Schaf« ein und erkundigte mich bei der »Wirthsmamsell«, die allein im Zimmer war, ob ich zum »König Ludwig Majestät« auf seinem Schloß droben kommen könnt', ich hätt' eine Bittschrift für ihn u. s. w. Wie ich nun so im Gespräch mit der Mamsell war, da kamen drei vornehme Herren in das Zimmer; ich hielt sie für geistliche Herren. Dem Einen »pisperte« die Mamsell etwas, was ich nicht verstehen konnte, aber sie guckte mich dabei so »schalkig« an, daß ich's merken konnte, sie spreche von mir. Da kam der Herr zu mir und redete mich gar freundlich an, woher ich käme und was ich hier zu schaffen hätt'. Einmal angefangen, mußte ich ihm die ganze Sach' erzählen. Der Herr und seine »Kameraden« lachten an einem Stück, sie machten mir aber Muth und sagten, ich solle dem »König Ludwig Majestät« nur Alles ungenirt grad so erzählen, wie ihnen, dann ging's gewiß auf. — Die Herren aßen dann noch ein wenig und gingen dann wieder fort und ich machte mich bald nachher auch auf den Weg nach dem Schloß. Als ich droben ankam und klingelte, da machte man mir das Thor so weit auf, daß man mit einem Heuwagen hineingekonnt hätt', und führte mich in ein großes schönes Zimmer zu einem »militärischen Herrn.« Ich hätt' geschworen, es wär' der nämliche Herr, der mir drunten so freundlich zugesprochen, aber in den militärischen Kleidern war er doch wieder anders. Ich machte ihm mein »Kumblement« und fragte ihn, wie ich ihn dann eigentlich »titteleren« sollt', General oder Adjutant? (So was hatt' mir das Mädel drunten beim Fortgehen gesagt.) Sagen Sie nur Adjutant! sagt' er. Ich sag' ihm: Herr Adjutant! Sind Sie so gut und rufen mir den »König Ludwig Majestät« ein Bischen heraus. Ich komme weit her und habe „schlimme Affaire« und wollt' ihm nun die ganze Sach' erzählen und ihn um ein gut Wort bitten beim alten Ludwig; da sagte er: Ihre Sach' ist mir nicht unbekannt, warten Sie hier, bis ich Sie rufe, und ließ mich allein. Bald

*) Aus dem Unterhaltungsblatt des „Dürkheimer Anzeiger."

Digitized by Google

hör' ich in der »Nebenstub'« ein »Lachen und Kichern« von Manns- und Weibsstimmen durcheinander. Die haben's gewiß mit dir, dacht' ich und wissen nicht, wie dir's ist. Ueber einmal ward's ruhig.

Der Herr Adjutant kam heraus und winkte mir und als ich zu ihm kam, drückte er mich grad zur Thür hinein in die andere Stube. Ich stand vor'm »König Ludwig Majestät!« Vor 30 Jahren halt' ich ihn gesehen, wie er mit seiner Frau im Rheinkreis auf'm »Einsiedel« zwischen Lautern und Landstuhl war. Ich hätt' ihn aber nimmer gekannt, er ist seitdem sehr alt geworden aber doch noch »gerascht.« Ich wollt' ihm nun meine Bittschrift hinreichen, aber er führte mich auf ein „Kannebett« (Sopha), setzte sich neben mich und sagte: Erzählen, lieber Freund, erzählen! Ich sagte: Lieber König Ludwig Majestät! Ich hab' schlimme Affaire! Wegen einem Bischen militärischer Tanzunterhaltung mit einer unschuldigen Zither bekomme ich seit Jahren keinen Spielzettel mehr — und nun erzählte ich ihm aus »freiem Herzen« Alles, wie's gegangen ist. Der gute liebe alte Herr lachte manchmal laut auf. Dann sagte er, wie ich fertig war: da hättet Ihr Euch sollen eine Schrift machen lassen an die Regierung! Ich sagte: Lieber König Ludwig Majestät, das hab' ich Alles gethan; aber da verklagt man den Teufel bei seiner Großmutter. Auf dieses Wort hin hat der König den Bauch gehalten und gelacht und ich mußte es ihm noch einmal sagen. Nach einem Weilchen sagte er: Ja, guter Freund, ich kann da nichts machen, ich bin ja nicht mehr König. Ihr habt mich ja nicht mehr gewollt. — Glauben Sie das bei Leibe nicht, König Ludwig Majestät, sagt' ich: Wenn Sie mich gefragt hätten, hätten Sie das »Regent« nicht niedergelegt. Glaub's Euch, glaub's Euch, sagte der König und ich fuhr fort: Wissen Sie, König Ludwig Majestät, wenn Sie auch im »Vorbehalt« sitzen, es hat doch noch Kraft, was Sie sagen. Er lachte herzlich und sagte: Nun, Freund, wir wollen's dann 'mal probiren. Jetzt gehen Sie zu Ihrem Landkommissär nach Kaiserslautern zurück und sagen ihm einen schönen Gruß von mir und er möge Ihnen einen „Spielzettel" ausfertigen lassen. Herr v. Pretl kennt mich und wird mir wohl den Gefallen thun. — Das wär' so weit recht, König Ludwig Majestät, sagt' ich, aber mit dem hab' ich schon so viel „Zores" gehabt, der glaubt mir's am Ende nicht — wenn Sie so gütig wären und gäbeten mir's ein Bischen schriftlich. Der gute alte Herr lachte herzlich und sagte: Braucht's nicht, wird auch so gehen. Wenn nicht, so kommt Ihr wieder, oder laßt mir durch Euern Schullehrer schreiben, so wollen wir sehen, wie wir's dann anpacken.

Nun gab mir der „gute, alte Ludwig" noch 's Geleit bis an die Hausthür und sagte mir so herzlich Adieu, wie mir's mein Lebtag Keiner meines Gleichen gethan hat. Jetzt hast du einen Hinterhalt, dacht' ich, ging in's „Schaf" hinunter, bezahlte meine Zeche und schnurstracks nach Lautern zum Landkommissär. Es war an einem Dienstag und gerade Fruchtmark.

Ich klopf' an. Herein! — Was hat denn der Zapp schon wieder? Hab's Euch doch schon so oft gesagt, mit dem Musikhalten in Moorlautern geht's nicht! Ich sagte: Doch! Herr Landkommissär. Einen schönen Gruß vom König Ludwig Majestät und Sie möchten so gut sein und mir einen Spielzettel schreiben. Der König sagt: Er kenne Sie ganz gut und Sie dürften ihm schon auch 'mal einen Gefallen thun. Wenn Sie aber nicht wollten, so soll ich ihm ein paar Zeilen schreiben, dann würde er's anders anpacken. Zapp, seid Ihr närrisch geworden, sagte der Landkommissär, und es kam mir vor, als wollt' er es nicht recht glauben, daß ich beim alten Ludwig gewesen. Ich mußte ihm Alles haarklein erzählen. Darauf sagte er: Zapp, Ihr habt Eure Sach' gar nicht schlecht gemacht. Sagt Eurem Bürgermeister Klein, er solle Euch den Spielzettel ohne Weiteres ausstellen. Wenn der's aber nicht thut? frag ich. Dann kommt Ihr zu mir, sagt' er, er wird's aber schon thun!

Adieu, Herr Landkommissär, sagt' ich und ging herunter nach der Fruchthalle. Dort begegnete mir der Bürgermeister. Nun? frug er, wie ist Dir's gegangen beim König? Deine Herrschaft hat ein End', sagt' ich; Du hast mich lang genug gedrückt. Jetzt schreibst Du mir — der Commissär hat's befohlen — „auf der Stell" einen Spielzettel! Er muß schon „Wind" von der Sach' gehabt haben, denn er nahm — „aus freien Stücken" — ein Blättchen Papier aus seiner Brieftasche und schrieb in der Halle auf einem Fruchtsack die Worte darauf: „Zapp kann den nächsten Sonntag Kirchweihmusik halten." Nun erst war ich meiner Sach' ganz sicher und traf alle Anstalten zu unserer Kirchweih, die die schönste in meinem Leben geworden ist.

Drum sag' ich immer, wenn Einer eine gerechte Sach' hat, dann nur gleich „vor die rechte Schmied'."

Die Resultate der letzten Volkszählung

sind nunmehr vollständig bekannt, und durch deren Veröffentlichung durch das statistische Bureau in München ist es möglich geworden, einige interessante Zusammenstellungen und Vergleichungen zu machen, und ist hiebei besonders die Bevölkerung der Fläche, welche sie bewohnt, gegenübergestellt.

Im ganzen Königreiche wohnen durchschnittlich 3413 Seelen auf einer □Meile. Von den einzelnen Kreisen ist die Pfalz am dichtesten bewohnt, es bewohnen hier 6580 Seelen eine □Meile. Auf die gleiche Fläche kommen

in Oberbayern	. . .	2552 Seelen,
„ Niederbayern	. . .	3004 „
„ Oberpfalz	. . .	2755 „

Digitized by Google

in Oberfranken	. . .	4137 Seelen,
„ Mittelfranken	. . .	4157 „
„ Unterfranken	. . .	3760 „
„ Schwaben u. Neuburg		3285 „

In der Pfalz selbst differirt die Dichtigkeit der Bevölkerung im Verhältniß zum Gesammtdurchschnitte bedeutend, und liefern die deßfallsigen Berechnungen wirklich überraschende Resultate; wenn wir die einzelnen Kantone gegenseitig vergleichen, so bewohnen eine □Meile im

1)	Kanton	Landau . . .	9854 Seelen,
2)	„	St. Ingbert . .	9370 „
3)	„	Speyer . . .	9136 „
4)	„	Ludwigshafen .	8866 „
5)	„	Frankenthal . .	8579 „
6)	„	Grünstadt . .	8555 „
7)	„	Edenkoben . .	8283 „
8)	„	Neustadt . . .	7193 „
9)	„	Germersheim .	6900 „
10)	„	Bergzabern . .	6899 „
11)	„	Zweibrücken . .	6678 „
12)	„	Dürkheim . . .	6361 „
13)	„	Lauterecken . .	5492 „
14)	„	Bliesfastel . .	5473 „
15)	„	Obermoschel . .	5176 „
16)	„	Kandel . . .	5157 „
17)	„	Kusel	5111 „
18)	„	Waldmohr . .	4966 „
19)	„	Kaiserslautern .	4940 „
20)	„	Wolfstein . . .	4927 „
21)	„	Otterberg . .	4922 „
22)	„	Homburg . . .	4889 „
23)	„	Winnweiler . .	4835 „
24)	„	Kirchheimbolanden	4835 „
25)	„	Landstuhl . . .	4666 „
26)	„	Rockenhausen .	4535 „
27)	„	Göllheim . . .	4254 „
28)	„	Hornbach . . .	4236 „
29)	„	Pirmasens . .	4225 „
30)	„	Annweiler . .	3142 „
31)	„	Waldfischbach .	2663 „
32)	„	Dahn	2240 „

Die Militärbevölkerung ist nirgends mitgezählt, da sich dieselbe nicht ständig am Garnisonsorte aufhält und ein unrichtiges Verhältniß gegenüber anderen Gegenden geben könnte, die keine Garnisonsplätze haben.

In ganz Oberbayern erreichen nur wenige Landgerichte eine Bevölkerung von 4000 Seelen (per □Meile), kommen also noch nach dem erst sub Ziff. 29 aufgeführten Kantone Pirmasens. Im Landgerichte Werdenfels kommen nur 674 Seelen auf eine □Meile! Oberbayern, welches auf 309,59 □Meilen 790,137 Seelen zählt, würde eine Bevölkerung von 1,758,471 Seelen (das ist 122 % mehr) haben, wenn es so dicht bewohnt wäre, als die Pfalz! In ganz Bayern wohnen auf 1377,78 □Meilen 4,708,649 Seelen, aber nach dem gleichen Verhältnisse würde es 7,825,566 Seelen = 66 % mehr sein. (Fr. Wchbl.)

Verschiedenes.

Theure Hosen. Es war in einer der jüngst vergangenen Nächte, der Regen floß in Strömen, als es nach 2 Uhr an dem Thore eines großen Gasthofes in Breslau läutete. Es wurde geöffnet. Ein Herr in weitem Mantel, welcher in einer Droschke saß, frug, ob er ein Zimmer erhalten könne. „Zu Befehl!“ und der schlaftrunkene Portier führte ihn hinauf. „Morgen früh 6 Uhr den Barbier und Kaffee — um 7 Uhr reise ich ab.“ — „Zu Befehl! Wünsche wohl zu ruhen.“ — „Gute Nacht.“ — Am andern Morgen zur Zeit kam Barbier und Kaffee und der Hausknecht holte die Sachen zum Reinigen. Nach einer halben Stunde läutete es lebhaft in dem Zimmer des Fremden. Kellner fliegen hinauf. „Meine Sachen!“ Der Kellner eilt auf den Korridor und brüllt in den Hof hinunter: „Johann! die Sachen auf Nummer 43!“ — „Gleich!“ — Wieder eine kurze Ruhe und darauf ein Klingelgeläs, als sollte sie abgerissen werden. Drei Kellner stürzten auf einmal hinauf. „Meine Beinkleider!“ Wieder gehts in den Korridor, wieder heißt's: „Johann, die Hosen auf 43!“ und wieder erschallt das mechanische „Gleich!“ Das Drängen nach den Beinkleidern von Seiten des Gastes wird immer ernster, die Kellner gehen nicht mehr, sie fliegen schon; endlich kommt der Zimmerkellner mit der schüchternen Erklärung: „Der Hausknecht habe von Nummer 43 keine Beinkleider genommen.“ Der Gast schien erstaunt; „Das ist eine schöne Wirthschaft; bin ich etwa ohne Beinkleider gekommen? Der Wirth!“ — Auch dieser erscheint und läßt sich die Sache ruhig vortragen; sie ist ihm ein Räthsel, er bietet aber dem Gaste ein paar neue Beinkleider an. — „Ach was, neue Beinkleider — die Beinkleider sind das Wenigste, aber die Börse mit 21 Friedrichsd'or, 7 harten Thalern und Kleingeld hat darin gesteckt.“ Der Wirth wird blaß, großer Aufruhr im Gasthof. Nachsuchung, Alles umsonst — die Beinkleider und Börse sind fort, der Fremde fängt an, unangenehm zu werden. Der Ruf des Gasthofes steht auf dem Spiel und der Wirth bietet alles Mögliche auf, den Fremden zu beruhigen. Eine Auswahl guter Beinkleider ist schnell aus dem nächsten Kleiderladen geholt, der Wirth bittet den aufgebrachten Gast, die räthselhafte Geschichte zu verschweigen und ersetzt ihm Börse und Hose bei Heller und Pfennig. Nach vielem Zureden verspricht der Fremde zu schweigen, zahlt seine Rechnung und reist ab.

Andern Tags kam der Wirth auf einem Spaziergange zu einem befreundeten Weinhändler und läßt sich unter Bekannten am Stammtische nieder. Man plaudert, als plötzlich einer der Gäste zum Wirth gewendet anhebt: „Sag' einmal, was stellt denn das vor, Du legst wohl hier eine Trödelbude an? Da hängen nun schon seit gestern ein paar alte, schäbige Beinkleider.“ — „Ja, damit ging

Digitized by Google

mir's eigen," sagte der Weinhändler. „Denkt Euch, kommt vorgestern ein Kerl hierher, ißt und trinkt und als es zur Bezahlung kommt, hat der Lump kein Geld. Morgen, sagt er. Ich wollte nun irgend ein Pfand, er hatte einen großen Mantel bei sich, nein, er zieht sich die Beinkleider aus, läßt sie als Pfand zurück und soll noch wiederkommen." — „Wie sah er denn aus?" frug kleinlaut unser Gastwirth. — Die Beschreibung paßt sehr genau. — „Nun, dann bin ich der Genarrte, die Hosen kosten mich 137 Thaler."

Rattenhetze. Jagdliebhaber werden nicht ohne Vergnügen von einer Rattenhetze hören, welche in vergangener Woche zu Lille stattfand. Ein Pariser hatte 200 in den Abzugskanälen der Hauptstadt gefangene Ratten lebendig dorthin befördert. Alle Besitzer von Dachshunden in der Gegend waren bereits vorher in Kenntniß gesetzt und versammelten sich mit ihren Thieren in einem Gasthause. Es handelte sich darum, zu erfahren, in wie viel Zeit ein Hund 90 Ratten tödten könne. Man wettete auf eine halbe Stunde, 25 oder 20 Minuten. Ein Hundebesitzer verlangte für seinen Dachshund nur eine Viertelstunde und fand natürlich viele, welche die Wette hielten, von der sie überzeugt waren, daß er sie verlieren müsse. — Ein zu dem besonderen Zwecke eingerichteter Park nahm die Ratten auf, dann ließ man den Hund hinein. Sogleich begann der Kampf; so oft er zuschnappte, war eine Ratte kampfunfähig gemacht. Nur zuweilen, wenn ihn acht oder zehn der Thiere auf einmal von allen Seiten angriffen, zauberte er einen Augenblick, zweifelhaft, welcher er zuerst das Genick brechen sollte. Nach acht Minuten war keiner der Feinde mehr unverwundet. Nun machte sich der Sieger daran, die Invaliden vollends tott zu beißen, und zehn Minuten nach Beginn des Kampfes bedeckten nur noch die Leichen der Ratten den Platz. Für den Hund wurden fabelhafte Preise geboten, ohne daß der Besitzer ihn abgegeben hätte.

Ein Kaufmann in Marseille hat gefunden, daß die bisher als werthlos betrachteten Hopfenranken eine ausgezeichnete Papiermasse liefern und von einer Papierfabrik 100,000 Frcs. für seine Erfindung, sowie Antheil am Geschäfte erhalten.

Ein Mordversuch. Eine abscheuliche That wurde von einem dreizehnjährigen Menschen dieser Tage in Wien verübt. Der Lehrling Ludwig Kittler beim Ledergalanterie-Fabrikanten Ignaz Riederer bedienstet, hat seinen Lehrherrn zu vergiften versucht, indem er in das Bier, das er Abends für ihn geholt hatte, sogen. Silberwasser (Chankali, Silber und Wasser) goß, und diese Mischung seinem Lehrherrn vorsetzte. Herr Riederer genoß von diesem vergifteten Bier, und bekam sogleich Erbrechen, worauf man auf das trübe Aussehen des Bieres aufmerksam wurde. Der Bursche, über die Ursache dieser Erscheinung befragt, gestand sofort seine That ein und setzte noch hinzu, daß er auch das Trinkwasser vergiftet habe, indem er in den Krug, in dem sich dasselbe befand, ebenfalls Silberwasser gegossen hatte. Zum Glücke hat aber Niemand davon getrunken, so daß die Familie vor einem großen Unglück, das leicht hätte eintreten können, nur durch einen Zufall gerettet wurde. Als Ursache des an seinem Lehrherrn versuchten Mordes gab er an, daß er in eine andere Lehre habe kommen, und deshalb Herrn Riederer habe tödten wollen. Der Verbrecher wurde dem Landesgericht übergeben.

Treuherzige Antwort. Bei einer Schulvisitation fragte ein Lehrer unter Anderm auch einen Knaben: Was war Pilatus?

Knabe: Ein Richter.

Lehrer: Recht so, mein Sohn. Aber war es denn ein gewöhnlicher Richter, so wie z. B. unser Richter im Dorfe?

Knabe: Nein.

Lehrer: Nun, was war er denn für ein Richter?

Knabe: Ein Scharfrichter.

Ein versunkenes Schiff. Im Jahre 1797 verließ die englische Fregatte „The Lutini" London in der Richtung nach Hamburg mit einer reichen Ladung, die zur Unterstützung der Hamburger Börse, sowie der in Hamburg liegenden Truppen bestimmt war. Für letzteren Zweck waren 140,000 Guineen an Bord; die übrige Ladung war bei Lloyds für 900,000 Pfd. Strl., in Hamburg für 160,000 Pfd. Strl. versichert und bestand aus Gold- und Silberwaaren, wie aus Kunstgegenständen ꝛc. Auf der Reise fank „The Lutini" bei der Insel Ter Schelling. In der ersten Zeit lag die Fregatte noch sichtbar, und es gelang mittelst Zangen ꝛc. circa anderthalb Millionen holländische Gulden Werth herauszubekommen. Später versandete die Fregatte und im Jahre 1821 wurden zuerst Versuche gemacht mit einem Aktienkapital den Schatz zu heben. Das Kapital ging ohne Nutzen verloren. 1857 unternahm ein Herr L. Taurel das Heraustischen mit ziemlichem Erfolge, so daß er das ursprüngliche Kapital zurückzahlen konnte und noch einen Gewinn von 60 pCt. hatte. Jetzt haben die bedeutenden Erfindungen der Neuzeit seit 1867 zu einem neuen Versuche ermuthigt. Ein Herr Ter Mueten in Amsterdam hat eine Anleihe von 30,000 fl. abgeschlossen und die nöthigen Taucherapparate und ein Dampfschiff angeschafft, wodurch der Schatz, welcher noch immer im Sande liegt, bis Ende 1870 geboben sein soll.

Auflösung der Charade in Nr. 20:
Mondschein.

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 24. Donnerstag, den 25. März **1869.**

Der Brunnen von Marston Hall.

Frei nach dem Englischen der Catherine Crowe.
Von Rudolph Müldener.

Marston Hall war zur Zeit meiner Geschichte von einem jener umfangreichen Grundbesitzthümer umgeben, welche sowohl den Stolz, als die Schmach Alt-Englands ausmachen.

Die Halle oder das Schloß selbst war ein altes, geräumiges Gebäude in dem Style des Zeitalters der Königin Elisabeth, und trug zahlreiche Spuren des Reichthums der Vergangenheit.

Die Anhöhe, auf der es stand, bot die Aussicht über ein fruchtbares Thal, mit einem Dorfe in der grünen Tiefe.

Rings umher gestreut sah man zahlreiche Meierhöfe und alles dies bildete zusammen genommen ein einziges, fast unermeßliches Besitzthum, welches aber trotz seiner Größe und Schönheit von dem Besitzer, einem Edelmanne aus alter Familie, so sehr vernachlässigt worden war, daß er es seit Jahren nicht besucht hatte.

Der dieses alte stattliche Gebäude umgebende Park zog sich den Abhang des Hügels hinab, fast bis an das Dorf, wo seine prachtvollen Baumgruppen durch einen ziemlich breiten Fluß unterbrochen wurden, über den eine aus einem einzigen Bogen bestehende steinerne Brücke geworfen worden, die auf diese Weise das speziell zum Schloß gehörende Terrain mit dem Dorfe in Verbindung setzte.

An den Ufern dieses Flusses, fast bis zu dem gegenüberstehenden Hügel zurück, besaß das Grün eine eigenthümliche Frische, während auf der Parkseite die großen Eichen sich bis an den Rand des Wassers hinandrängten und einen ebenso imposanten und tausendmal schöneren Wall bildeten, als durch eine steinerne Mauer hätte geschehen können.

Unmittelbar jenseits der Brücke und von einer majestätischen Baumgruppe überschattet, stand das Häuschen des Parkwärters.

Es war geräumiger als dergleichen sonst zu sein pflegen und in seiner Architektur außerordentlich malerisch.

Die Wände waren von rohen Bruchsteinen, deren Ritzen und Spalten die Zeit vollständig durch Moos und Schlingpflanzen ausgefüllt hatte, die dem alten Gebäude einen ganz eigenthümlichen Anstrich gaben.

Es war förmlich umrahmt von den Eichenästen, die sich bis auf das von Weintrauben umkränzte Dach herabstreckten, und ohne andere Aussicht, als auf die grünen Perspektiven eines Parks, der von diesem Punkte aus gar keine Grenze zu haben schien.

Jenseits dieses Hauses, etwa zehn Minuten Weges in die Tiefen des Waldes hinein, befand sich ein alter Brunnen, der das Parkwärterhäuschen mit Wasser versorgte.

Die Sage reichte nicht bis zu Anlegung dieses Brunnens zurück, der ungemein tief, und selbst in den heißesten Sommertagen kalt wie Eis war.

Die den Brunnen überdachende Felsenwand war mehr von der Zeit als vom Meißel bearbeitet worden, und überragte jetzt den Brunnen, sowie die Mündung eines Kellers.

Das zackige Dach, welches sie bildete, war mit Moos und jenen wilden Blumen bewachsen, welche auf schattigem, feuchtem Boden gerade die lebhaftesten Farben zeigen.

In den letzten Jahren war man bemüht gewesen, diesen wildromantischen Ort noch zu verschönern, denn der Brunnen befand sich in einem kleinen Felsenthal, welches man natürlich in seinem ursprünglichen Zustande gelassen und eine Mauer von roh behauenen massiven Granitblöcken zog sich längs der Mündung der Grotte hin, während ein einziger Epheustock seine in jedem Lufthauche zitternden dunkelgrünen Blätter über das Ganze warf.

An dem Morgen, wo unsere Geschichte beginnt, stand ein junges Mädchen, augenscheinlich den untern Ständen angehörend, aber sauberer gekleidet, als sonst gewöhnlich Landmädchen zu sein pflegen, an diesem einsamen Brunnen und horchte auf jedes Geräusch, welches sich in dem Parke vernehmen ließ, mit einem halb gespannten, halb lächelnden Blicke, als ob sie die Annäherung irgend Jemandes erwartete und nicht recht wüßte, wie sie ihn empfangen sollte, wenn er käme.

Ich sage »ihn«, denn es lag ein Anflug von lächelnder Koketterie in dem Gesichte dieses jungen Mädchens, und ein gewisser Muthwille leuchtete aus ihren großen blauen Augen, daß man unmöglich glauben konnte, sie erwarte ein weibliches Wesen.

Bald neigte sie den Kopf, um besser zu horchen, bald hüpfte sie einige Schritte vorwärts, hielt die Hand vor die Augen und spähete begierig in den Wald hinein.

Endlich ward sie ungeduldig. Ihre rothen Lip-

Digitized by Google

pen gegen sich zu einem halb mürrischen Schmollen zusammen, und sie setzte sich auf einen Felsenblock in der Nähe des Brunnens, ließ den einen Fuß auf dem schwellenden Rasen ruhen und stampfte mit dem anderen auf eine Weise, die einen amüsanten Begriff von der weiblichen Würde gab, welche nach ihrer Meinung durch die Saumseligkeit ihres Geliebten beleidigt worden war.

„Na, wo mag er denn bleiben," sagte sie endlich, indem sie mit einer solchen Energie aufsprang, daß der steinerne Krug, den sie mit zum Brunnen gebracht, mitten unter die wilden Blumen hineinfiel.

„Wo mag er bleiben? Ich werde nach Hause gehen und den Krug hier lassen, damit er sieht, daß ich auf ihn gewartet habe. Doch" — sie schwieg plötzlich, die Röthe ihrer Wangen ging in dunkle Gluth über und sie wischte sich mit koketter, anmuthiger Bewegung der Hand die perlenden Thränen aus den Augen.

„Er ist es!" murmelte sie, indem sie sich begierig wie nach einem Platze umsah, an dem sie sich verbergen konnte. „Er soll nun warten — er soll glauben, ich sei nicht gekommen."

Während diese Worte ihren lächelnden Lippen entschlüpften, lief sie schnell um eine vorspringende Felsenspitze, versteckte sich hinter den Epheu und lugte schalkhaft durch die Blätter, als ihr Geliebter nahete und sich begierig nach der Gestalt umsah, die er in der Nähe des Brunnens zu sehen erwartete.

Der junge Mann, welcher jetzt die Schlucht herabkam, war lang und kräftig gebaut, mit stark markirten Zügen, welche den Gefühlen, die selbst in der Ruhe unverkennbare Spuren ihres Daseins verriethen, vollen Ausdruck gaben.

Das dunkle, blitzende Auge und die massive Stirn würden selbst die Aufmerksamkeit des flüchtigsten Beobachters erregt haben, abgesehen von dem energischen Tritt und dem raschen Geberdenspiel, welches jede Bewegung seines Körpers begleitete.

„Ich komme zu spät — sie ist des Wartens überdrüssig geworden!" rief er mit einer Geberde der getäuschten Erwartung, als seine Augen auf den umgestürzten Krug fielen. „Auch zornig ist sie gewesen," setzte er hinzu, „sonst würde sie nicht vergessen haben, den Wasserkrug wieder mitzunehmen. Das ist mir nicht lieb. Freilich war ich an meinem Ausbleiben nicht selbst Schuld, aber das konnte sie ja nicht wissen."

Ein silbernes Gelächter hinter dem Epheu hervor und ein munteres Gesicht, welches durch die Blätter lugte, entriß ihm eine Geberde der Ueberraschung, während ein Blick freudigen Erstaunens sein Gesicht verklärte.

„Ach, Mary, was machst Du da! Du versteckst Dich, während ich mich so nach Dir sehne!" rief er halb scherzend und dennoch in vorwurfsvollem Tone. „Komme heraus aus Deinem Versteck. Ich habe Dir Vielerlei zu sagen."

„Nun, was denn?" fragte das junge Mädchen, indem sie hinter ihrem Blätterschirme hervortrat. „Erst aber sage mir, warum Du so spät kommst. Ich wäre beinahe am Brunnen eingeschlafen — das Tröpfeln des Wassers macht so schläfrig."

„Du siehst aber gar nicht schläfrig aus!" rief der junge Mann, indem er ihre Hände ergriff und seine Lippen darauf drückte.

„Au, Du thust mir ja weh!" rief das Mädchen, indem sie ihm die Hand entriß und sie vor erheucheltem Schmerze schüttelte. „Wenn Du Deine Hände blos auf diese Weise anwenden kannst, dann hilf mir lieber den Krug füllen — ich muß nach Hause."

„Du mußt nach Hause, Mary? Ich habe ja noch nicht zehn Worte mit Dir gesprochen!" rief der junge Mann, indem er wieder ihre Hand ergriff.

„Nun, was hast Du mir zu sagen? Das will ich allenfalls erst noch anhören?"

„Wenn ich Dir nun sagte, daß der Lord schon auf dem Wege nach Marsten Hall ist?"

„Der Lord!" rief Mary Layton mit dem Ausdrucke des Erstaunens; „der Lord! — der ist ja, so lange ich auf der Welt bin, noch nicht ein einziges Mal in seinem Schlosse gewesen."

„Das ist allerdings wahr, aber er kommt. Diese Nachricht war eben Schuld, daß ich so lange auf mich warten ließ. Sahst Du nicht heute Morgen einen Fremden an dem Parkwärterhause vorbeifahren?"

„Ja, einen brünetten Mann von ausländischem Ansehen."

„Das war eben sein Sekretär, der in aller Eile von London hierher gereist ist, um zu melden, daß sein Herr ihm auf den Füßen folgt, und daß wir ihn binnen wenigen Stunden erwarten können."

„Aber das ist ja ganz außerordentlich!" rief das Mädchen. „In wenigen Stunden, sagst Du? Die Haushälterin wird darüber den Verstand verlieren. Weiß mein Vater denn schon etwas davon? Ich muß gleich hinüberlaufen und es meiner Mutter sagen. Ach, um Alles in der Welt möchte ich nicht verfehlen, den Lord zu sehen, wenn er an unserem Hause vorbeifährt. Wer kommt denn noch mit? Sage mir doch Alles, was Du weißt, Lawrence!"

„Mylady kommt mit und — und —"

Warum stockte Lawrence Jones? Warum wurden seine Lippen bleich? War es Eifersucht, während der Gegenstand derselben noch gar nicht sichtbar war? Oder war es eine rasche Wahrnehmung des Kommenden, was scharfblickende Geister wie der seine für eine Ahnung zu haben geneigt sind, was aber in der Wahrheit nur die Fähigkeit ist, Ursachen und Wirkungen rasch zu kombiniren, so daß das Ergebniß eine Prophezeihung des Herzens zu sein scheint.

„Sein Sohn, Lord Marston, kommt, glaube ich, auch mit."

Digitized by Google

Diese Worte schienen dem Herzen des Sprechenden mit Gewalt abgerungen zu werden, und ohne es zu wissen, hefteten seine dunkeln Augen sich mit strengem, forschendem Blicke auf das zu ihm emporgerichtete Gesicht, welches von Erstaunen und Freude erfüllt war.

Das Lächeln wich aber aus dem Antlitze des Mädchens, als sie dem starren Blicke ihres Geliebten begegnete, und innem sie die Augen abwandte, sagte sie halb unwillig:

„Warum siehst Du mich so an? Habe ich Dir nicht schon hundert Mal gesagt, daß es mir bei diesem Blicke alle Mal ganz ängstlich zu Muthe wird?"

(Fortsetzung folgt.)

Auf an den Frühling.

O kehret doch wieder, ihr säuselnden Lüfte
Des sonnigen Frühlings, o kehret doch bald!
Durchbrechet die winterlich frostigen Düfte,
Und ziehet durch Thäler, durch Berge und Wald!

Brich endlich hervor mit dem mächtigen Walten,
Du Sonne des Frühlings, mit lachendem Schein!
Und sende, so lange verborgen gehalten,
In die Welt die wärmenden Strahlen hinein.

O lasse erstehen aus träumendem Schweigen
Des nächtlichen Winters die Mutter Natur,
Laß kräftig dein Wirken dem Grabe entsteigen
Aus dunkelem Schooße der schlummernden Flur!

Ja komm' mit den duftigen Blumengewinden,
Verheißender Frühling, o komme herbei!
Laß wehen die Lüfte, die lauen und linden,
Belebe die Herzen der Menschen auf's Neu.

Es sehnt sich der Greis und das Kind in den Armen
Der liebenden Mutter nach deinem Erblüh'n;
Drum kehre, und lasse die Herzen erwarmen
An deinem erstandenen sonnigen Glüh'n.

Amerikanische Röhrenbrunnen

haben namentlich seit der abessinischen Expedition, auf welchen sie den englischen Truppen die wesentlichsten Dienste leisteten, viel Anklang gefunden, und durch mehrfache Versuche ist auch bei uns der Werth dieses neuen Apparates constatirt worden. Der amerikanische Röhrenbrunnen besteht im Wesentlichen aus gewalzten eisernen Gasröhren von 32 Millimeter innerem und 46 Millim. äußerem Durchmesser, welche sich durch Zusammenschrauben verschiedener Stücke auf eine Länge bis zu 30' bringen lassen. Die zuerst einzurammende Röhre ist unten mit einer stählernen Spitze versehen und über dieser Spitze auf circa 30—40 Centimeter ringsherum mit einer Anzahl von Löchern von 4 Millim. Durchmesser durchbohrt, so daß das Wasser leicht in das Rohr eindringen kann. An das obere Ende der zusammengeschraubten Röhre wird eine Saugpumpe angebracht. Um die Röhre einzurammen, bedient man sich eines einfachen, leicht anzubringenden Fallwerks. Man schraubt nämlich an die senkrecht aufgestellte Röhre 2—3' vom Boden einen zweitheiligen Klemmring, welcher innen mit Zähnen besetzt ist, so daß er großen Widerstand darbietet. Dann schiebt man auf das Rohr einen circa 70 Pfund schweren eisernen Fallbock aus zwei Seile laufen, mittelst deren letzterer leicht gehoben werden kann. Nun erfolgt das Eintreiben des Rohrs durch zwei Arbeiter sehr leicht, und man braucht nur das ganze Fallwerk allmählich höher und höher zu schrauben, um die inzwischen verlängerte Röhre bis in die Wasserschicht zu treiben. Durch ein Senkblei unterrichtet man sich von Zeit zu Zeit, ob Wasser erreicht ist. Ist dieß geschehen, so setzt man die Pumpe in Gang und wird dann zumeist unreines, schlammiges, sehr bald aber reines Wasser erhalten. Der Röhrenbrunnen ist in seiner gewöhnlichen Anwendung nicht dazu bestimmt, Felsen oder feste Steinbildungen zu durchbrechen, doch ist er vollkommen geeignet, in sehr harte und dichte Bodenarten einzudringen und kann ebenso mit Erfolg durch Kalkgerölle dringen, ohne von Kieselsteinen aufgehalten zu werden. Die Leichtigkeit, mit welcher das Rohr in den Boden getrieben werden kann, gestattet den Ort zu wechseln und den Versuch zu wiederholen, falls man auf Schwierigkeiten gestoßen ist. Das Herausheben des Rohres geschieht sehr leicht, indem man das Fallwerk umgekehrt wirken läßt. Die Württemberger Centralstelle hat mit dem Apparat auf dem Cannstadter Wasen sehr erfolgreiche Versuche angestellt, in Dresden hat man den Apparat nachgebaut und ihn in mehreren Häusern mit dauerndem Erfolge eingeführt. Gleiches wird aus Elberfeld berichtet, wo bei einem Versuch auf freiem Feld in Lehm- und Kiesgrund die Brunnenvorrichtung binnen 20 Minuten wirksam hergestellt war. Die Kosten einer Anlage in Dresden betragen 45 Thaler. Genaue Beschreibung und Abbildung des in Elberfeld angewandten Apparats findet sich im »Prakt. Maschinenconstructeur« Nr. 14.

Der Wirth zum goldenen Lämmle.

In der schwäbischen Stadt mit dem kurzen Namen und dem langen Münsterthurm war ein gar munterer Wirth zum »goldenen Lämmle«. Da hat vor einigen Jahren der Alterthumsforscher-Verein eine Zusammenkunft gehabt, und da haben sich von allen Weltgegenden so viele Leute zusammengefunden, daß Mangel an Quartier war. Nun kam auch der heitere Herzog M. vom benachbarten Lande an und der Herr fand in den ersten Gasthöfen eben kein Quartier. Es wurde ihm sodann das »Lämmle« empfohlen, wo er zwar ein bescheidenes, aber reinliches Zimmer mit schöner Aussicht auf die Donau und eine treffliche Aussicht auf Küche und Keller habe.

Der hohe Herr machte sich auf den Weg und trotz daß es spät Abends war, entschloß er sich

Digitized by Google

doch, das „Lämmle“ aufzusuchen. Beim Eintritt wurde er von dem in Hemdärmeln anwesenden Wirth auf's Freundlichste mit den Worten begrüßt:

„Sie bent heut wahrscheinli wo anders loi Quartier kriegt, sonst kämet Sie nit zu mir.“

„So ist es,“ erwiderte heiter gestimmt der Herzog. „Ich habe befohlen, meine Koffer hierher zu bringen, im Falle ich bleiben kann.“

„Ja wohl,“ sagte der Wirth, „Sie g'fallet mir, und obwohl i's Quartier heut' schon hätt' zehnmal vergebe könne, so hab' i mir doch denkt, es kommt no was Besseres.“

Der Herzog meinte: „Das Sprichwort sagt aber, es kommt nichts Besseres nach.“

„Auf d' Sprüch geb' I nit,“ erwiderte der Wirth, „i seh' d' Mann an.“

„Was wünschen Sie zu trinken, Herr?“

„Eine Flasche Champagner.“

„Potz Blitz, Sie müßet heut scho guete G'schäft g'macht habe, wenn Sie Nachts zehn Uhr noch Champaninger saufet.“

Der Herzog lachte herzlich über die Derbheit, staunte aber, als der Wirth den Champagner mit zwei Gläsern servirte.

„Zu was zwei Gläser?“ frug der Herzog.

„I sauf' au mit,“ erwiderte der Wirth, „denn i hab' heut' au guete G'schäft g'macht, no pasch' mer den Plunder raus.“

„Wohlan,“ meinte der Herzog, „bin einverstanden.“

Die Flasche wurde entkorkt, und immer heiterer wurde die Unterhaltung, welche durch Niemanden gestört wurde, weil Wirth und Gast die alleinigen Zecher in der Stube waren.

Es war einige Minuten nach elf, als die Thür aufging und ein Neger einen schweren Koffer hereintrug. Der Wirth erschrack entsetzlich, doch wurde er ruhiger, als der Sohn Afrika's auf den Herzog zutrat und frug:

„Hoheit, wo hab' ich den Koffer hinzuthun?“

„Dies wird der Wirth bestimmen,“ war die Antwort.

„Was, Hoheit?“ rief der noch immer frappirte Wirth.

„Nun ja, beruhigen Sie sich nur, ich bin der Herzog M. in B. Dies soll aber unsere Unterhaltung nicht stören. Weisen Sie gefälligst den Diener mit dem Gepäck in mein Zimmer und geben Sie ihm ein Nachtmahl.“

„Blitz Fix Donnerwetter, i in Hemdärmel und Sie a Hoheit! Weib, komm' rei, i kann dui Schand alloi net trage, hilf mir.“

„Du hast mi zum Trinka au net g'rufe, trag dui Schand alloi.“

„No, so bring' dem Mohr a was! Entschuldigen, Hoheit, was frist dann der Kerl?“

Der Gast lachte und erwiderte:

„Geben Sie ihm Braten und Salat und etwas Wein, er wird nichts übrig lassen. Doch kommen Sie, wir wollen noch beisammen bleiben.“

Die Glocke des alten Münsters verkündete die neue Stunde, zwölf Uhr; und wieder geht die Thür des Gastzimmers auf, und herein tritt mit schwerem Schritt — kein schwarz Geborner — aber ein Weißer der hohen schwäbischen Polizei Selbst der Diener am hintersten Tisch erschrack über die Erscheinung in Amtsmiene, welcher direkt auf den Gastwirth und seinen Gast zuschritt mit den Worten:

„Heret Sie, Ihr Herre, es isch zwölf Uhr und die Polizeistund vorüber.“

Der Gastwirth darüber entsetzt, daß sein so sehr verehrter Gast gestört wird, erwidert in ruhigem aber ernstem Tone:

„Heret jetzt Sie, der Herr, der bei mir sitzt, ischt a königliche Hoheit, — und i bin der Wirth, mi kennet Sie, und daß der Bedente dau hinta loi Ulmer ischt, des weret Sie eam wohl ansehn.“

Und die Polizei ging beruhigt von dannen.

Verschiedenes.

Geschmacks-Verirrungen. Ein jetzt in London auf dem Theater Mode gewordener Knall- und Sensations-Effekt stammt aus Paris, wandert von da nach Amerika und von da erst als freie Uebersetzung nach London. Er besteht in einer Eisenbahnscene. In diesem Stücke sehen wir Jemand auf den Eisenbahnschienen gefesselt, und während der Zug mit furchtbarem Gedonner ganz naturgetreu heranbraust und wir für sein Leben zittern, wird er noch in derselben Sekunde, wo der Zug wirklich über die Bühne donnert, gerettet und weggerissen. Solche Eisenbahnscenen sind in den verschiedensten Modifikationen erneuert und noch grausiger gemacht worden. Das Großartigste leistet jetzt das Standardtheater in dem Stücke „Danger“ (Gefahr). Hier regnet es auf den Eisenbahneffekt mit Donner und Blitz so täuschend sichtbar und wahr, daß vor unsern Augen die ganze Bühne vom Regen überschwemmt und alle Schauspieler bis auf die Haut durchnäßt werden, so daß empfängliche Zuschauer thatsächlich Schnupfen und Zahnschmerzen davon bekommen.

Die Bank von Kalifornien hat zum Zählen von Münzen Chinesen, in Abtheilungen von sechs Mann, angestellt. Dieselben haben das feinste Gefühl für irgend einen Gewichts- oder sonstigen Mangel an den einzelnen Geldstücken. Dabei zählen und ranziren sie die geprägten Münzen mit einer Schnelligkeit und Unfehlbarkeit, welche derartige Dienstleistungen eines Chinesen die von drei anderen Angestellten aufwiegen lassen. Allerdings müssen sie sehr sorgfältig überwacht werden.

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 25. Sonntag, den 28. März **1869.**

Der Brunnen von Marston Hall.

(Fortsetzung.)

Einen Augenblick gab Lawrence keine Antwort, sondern faßte ihre beiden Hände so fest in die seinigen, daß der Schmerz dem Mädchen einen schwachen Ausruf entlockte.

„Mary, liebst Du mich?" fragte er endlich, indem er ihre Hände ein wenig losließ und in so eindringlichem und zärtlichem Tone sprach, daß es ein Herz von Stein hätte rühren müssen.

„Ich habe es Dir ja schon hundert Mal gesagt," entgegnete sie mit einem leichten Anflug von Unwillen, sowohl in ihrem Tone als in ihrem Benehmen, denn sie war nicht fähig, die Tiefen eines Gemüthes, wie das seine, zu ergründen, und das Gemisch von Ungestüm und Zärtlichkeit in seinem Wesen reizte oft mehr ihre üble Laune, als es ihr Herz rührte.

„Versteht sich, liebe ich Dich, Lawrence — warum fragst Du mich immer und immer wieder?"

„Du liebst mich wirklich, Mary? Und dennoch bleibt Deine Hand so fest. Ich fühle sie niemals in der meinigen zittern."

Er unterbrach sich selbst, denn sie entriß ihm die Hand, über welche er diese Bemerkung machte, und wendete sich mit offenbarem Mißfallen von ihm ab.

„Verzeihe mir, Mary, verzeihe mir," rief er, indem er sich bemühte, ihr Gesicht wieder nach sich herumzudrehen. „Ich sollte mit dem, was Du mir da sagst, zufrieden sein. Es ist meine eigene Schuld, wenn ich es nicht bin. Aber habe ein wenig Geduld mit mir — ich bin in diesem Punkte wie ein Kind. Habe Geduld mit mir, und sage nochmals, daß Du mich liebst, daß Du mich stets lieben wirst, und zwar nicht blos diesseits des Grabes, sondern auch jenseits, Mary. Mit der kurzen Liebe eines einzigen Lebens könnte ich mich nicht begnügen; wir müssen einander Alles in Allem sein. Niemals möchte ich das Auge eines anderen Mannes auf Deinem Antlitze weilen lassen, wenn ich es hindern könnte. Sprich mit mir, Mary, ernst und innig."

„Ich habe gesprochen. Was verlangst Du, Lawrence? Was kann ich sagen?" entgegnete das halb erschrockene Mädchen mit Thränen in den Augen. „Du wirst mir doch niemals glauben!"

„O ja, ich glaube Dir, aber bedenke, daß Du meine ganze Welt bist, Mary! Ich liebe Dich so sehr, daß selbst der Boden, den Dein Fuß berührt, mir theuer ist."

„Horch!" rief Mary, indem sie eine Hand von ihm losmachte und sich halb herumdrehte, um zu lauschen. „War das nicht ein Wagen?"

Ehe Lawrence noch sprechen konnte, begannen die Kirchenglocken ein lustiges Willkommengeläute anzustimmen und ein ferner Jubelruf hallte gebrochen durch die Bäume bis in die Einsamkeit, in welcher die Liebenden standen.

Dann vernahm man den undeutlichen Schall von Wagenrädern und Hufschlägen.

„Wir müssen gehen, Lawrence, oder die Herrschaften fahren an dem Parkhause vorbei, ehe ich noch hingelange," rief Mary, indem ihre Augen funkelten und ihr schönes Gesicht von Aufregung strahlte.

„Ich liebe Dich — ja, ich liebe Dich — aber nun laß mich gehen!"

Immer noch hielt Lawrence ihre Hand fest.

„Warte noch ein wenig, Mary. Was wird der Lord darnach fragen, wenn wir auch nicht mit dabei stehen, um Vivat zu rufen und unsere Tücher und Hüte zu schwenken, wenn er in Marston Park einzieht. Sind wir hier nicht viel glücklicher?"

„Ich muß wirklich gehen! Was wird mein Vater sagen! Hilf mir den Krug füllen, Lawrence — thue es," rief das aufgeregte Mädchen, indem sie ungeduldig mit dem Fuße auf dem Rasen stampfte und die eine ihrer Hände frei machte. „Ich muß den Lord vorbeifahren sehen."

Damit eilte sie nach dem Eimer, der an einem Seile über dem Brunnen hing und auf der Umfassungsmauer stand, und begann ihn sofort in den Brunnen hinabzulassen.

Sie gerieth fast außer Athem, während das Seil durch ihre Hände lief.

Lawrence erhob sich von dem Felsenblocke, an welchem er gestanden, schlang lächelnd einen Arm um ihren Leib, zog sie zurück und erfaßte das Seil.

„Laß mich Dir helfen, Mary; der Eimer ist schwer," sagte er in sanftem Tone, und mit einigen kräftigen Bewegungen des Armes, so daß das Wasser jedes Mal zum Theil in den Brunnen wieder hinabplätscherte, zog er den Eimer herauf und begann den Krug zu füllen, welchen Mary wieder emporgerichtet hatte.

Dann nahm er das Gefäß sanft aus ihren Händen, hob es auf ihre Schulter und berührte halb schüchtern mit seinen Lippen den schneeweißen Hals,

Digitized by Google

welcher durch den Kragen ihres Kleides, während sie sich nach dem Kruge bückte, unbedeckt gelassen wurde.

„Morgen hole ich wieder Wasser," rief die kleine Kokette, indem sie beim Fortgehen über die Schulter zurückblickte. „Der Eimer ist schwer und ich kann ihn nicht ohne Beihilfe heraufziehen. Hörst Du, Lawrence?"

Der junge Mann sah ihr mit einem unruhigen Ausdrucke der Augen nach.

„Hörst Du, Lawrence," rief sie nochmals, indem sie von einer Biegung des Pfades zurücksah, die sie im nächsten Augenblicke seinen Blicken entziehen mußte.

„Ja, ich werde kommen," sagte er mit freundlicherem Lächeln, und machte offenbar eine Anstrengung, vergnügter auszusehen, als er wirklich war.

Sie winkte mit der Hand.

„Nun, dann leb' wohl bis morgen."

Mit raschem Schritt und einem Herzen, welches jeden Augenblick leichter ward, ging das junge Mädchen rasch auf das Parkhaus zu und trug den Wasserkrug anmuthig im Gleichgewicht auf ihrer Schulter, während sie so zwischen den Bäumen dahinschritt.

Es dauerte nicht lange, so kam sie ein wenig oberhalb des Parkhauses auf die nach dem Schlosse führende Fahrstraße und ging längs des grünen Rasens weiter heimwärts, als ein Wagen mit Vorreitern über die Brücke und so rasch an ihr vorbeirasselte, daß sie kaum Zeit hatte, einen Knix zu machen, ehe er ihr wieder aus den Augen verschwand.

Während ihr kleines Herz von dem Gedanken erzitterte, daß der hagere, grauköpfige Mann, der einen lächelnden Blick aus dem Wagen auf sie geworfen, der Lord sein müsse, kam ein zweiter Wagen von leichterer und anmuthigerer Bauart als der erste, von vier prachtvollen Schimmeln gezogen, mit noch größerer Schnelligkeit über die Brücke gefahren.

Als aber die Pferde sich dem Platze näherten, wo sie, vor Neugierde und Erwartung zitternd, stand, und der Wasserkrug, trotzdem daß ihre schöne Hand und ihr weißer Arm ihn festzuhalten suchten, auf ihrer Schulter vibrirte, mäßigte ein leichter Ruck der Zügel die Schnelligkeit der Pferde, und sie näherten sich ihr im langsamen Schritt, während ein junger Mann, der im Wagen saß, seine Augen unverwandt auf sie richtete.

Erröthend wie eine Rose, und mit einem Anstrich ländlicher Koketterie, die etwas ungemein Anziehendes hatte, vergaß das bald erfreute, halb erschrockene Mädchen ihren beabsichtigten Knix und stand da und gaffte den Wagen an.

Ihre vollen Lippen theilten sich wie eine geborstene Erdbeere und ihr ganzes Antlitz funkelte vor Freude und Verwunderung.

Als der Wagen sich ihr gerade gegenüber befand, wurden die Pferde angehalten.

„Willst Du mich vielleicht einen Trunk aus Deinem Kruge thun lassen, meine schöne Waldnymphe?" sagte der junge Mann, indem er sich aus dem Wagen neigte und Mary mit einer gewinnenden Freundlichkeit, bei welcher ihr Herz freudig erbebte, anredete.

Während Mary sich dem Wagen näherte, hielt der junge Mann seinen Blick mit einem Ausdrucke unverhohlener Bewunderung auf sie geheftet.

Sie fühlte dies, ohne es zu sehen, denn bei dem ersten funkelnden Blicke seiner großen blauen Augen hatten ihre schneeweißen Lider sich über die ihrigen gesenkt, und erst, als sie den Krug von ihrer Schulter hob und ihn zwischen ihren beiden Händen emporhalten mußte, begegneten ihre Augen dem vollen Blicke der seinigen.

Die Purpurgluth, welche ihr Gesicht und Arme übergoß, machte den jungen Mann lächeln, und aus Mitleid mit ihrem Erröthen zog er den Blick, den er über sie hinschweifen ließ, zurück, nahm den Krug aus ihren zitternden Händen und setzte seine Lippen an den Rand.

„Diese staubige Fahrt hat mich durstig gemacht," sagte er, indem er den Krug auf den Wagenrand setzte, anstatt ihn ihr direkt zurückzugeben, während ihn das Wasser in hohem Grade erquickt und gestärkt zu haben schien.

„Nun, meine schöne Wasserträgerin, sage mir, wo Du wohnst Aus dem Dorfe herauf schickt man doch gewiß nicht nach einem Brunnen, der so weit entfernt ist."

„Nein, mein Herr — nein, Mylord, wollte ich sagen — mein Vater ist Parkwärter und wohnt dort in dem kleinen Hause. Ich bin blos dort unten in der Schlucht gewesen."

„Also in dieser Schlucht ist ein Brunnen! Wie kühl das Wasser ist," sagte der junge Mann, welcher offenbar wünschte, das Gespräch mit dem schönen Landmädchen so lang als möglich auszuspinnen.

„Wird das Schloß auch von dort mit Wasser versorgt?"

„O nein," entgegnete das Mädchen, „das Schloß liegt noch eine gute halbe Meile von hier, zuweilen aber trage ich einen Krug für die Haushälterin hinauf, und Lawrence trinkt aus keinem andern Brunnen."

„Und wer ist Lawrence, wenn ich fragen darf?"

„Lawrence — nun, der ist der Sohn der Haushälterin und war Gärtnergehilfe, bis der alte Gärtner starb. Jetzt, wo der Lord da ist, wäre es möglich —"

Mary stockte und zögerte, noch mehr zu sagen.

„Nun — was meinst Du, liebes Kind? Ich kann mir es aber schon denken, Du glaubst, der Lord werde Lawrence — Lawrence — wie heißt er denn mit seinem Zunamen?"

„Jones — Lawrence Jones."

„Wohlan, Du glaubst, er werde Lawrence Jo-

Digitized by Google

nes zu seinem Obergärtner machen und ihm und meiner Wassernymphe ein hübsches Häuschen schenken, damit sie nach der Hochzeit darin wohnen können. Ja, ja — Dein Erröthen verräth mir, daß ich richtig gerathen habe."

„Ach nein, Mylord, so weit ist es noch nicht!" rief Mary hastig.

„Das freut mich zu hören. Ein hübsches Mädchen wie Du muß sich in solchen Dingen nicht übereilen," entgegnete der junge Mann, indem er that, als bemerkte er nicht, daß sie ihre Hände nach dem Kruge emporhob. „Aber dieser Brunnen in der Schlucht — jetzt, wo ich mich überzeugt habe, wie kalt und rein dieses Wasser ist — werde ich, wie Lawrence, kein anderes trinken."

„Ich will jeden Morgen, so lange Sie im Schlosse sind, Mylord, einen Krug voll in das Zimmer der Haushälterin bringen," entgegnete Mary, erfreut über den Gedanken, dem jungen Herrn, der so freundlich mit ihr sprach, einen Dienst leisten zu können.

„O nein, es wäre grausam, diesen weißen Schultern eine solche Last aufzubürden. Es muß mir Jemand den Brunnen zeigen — führt dieser Fußweg vielleicht dorthin?"

„Ja, der Fußweg führt nach der Schlucht, aber der Brunnen ist noch weiter hin."

„Ich allein würde ihn sicherlich nicht finden, das ist klar," sagte der junge Mann, ein Lächeln unterdrückend, „dann muß ich morgen Früh hierher kommen und mich bemühen, den Weg zu finden."

„Nein, nicht Früh — nicht des Morgens," rief Mary athemlos, denn sie besann sich auf ihre Verabredung mit Lawrence.

„Nun gut denn, des Nachmittags, bei Einbruch der Abenddämmerung will ich auf dem Fußwege sein; vielleicht bin ich nicht im Stande, den Platz allein zu finden. Ist die Schlucht ein sehr romantischer Ort?"

„Ja wohl, Mylord, sehr romantisch, des Abends sogar ein wenig unheimlich."

„Nun, wagen muß ich es," sagte der junge Mann, indem er sich aus dem Wagen bog, um den Wasserkrug auf Mary's Schulter zu setzen.

(Fortsetzung folgt.)

Mein Frühling

Was sehnt Ihr Euch nach Frühlingsluft?
Ich habe sie immer und immer
An meines Liebchens treuer Brust,
Im trauten, warmen Zimmer.

Ich sehe Lilien und Rosen blüh'n
Auf Liebchens Stirn' und Wangen;
Ich sehe die Augen wie Sterne glüh'n,
Die droben nicht schöner prangen.

Ihr Athem fächelt wie laue Luft,
Und spricht sie, hör' ich schallen,
Aus Blättergrün und Blüthen duft,
Das Lied der Nachtigallen.

Mein Frühling ist, wo die Liebe winkt;
O, möcht' er doch lange weilen,
Und nicht, wie draußen die Blüthe sinkt,
Im Fluge vorüber eilen!

Verschiedenes.

Am Hofe August's des Starken. Friedrich Wilhelm I. reiste zu Verschiedenenmalen nach Dresden, und während er es zuweilen für gut fand, sich als König von Preußen zu zeigen, ergriff August fast stets die Gelegenheit, eine Pracht und Verschwendung zu entwickeln, die der Hof der Hohenzollern niemals gekannt hatte, selbst nicht unter dem »dicken« Wilhelm. Im Juni 1730 hielt August der Starke bei Zeithain in der Gegend von Mühlberg mit einer Armee von 20,000 Mann Fußvolk und 10,000 Mann Kavallerie ein Lustlager, zu welchem der Preußenkönig abermals eingeladen war. Das Lager hatte drei Meilen im Umfange, war mit aller erfinnlichen Pracht angelegt, glich durch die vielen Krämerbuden und die zahllosen Besucher einer großen Messe und wurde noch mehr dadurch zum Volksfeste, daß der Kurfürst öffentliche Possen, Komödien, Feuerwerke und große Jagden damit verband. Binnen vier Wochen kostete das Lager über eine Million Gulden. Zu den kolossalen Festen, welche einander gleichsam drängten, gehörte auch die offene Tafel von 30,000 Gedecken, welche am 26. Juni stattfand. Für die Armen ward an diesem Tage in zwei ungeheuren Linien vor der Lagerfronte auf lauter neuen Tischblättern gedeckt. Vor jedem Regimente hingen an Pfählen gebratene Ochsenviertel; an anderen Pfählen waren die Häute der geschlachteten Ochsen mit den darauf befestigten Köpfen ausgespannt. Das Desert dieser Mahlzeit bildete ein vierzehn Ellen langer Kuchen, welcher, unter Direktion des Oberlandbaumeisters, von einem Zimmermann mit einem drei Ellen langen Messer zerschnitten werden mußte. Von ganz eigener Art war der Tellerluxus, welcher bei dieser Mahlzeit getrieben wurde. Jeder Soldat erhielt nämlich einen neuen hölzernen Teller, mit eingebrannten, auf die Lagerzeit sich beziehenden Verzierungen und Inschriften. Alle diese 30,000 Teller aber mußten die militärischen Gäste nach aufgehobener Tafel, von einem Offizier angeführt, auf ein Tempo, in die Elbe werfen. Das gab für einige Minuten einen ganz eigenen Anblick, denn der Strom war wie besäet von Tellern, die nun allmählig fortschwammen. Der Einfall aber, auf solche Art in allen Elbstädten, ja, wohl in den fernsten Gegenden der Erde, die Kunde von dem großen Lustlager bei Zeithain zu verbreiten, war in der That originell und es dürfte sich schwerlich ein ähnlicher historisch aufweisen lassen. Hier

Digitized by Google

und da findet man dergleichen Teller noch in Familien als Rarität aufgehoben — woraus vielleicht zu schließen ist, daß nicht bloß viele aufgefischt, sondern auch das Tellercommando nicht von allen Soldaten befolgt sein mag.

Aus Aachen wird geschrieben: Dieser Tage trat ein sehr anständig gekleideter Fremder in den in der Nähe des Elisabethenbrunnens gelegenen Neuber'schen Laden und verlangte einen werthvollen Gegenstand, den er zu einem Geschenke bestimmt, zu kaufen. Man zeigte ihm das schönste sächsische Porzellan, sowie das kostbarste böhmische Krystall. Ein prachtvoller Kelch, 40 Thaler gewerthet, zog besonders seinen Blick auf sich. Er nahm ihn zur Hand, betrachtete ihn von allen Seiten und — ließ ihn fallen, so daß er in tausend Stücke zerbrach. — „Mein Gott, wie ungeschickt ich bin! Aber Sie werden einsehen, daß ich an diesem Unfalle keine Schuld trage." — „O, das ist zu stark!" riefen drei bis vier Stimmen; „mein Herr, wer zerbricht, der zahlt; Sie sind daran schuld!" — Während dieses Streites traten zwei andere Herren ein, die, von dem Vorfall in Kenntniß gesetzt, wie voraus zu sehen war, dem Käufer Unrecht gaben. Dieser, nachdem er noch einige Zeit sich mit den Commis herumgestritten, zieht endlich sein Portemonnaie und übergibt dem Kassier ein 1000-Frcs.-Billet, der ihm sofort 860 Frcs. herauszahlt, worauf der Fremde rasch den Laden verläßt. Mittlerweile besahen sich die beiden anderen Herren einige Gegenstände, kaufen welche und bezahlen sie prompt, worauf auch diese sich entfernen. Man glaubt vielleicht, diese beiden Herren würden den Vorfall benutzt haben, um Einiges zu annektiren, keineswegs; aber einige Stunden später, als man das 1000-Frcs.-Billet wechseln wollte, bemerkte man, daß dasselbe f a l s c h war. Man wird dies nicht einen Diebstahl durch Einbrechen, wohl aber durch Zerbrechen nennen können.

Amerika hat uns zuerst mit papiernen Kragen und Manschetten versehen, welche in Amerika einen sehr verbreiteten Gebrauch finden. Nun werden dort auch Hüte von Papier angefertig, die, den Strohhüten täuschend ähnlich, diese ersetzen sollen. Ihre Fabrikation ist sehr einfach: ein Panamahut z. B. wird galvanoplastisch überzogen und auf diese Weise eine Metallform gewonnen. In diese wird die Papiermasse gegossen, dann gepreßt, getrocknet und der Papierhut löst sich leicht los. Alsdann wird er durch einen Anstrich wasserdicht gemacht und ihm die gewünschte Farbe gegeben. Die Hüte sind von außerordentlicher Leichtigkeit und Geschmeidigkeit und ihre Elastizität läßt bei ihnen nicht so leicht ein Brechen zu wie beim Stroh. Dazu kommt noch der sehr wohlfeile Preis. Das ist jedoch noch nicht Alles. Die »Amerikanische Papier-Maché-Fabrikations-Gesellschaft« beschäftigt sich bereits seit Jahren mit der Herstellung von Gefäßen aus Papiermaché, und betritt jetzt den Markt mit solchen Gefäßen, welche, chemisch präparirt, ganz unempfindlich gegen die Wirkungen von Wasser oder Säure sind. Die Geräthe können in einen Ofen gestellt werden, bis das Wasser siedet, ebenso hat Sonnenhitze oder Kälte keinen Einfluß auf sie. Wo Holz reißt und Eisen rostet, bleiben sie unversehrt, dabei sind sie leicht und unzerbrechlich. — Man sollte wirklich glauben, die Amerikaner lebten im »papiernen« Zeitalter.

Locken-Sprache. Einem englischen Blatte entnehmen wir eine von einer jungen, liebenswürdigen und heirathsfähigen Dame verfaßte Lockenphantasie, die sie dem genannten Blatte mit der Bitte um Veröffentlichung zugesendet hat. Sie selbst trägt eine Locke von mehr als gewöhnlicher Länge, deren Aechtheit wir uns nicht zu bezweifeln erdreisten. Die Dame sagt: Die einsame Locke, die nachlässig schön von den Wasserfällen unserer Schönen herabfällt, sieht nicht allein bezaubernd aus, sondern zeigt zugleich das Stadium an, in welchem sich die Besitzerin befindet; sie ist ein Zeichen, daß die, welche sie tragen, ihr Herz noch zu vergeben haben. Die Länge der Locke ist ein untrügliches Zeichen für die inneren Wünsche. Ist die Locke sehr lang, so hat die Trägerin den heißesten Wunsch, sich sofort in Hymens Fesseln schlagen zu lassen; ist sie von mittlerer Länge, so deutet sie an, daß nur gute Anträge angenommen werden; ist sie aber klein und dünn, so will sie sagen, daß die Trägerin sehr eigen in ihrer Wahl ist, nichtsdestoweniger sagt sie indeß, daß auch dieses Herz noch zu erobern ist. Für unsere liebeschmachtenden Herren wird dieses vielleicht als Leiter dienen, sie können leicht errathen, wie sie den Eroberungsfeldzug einzurichten haben, um sieggekrönt daraus hervorzugehen. Die jungen heirathslustigen Damen sollten aber dann alle die fragliche Locke tragen.

Charade.

(Zweisylbig.)

Den Menschen, welche Arbeit scheuen,
Der Trägheit ihre Stunden weihen,
Ist, was mein Erstes in sich faßt,
Am meisten jeder Zeit verhaßt.

Geschichte muß mein Zweites ehren,
Sie kann fürwahr es nicht entbehren,
Es bannt Verwirrung, es allein,
Führt weise Ordnung bei ihr ein.

Ward auch von allen Dichterzungen
Mein Ganzes hocherfreut besungen,
So hat doch keine Sprache leicht
Ganz meine Schönheit je erreicht.

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 26. Donnerstag, den 1. April **1869.**

Der Brunnen von Marston Hall.

(Fortsetzung.)

Dann fügte er, als ob ihm dieser Gedanke jetzt erst einfiele, in dem natürlichsten Tone hinzu: „Wenn Du vielleicht um diese Zeit Wasser brauchen solltest, so könntest Du mir den Platz zeigen; aber ich darf Dich doch wohl blos für den Fall bemühen, daß Dein Krug leer sein sollte?“ Und ohne auf eine weitere Antwort zu warten, warf der junge Mann sich in den Wagen zurück und war aus Mary's Augen entschwunden, ehe sie noch einen einzigen Schritt heimwärts gethan hatte.

„Was für einen wundervollen Hals dieses Mädchen hat — und was für Augen! Meiner Treu, dieser zweimonatliche Aufenthalt in Marston gestaltet sich vielleicht doch nicht so ganz langweilig!“ dachte der junge Mann, während er sich in die elastischen Polster seines Wagens zurücklehnte. „Ich möchte wissen, ob sie sich aus diesem Lawrence etwas macht.“

„Ich hoffe,“ dachte Mary Layton ihrerseits, während sie dem Wagen nachschaute, „daß Lawrence mich nicht gesehen hat — aber was war weiter Unrechtes dabei? Ich konnte mich doch nicht weigern, dem jungen Herrn einen Trunk Wasser zu reichen, der mich auf so freundliche und artige Weise darum bat. Wie seine Augen funkelten! Ich möchte wissen, ob er mich morgen wirklich erwarten wird. Der Park ist so groß und er ist hier fremd — er könnte sich wirklich verirren.“

So bei sich denkend, schritt Mary Layton nach dem Parkwärterhäuschen weiter. Sie war sich der getroffenen Verabredung kaum bewußt, beschloß aber doch im Stillen, ihre Unterredung mit dem jungen Lord selbst vor ihrer Mutter geheim zu halten.

Am nächsten Morgen war Lawrence Jones zeitig in der Schlucht. Seine schwarzen Augen strahlten von freudigem Glanze und er schien von einem angenehmen und ungewöhnlichen Gefühle aufgeregt zu sein.

„Nun kann sie die Erfüllung ihres Versprechens nicht länger hinausschieben,“ rief Lawrence, indem er in der Schlucht auf und ab ging und die Augen fortwährend nach einem kleinen nach dem Parkhäuschen führenden Fußsteige wendete. „Was für ein herrlicher alter Mann der Lord ist — wie sanft — wie gerecht, mir die Stelle zu geben, ehe ich noch darum bat, und noch dazu in solchen Worten! Gott segne ihn — der Gott des Himmels segne ihn! Er hat mich zum glücklichsten der Menschen auf Erden gemacht, glaube ich. Mary, Mary, warum kommt sie nicht? Wie werden ihre schönen Augen bei dieser Nachricht leuchten! Sie muß Abhaltung haben, daß sie so lange ausbleibt. Ich will zu ihr gehen — mein Herz wird nicht eher wieder ruhig schlagen, als bis ich ihr Alles gesagt habe.“

So bei sich denkend, während seine freudige Stimmung aus allen seinen Zügen leuchtete, schlug Lawrence den Fußsteig ein und ging auf das Parkhäuschen zu. Sein Tritt war elastischer als je und seine ganze Erscheinung die Verkörperung einer ehrlichen, gesunden Freude. Er blieb nicht stehen, um anzupochen, sondern öffnete die Thür und trat ein. Mary war allein und saß ruhig bei ihrer Arbeit am Fenster. Sie fuhr in die Höhe, als sie Lawrence sah, und ward dunkelroth. Sie glaubte, er sei gekommen, um ihr Vorwürfe zu machen, da sie ihn nicht am Brunnen erwartet hatte.

Lawrence aber sehnte sich so sehr, ihr seine gute Nachricht mitzutheilen, daß ihre Verwirrung von ihm unbemerkbar blieb.

„Mary, Mary, endlich sind wir glücklich!“ rief er, indem er seinen Arm um um sie schlang. „Der Lord hat mich zum Obergärtner in Marston ernannt. Er gibt seine Zustimmung zu unserer sofortigen Verheirathung, und hat das kleine Haus mit der Geisblattlaube uns zu unserer künftigen Wohnung angewiesen. O, Mary, ist das nicht zu viel Freude? Nun kann Dein Vater keine Einwendungen machen. Aber was muß ich bemerken, Du scheinst Dich kaum darüber zu freuen?“

„O ja — ich freue mich — ich freue mich sehr,“ entgegnete Mary in einem Tone, der zu dem seinigen einen auffallend kalten Gegensatz bildete. „Ich bin aber heute nicht recht wohl, ich habe fürchterliches Kopfweh.“

„Und ich habe es wahrscheinlich durch meine geräuschvolle Freude noch verschlimmert,“ sagte Lawrence, indem er ihr liebkosend das Haar glatt strich. „Armes Mädchen, Deine Augen sehen wirklich trübe aus; geh' und lege Dich nieder — dem Himmel sei Dank, mein Glück ist ja kein Traum — wir können ein ander Mal davon sprechen. Guten Morgen, ich muß nun meinen neuen Dienst im Schlosse antreten. Leb' wohl, Mary.“

„Guten Morgen,“ sagte sie zerstreut, indem sie

Digitized by Google

ihm ihre Hand reichte. „Guten Morgen, Lawrence, ich freue mich über Dein Glück.“

„Unser Glück, Mary, sage unser Glück! Für mich gibt es keinen Genuß, wenn Du ihn nicht theilst,“ entgegnete der junge Mann, indem er ihr die Hand drückte, während seine Augen zärtlich auf ihrem halb abgewendeten Gesichte ruhten.

„Mein Kopfweh macht mich ganz gedankenlos,“ antwortete sie ausweichend. „Wenn Du wiederkommst, wird mir schon besser sein.“

„Das hoffe ich auch, Mary, denn diese Niedergeschlagenheit übt auch alle Mal auf mich eine drückende Wirkung; doch ich falle Dir mit meinem Geschwätze blos lästig. Noch einmal, leb' wohl!“

Der warmfühlende junge Mann verweilte selbst jetzt noch ein wenig. Er konnte es nicht über sich gewinnen, sie mit der Unruhe im Herzen, welche doch durch ihr kaltes Wesen in ihm erweckt worden, zu verlassen. Ihre Hand lag aber völlig passiv in der seinigen und ihre Augen waren niedergeschlagen. Somit ging er fort, indem er sich noch ein- oder zweimal besorgt umsah und sie nochmals dringend aufforderte, sich niederzulegen, um dieses lästige Kopfweh zu verschlafen.

Als er nicht mehr sichtbar war, seufzte das wetterwendische Mädchen mit erleichtertem Herzen auf. Ihr Gesicht ward heiterer und sie setzte sich, ein Liedchen trällernd, wieder zu ihrer Arbeit nieder und verfolgte lächelnd eine rosige Gedankenlinie, welche sich durch ihren heiteren Sinn zu ziehen schien. So verbrachte sie den Tag fast gänzlich allein, denn ihre Eltern waren ins Schloß hinaufgegangen, und sie war das einzige Kind.

Als die Dämmerung herannahte, ward sie unruhig und fuhr fortwährend in die Höhe, um zu sehen, wie weit die Schatten sich auf dem Flusse ausbreiteten.

„Noch niemals ist die Sonne so langsam untergegangen,“ seufzte sie.

Die Sonne schien ihr eine volle Stunde nach der gewöhnlichen Zeit noch in den Wipfeln der Bäume zu spielen. Mary ward förmlich unwillig über die goldenen Strahlen und die vorbeirieselnden Wellen des Flusses schienen sie fast zu verlachen.

Als endlich der letzte Sonnenstrahl wie ein Pfeil an ihrem Fenster zersplitterte, eilte sie nach dem Wasserkruge. Nachdem sie ihn mitten auf die Diele gesetzt, trat sie vor den Spiegel, fuhr sich mit der Hand über die Flechten des blonden Haares, schlug den Kragen ihres Kleides ein wenig zurück, ergriff wieder den Krug, verließ schnell das Haus und sah sich um, als ob sie fürchtete, daß Jemand sie beobachten könnte.

Ach, die arme Mary Layton!

Warum zitterte sie so unter der sonst so leichten Bürde des Wasserkruges? Warum that sie den ersten großen Schritt auf der Bahn des Unrechts so entschlossen, während jeder sanfte und bescheidene Impuls ihrer Natur sie mahnte, — umzukehren, umzukehren von dem jähen und schauerlichen Abgrunde, wo die Schlange unter den Blumen lauerte?

Sie ging aber weiter unter den schattigen Bäumen entlang und schritt der Schlucht zu.

Jetzt blieb sie stehen, ihr Athemzug ging immer rascher und ihre Hände zitterten, während sie den Wasserkrug ängstlich festzuhalten suchte.

Die Gestalt eines Mannes, der weiter unten auf dem ihr bekannten Brunnenwege an einem Baum lehnte, bewog sie, zu zögern und beinahe zur Umkehr.

War es Lawrence? Konnte es Lawrence sein? Schon bei dem bloßen Gedanken stockte ihr der Athem in der Brust.

Der Pfad zog sich längs der Schlucht hin. Sie hatte kaum ein halbes Dutzend Schritte gethan, als ein leichter Tritt hinter ihr ihr Herz erbeben machte.

Es war nicht Lawrence — sein Tritt war schwerer — entschlossener; konnte sie ihn nicht sehr wohl?

War er ihr nicht so oft auf diesem Wege gefolgt?

Sie war überzeugt, daß es nicht sein Tritt sei, und — die Rosen auf ihren Wangen färbten sich dunkler, die Furcht wich aus ihrem Herzen und ein Lächeln umspielte den Mund.

Sie drehte etwas den Kopf, erhaschte einen einzigen Blick ihres Verfolgers durch ihre langen Wimpern hindurch und ging dann rasch weiter, indem sie sich in kokette Weise bemühte, zu thun, als ob sie gar nicht wüßte, daß sich Jemand in der Nähe befinde.

Die leichte Berührung ihres Armes durch eine Hand, den sie in die Höhe gerichtet hatte, um den leeren Krug auf ihrer Schulter zu halten, bewog sie, ein wenig zusammenzufahren und sich dann umzudrehen.

Der junge Lord Marston stand lächelnd vor ihr, und seine blauen Augen hafteten mit dem leuchtenden Blick der Verwunderung auf ihr.

„Führt dieser Weg nach dem Brunnen?“ fragte der junge und hübsche Mann. „Ich habe mich förmlich verirrt, während ich ihn unten in der Schlucht suchte. Komm, holdes Kind, Du mußt nun meine Führerin sein.“

„Der Brunnen ist dort unten; sehen Sie, dort, wo der Fußsteig sich durch den tiefsten Theil der Schlucht windet. Ich wundere mich, daß Sie denselben verfehlen konnten,“ entgegnete Mary, indem sie sich stellte, als ob sie über das plötzliche Erscheinen des jungen Mannes ein wenig erschrecken wäre, und indem sie zugleich auf den schmalen Weg zeigte, der sich durch den mit Blumen besäten Rasen schlängelte.

„Vielleicht war ich allzusehr bedacht, mich nach dem versprochenen Führer umzusehen, und ließ deshalb den Pfad unbeachtet,“ sagte der junge

Digitized by Google

Lord, indem er etwas zurücktrat, so daß sie ihm den Abhang hinab vorangehen möchte.

Als sie an ihm vorbeiging, blieb sie mit dem Fuße in der Wurzel eines Gesträuches hängen, und obschon sie das Gleichgewicht wiedergewann, so wäre doch beinahe der Wasserkrug ihren Händen entschlüpft.

„Gib mir den Krug," rief der junge Lord, indem er die Hand darnach ausstreckte. „Es ist ein viel zu plumpes Gefäß für diese schönen Hände. Sieh nur, wie rosig er Deine Schulter gemacht hat, Du holdes Mädchen."

Die Schulter war allerdings rosig von dem gewaltigen Erröthen, welches Mary's Gesicht und Hals überströmte, während sie hastig ihr durch den Krug in Unordnung gebrachtes Tuch wieder heraufzog.

Indem sie das schwere Gefäß Lord Marston überließ, der es ziemlich geschickt den Pfad hinuntertrug, gingen sie mit einander weiter nach der Schlucht und verloren sich bald in den dunklen Schatten, die selbst während des Mittags über den alten riesigen Bäumen lagen.

Fünfzehn Minuten — eine halbe Stunde verging — und während dieser Zeit hätte man das leise Murmeln von Stimmen in der Nähe des Brunnens — dann und wann durch silbernes, wohlklingendes Lachen unterbrochen in der rings umher herrschenden Stille deutlich vernehmen können, wenn Jemand nahe genug gewesen wäre.

Es wäre vollständig finster gewesen, wenn nicht der Mond sein silbernes Licht über die Eichen ausgegossen hätte, als Mary mit dem halbgefüllten Wasserkruge aus der romantischen Schlucht wieder heraufkam.

(Fortsetzung folgt.)

Die dumme Gans.

Wodurch hat sie es verschuldet, die arme Gans, daß man sie kurzweg mit diesem wenig schmeichelhaften Beiwort belegt und damit nicht selten eine unzweideutige Anspielung auf irgend eine Vertreterin des schönen Geschlechtes macht? Buffon sagt: „Wenn der Mensch alle moralischen Eigenschaften des Hundes hätte, er wäre vollkommen", und wir können die Worte dieses Naturforschers, ohne ungalant zu werden, auf die Gans parodiren und sagen: „Wenn die Frau alle moralischen Eigenschaften der Gans hätte, sie wäre vollkommen." Gewiß! Abgesehen davon, daß Plinius und andere aufmerksame alte und neue Beobachter, die Bescheidenheit, Anspruchslosigkeit, als eine der vorzüglichsten Eigenschaften der Gans constatiren, so besitzt dieses vielgeschmähte Thier noch zahlreiche Vorzüge, die einen Ehemann unbedingt glücklich machen müßten, wenn sich seine Auserkorene, die Bescheidenheit mit inbegriffen, aller Eigenschaften der Gans rühmen könnten.

Denn die Gans ist treu, anhänglich, wachsam — wir wissen, daß sie einmal das Kapitol gerettet — musikalisch und noch mehr als das: die Gans ist klug, ja sie ist schlau. Die dumme Gans ist eben so schlau, wie irgend ein anderes Thier, dem der Mensch diese Eigenschaft in offenkundiger Weise beilegte.

Leider können wir uns auf eine weitläufige Ehrenrettung des vielverkannten Thieres nicht einlassen und müssen uns darauf beschränken, durch einzelne, theils von uns selbst wahrgenommenen, theils von glaubwürdigen Augenzeugen erhärtete Beobachtungen die nicht unbedeutenden geistigen Fähigkeiten unserer Clientin in ein besseres Licht zu stellen.

Eine Gans, die auf einem Hühnerhofe mit einem Hahne zusammenlebte, wurde von diesem wiederholt auf eine herausfordernde Weise angegriffen und geneckt. Lange Zeit ertrug sie diese Unbilden mit wahrhafter Gänsegeduld; eines Tages aber, da der Beleidiger gar zu kühn war, packte sie ihn plötzlich bei dem Genicke, schleppte ihn trotz seines Sträubens bis zu einem kleinen Teiche und tauchte ihn dort so lange unter, bis sie ihn ertränkt hatte. Wir glauben, daß dieser wohldurchdachte Rache-Akt auf die angebliche Dummheit der Gans ein günstiges Streiflicht wirft.

Eine andere Gans, oder vielmehr ein Gänserich, hatte im Sommer seinen Aufenthalt mit Vorliebe auf einem Weizenacker genommen; des Morgens verließ er unbemerkt seine Gefährten und fand sich erst des Abends wieder bei ihnen ein. Anfangs fühlte er sich auf dem Weizenfelde sehr heimisch. Nachdem er aber einigemal vertrieben worden, fraß er nur nach vorausgegangener genauer Recognoscirung und drückte sich bei Annäherung eines Menschen platt auf den Boden. Wenn die Gänse des Dorfes ausgetrieben wurden, so antwortete er nie auf ihr Geschrei, er versteckte sich vielmehr, bis sie vorüber waren, um nachher desto ungestörter an seiner gut gedeckten Tafel zu speisen. Endlich kam man ihm auf seine Schliche und beobachtete ihn genauer, aber trotzdem gelang es ihm noch öfter, zu entwischen und seinem Privatvergnügen im Weizenfelde obzuliegen.

Ein schlesischer Gutsbesitzer erzählte uns einen nicht minder interessanten Zug von einem kriegerischen, händelsüchtigen Gänserich, den er auf seinem eigenen Hühnerhofe zu beobachten Gelegenheit hatte. Besagtem Gänserich hatte sein lebhaftes Temperament schon manche Züchtigung zugezogen, ohne daß er seine kriegerischen Gelüste bezähmte. So rief er denn eines Tages eine neue exemplarische Züchtigung auf sein sündenschweres Haupt herab. Man fesselte ihn an dem einen Fuße derart, daß er wohl den Teich erreichen und sein tägliches Bad nehmen konnte, aber allen weiteren Ausflügen war ein Riegel vorgeschoben. Wie ein zweiter Prometheus stand er nun am Ufer und sah traurigen Blickes seine Genossen in lustigen

Digitized by Google

Schwärmen auf den spiegelnden Fluthen dahingleiten; da ermannte er sich zu einem verzweiflungsvollen Entschlusse. Unter lautem Geschrei, mit hocherhobenen Flügeln stürzte er sich ins Wasser, soweit es die hemmende Fessel gestattete. Aber vergeblich! Ein zweiter und dritter Versuch hatte kein besseres Resultat. Da, wie von einer augenblicklichen Eingebung beseelt, stürzte er sich noch einmal in die Wellen, doch nicht um zu fliehen, sondern um zu sterben. Besser der Tod als schmachvolle Knechtschaft. Tief im Wasser liegen Kopf und Hals, die Wellen spielen mit den schlaff herabhängenden Flügeln, die Füße ruhen unbeweglich auf der Oberfläche. Kein Zucken verräth, daß noch Leben in dem Thiere ist. In diesem traurigen Zustande wird der Gänserich von einem Knechte aus dem Wasser gezogen und am Uferrande trocken gebettet. Scheinbar todt liegt er da, umgeben von seinen trauernden Freunden. Man befühlt und bemitleidet ihn, und in der Ueberzeugung, ein todtes Thier vor sich zu haben, läßt der Gutsherr die Fessel am Fuße auflösen. Kaum war dieß geschehen, so kehrte das scheinbar entschwundene Leben wieder, und der Gänserich beeilte sich, seiner Freiheit im Teiche froh zu werden. Das Interessanteste an der ganzen Sache aber ist, daß sich der Gänserich während seines Selbstmordversuches beobachtet wußte und sich, nachdem er bereits drei Tage hindurch am Ufer angebunden gewesen, erst am vierten, da er mehrere Personen längere Zeit am Ufer verweilen sah, seiner selbstmörderischen Melancholie in die Arme warf.

Wir dächten, diese Züge würden hinreichen, die Gans von dem Vorwurfe der Dummheit, welchen ihr nun unsere so weit vorgerückte Zeit macht, zu reinigen. Denn niemals galt die Gans für ein dummes Thier, im Gegentheile, sie erfreute sich im Alterthum des besten Renommés, und Aelian berichtet uns bereits von einer Art ägyptischer Gänse, welche wegen ihrer außerordentlichen Schlauheit Fuchsgänse genannt, von den Aegyptern als heilige Thiere verehrt, aber unbeschadet dieser Verehrung und ihrer Schlauheit, auch mit großem Appetite verzehrt wurden. Waren doch der Ochs und die Gans die einzigen Thiere, deren Fleisch die Aegypter genossen, und es ist gar nicht unwahrscheinlich, daß sie das Fleisch des ersteren aßen, um Kraft zu bekommen, das der Gans aber vielleicht lediglich in der Absicht, sich geistig zu stärken. (N. fr. Pr.)

Verschiedenes.

Ein chinesisches Begräbniß in San Francisco ist ein seltsames Schauspiel. Ein besonderer Begräbnißplatz, der Yerba Bunna Kirchhof genannt, ist den Angehörigen des himmlischen Reiches angewiesen. Wenn die Leiche nach dem Grabe getragen wird, streut ein feierlich blickendes Individuum kleine Papierstreifen, die auf beiden Seiten mit weisen Sprüchen des Confucius beschrieben sind, umher, und an der Thürschwelle des Hauses, wo der Verstorbene gewohnt hat, werden rothe Papierschnitzel mit ähnlichen Inschriften geschüttet. Auf das Grab wird ein gebratenes Huhn, eine Quantität Reis und eine Flasche chinesischen Weines gelegt, und nach beendeter Ceremonie entfernen sich die Trauernden, ohne einen Blick rückwärts zu werfen. Diesen Begräbnissen pflegt außer den Chinesen eine Klasse von Leuten beizuwohnen, die ein wenig aufgeklärter denken als jene. Eine Anzahl amerikanischer Rowdies, die sich in der Nähe des Grabes verborgen halten, stürzt sich, sobald die Leidtragenden den Kirchhof verlassen haben, auf die zurückgelassenen Eßwaaren und Getränke und vertilgt dieselben an Ort und Stelle in größter Gemüthsruhe. Hat die Leiche mehrere Monate im Grabe gelegen, so werden die Knochen derselben ausgegraben, gewaschen und sorgfältig mit einer Bürste gereinigt, in kleine Bündel zusammengebunden, zierlich mit Etiquetten versehen, dann in einen zinnernen Sarg gelegt und einem chinesischen Handlungshause, das dafür verantwortlich gemacht wird, zur Aufbewahrung übergeben. Wenn eine genügende Anzahl der interessantan menschlichen Ueberreste angesammelt ist, wird ein Schiff gemiethet und die Särge mit ihrem Inhalt nach Shanghai, Canton oder Hongkong expedirt. Jüngst verließ ein solches Schiff, mit den Gebeinen von 400 Chinesen befrachtet, den Hafen von San Francisco.

Ein Eisenhändler in Breslau nahm, wie die »Bresl. Ztg.« meldet, dieser Tage an einem Buch- und Musikalienhändler ganz eigenthümliche Revanche. Ersterer ließ nämlich bei Jenem durch seine Leute einen großen Eisenblock von 14 Centnern abladen, welchen Auftrag die Arbeiter, trotz des Widerspruchs Seitens des Buchhändlers auch rasch ausführten und dann ruhig ihrer Wege abzogen. Die Veranlassung hiezu war folgende: Der Buchhändler hatte dem Eisenkaufmann das ganze Jahr über eine große Anzahl Bücher, Musikalien, überhaupt die neuesten Erscheinungen überschickt, die dieser zurücklegte und nicht retourniren ließ, in Folge dessen er nach Jahresschluß eine Rechnung von weit über 100 Thlr. erhielt. Alle seine Einwendungen, daß er nichts verlangt hätte, blieben unberücksichtigt, weil laut beigedruckter Bestimmung: „wenn nach vierzehn Tagen die übersandten Druckschriften nicht zurückgeschickt sind, dieselben ins Eigenthum des Empfängers übergehen" und demzufolge bezahlt werden müsse. Unter diesen Umständen konnte der Eisenhändler es sich nicht versagen, dem Buchhändler auch einmal etwas unaufgefordert zur Ansicht zu übersenden, und wählte er einen 14 Ctr. schweren Eisenblock, den Jener ihm binnen 14 Tagen wieder zurückschicken muß.

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 27. Sonntag, den 4. April **1869.**

Der Brunnen von Marston Hall.

(Fortsetzung.)

An einer Krümmung des Pfades hatte der junge Lord Mary verlassen und sie schritt mit eiliger und aufgeregter Miene heimwärts, denn sie fürchtete, daß ihre Eltern vom Schlosse zurückgekehrt seien, und sie nach Einbruch des Abends noch abwesend gefunden haben möchten.

Mit stürmisch bewegtem Herzen und so glühenden Wangen, daß eine zufällige Berührung mit dem steinernen Kruge sie eisig durchzuckte, trat sie in's Haus.

Alles war hier still und ruhig.

Sie stand allein in dem milden Mondscheine, aber — wie verändert!

Die Blüthe war hinweggestreift von ihrem jungen Herzen — süße, leidenschaftliche Worte hallten in ihren Gedanken wieder und immer wieder.

Sie setzte den Wasserkrug auf den Wandsims und setzte sich dann an das mondhelle Fenster.

Der blühende Geisblattstrauch vor demselben hauchte balsamische Düfte und wob einen Schleier von zitternden Schatten über ihre brennenden Wangen.

Ihr böser Engel nahm in dieser Nacht eine bezaubernde Gestalt an, während er unter dem Dufte der Blumen und in dem milden Mondlichte den Keim der Leidenschaft in ihr junges Herz pflanzte.

Wochen verzingen, und jeden Tag, wenn die Dämmerung einbrach, ging Mary nach dem Brunnen, um frisches Wasser aus demselben zu holen. Sie blieb stets ziemlich lange aus, aber ihre Eltern fanden darin nichts Beunruhigendes, denn schon von Kindheit an war sie gerne in dem Parke umhergestreift, und oft hatte man sie, mit dem Thau auf ihren Kleidern, in Morpheus Armen unter den Eichen gefunden. Ueberdies kam sie allemal sehr heiter und fröhlich wieder nach Hause.

Aber wo war Lawrence während dieser ganzen Zeit?

Lord Marston wünschte einige besondere Pflanzen für sein Treibhaus zu haben, die nur in London zu bekommen waren, und deshalb schickte er seinen neuen Gärtner dorthin, um sie zu holen. Ueberdies waren Garten und Park während der zwanzigjährigen Abwesenheit des Besitzers bedeutend vernachlässigt worden, und es gab neue Ziergewächse zu pflanzen und noch eine Menge andere Aufträge, welche einer zum andern kamen und den ungestümen Liebhaber noch einige Wochen länger fern zu halten drohten, als er anfänglich geglaubt.

Zweimal hatte er bereits auf dem Punkte gestanden, nach Marston Hall zurückzukehren, doch neue Aufträge, welche von dort einliefen, vereitelten jedesmal seine Wünsche.

Indessen war er nicht der Mann, der sich so leicht entmuthigen ließ, und bot daher Alles auf, um so bald als möglich fertig zu werden.

Der letzte Auftrag ward in der Hälfte der Zeit ausgeführt, welche sein Gebieter dafür erforderlich gehalten hatte, und ohne neue Befehle abzuwarten, kehrte Lawrence so rasch als möglich nach Hause zurück.

Es war in der Dämmerungsstunde, als er über die steinerne Brücke ging, und fast athemlos vor zitternder Erwartung, seine Verlobte wiederzusehen, näherte er sich der geöffneten Thür ihrer Wohnung und schaute hinein.

Er fand den Parkwärter und seine Frau, Mary aber war nach dem Brunnen gegangen.

Er war überzeugt, daß sie nirgends anderswo hingegangen sein könne.

War dies nicht der Ort, wo sie ihm zuerst ihre Liebe gestanden?

Wo konnte sie wohl die Stunden ihrer Abwesenheit besser zubringen, als an einem Orte, wo sie nothwendig fortwährend durch Alles, was sie dort sah, an ihn erinnert werden mußte?

Ohne sich erst vor dem Parkwärter oder seiner Frau zu zeigen, schritt Lawrence in den Park hinein, nach dem Brunnen zu, indem er an die Ueberraschung dachte, welche sein plötzliches Erscheinen der Geliebten verursachen würde, die, wie er nicht zweifelte, an ihrem alten Stelldichein weilte.

Als er in den nach der kleinen Schlucht führenden Pfad einbog, klopfte sein Herz fast hörbar in der Fülle seiner Freude.

Sein Schritt war ungewöhnlich leicht und er löschelte bei dem Gedanken, sie unvermuthet zu beschleichen und vielleicht ihr Gewand zu berühren, ehe sie noch seine Nähe ahnte.

Erfüllt von diesem Gedanken schritt er behutsam und vorsichtig weiter, als er sich dem Brunnen näherte, und machte einen kleinen Umweg, so daß er durch einen dicht neben dem Brunnen liegenden Felsblock gedeckt und unsichtbar gemacht ward.

Als er sich diesem näherte, scholl der leise Ton einer Stimme, die sich unmittelbar auf der andern Seite vernehmen ließ, an sein Ohr.

Digitized by Google

Er trat noch näher, hielt den Athem an und dachte im Vertrauen seines Herzens:

„Die gute Mary! Sie spricht mit sich selbst! Sie hat keine Ahnung davon, daß ich so nahe bin! Wie einsam muß sie sich gefühlt haben!"

Während er noch diesem Gedanken Raum gab, vernahm er eine zweite Stimme.

Er prallte einen Schritt zurück und sein Gesicht ward todtenbleich.

Ha! welch' ein Stich fuhr ihm durch's Herz.

Es war die leise, tiefe, leidenschaftliche Stimme eines Mannes.

Anfangs konnte Lawrence die Worte nicht verstehen, denn sein Gehirn stand förmlich in Flammen und er mußte sich an eine scharfe Spitze des Felsens halten, um nicht umzusinken.

„Von diesem Manne haben wir nichts zu fürchten, liebe Mary. Die neuen Aufträge, welche ihm auf meine Veranlassung soeben wieder zugefertigt worden sind, werden ihn wenigstens noch eine Woche entfernt halten, und ehe diese um ist, sind wir auf dem Wege nach dem Kontinent."

„Aber kann er uns nicht dahin nachfolgen?" antwortete eine sanfte, zitternde Stimme, bei deren Klang der arme Lawrence an allen Gliedern erbebte. „O, Mylord, Sie können sich nicht denken, wie sehr der Gedanke an seinen Zorn mich ängstigt. Ich kann aus Furcht davor des Nachts kaum schlafen."

„O, wie thöricht Du doch bist! Bin ich nicht stets da? Habe ich nicht Macht, Dich vor diesem plumpen Gärtner zu schützen, selbst wenn er jetzt, in diesem Augenblicke, vor uns erschiene, obschon dies durchaus nicht wahrscheinlich ist. Er hat Dein armes, kleines Herz ohnehin lange genug tyrannisirt, und jetzt, wo sein Herr die arme Gefangene befreit hat, muß er sich entweder fügen oder man wird ihn zu züchtigen wissen."

„O, Mylord!" rief Mary außer sich vor Angst, „das ist es eben, was ich am meisten fürchte; er wird niemals auf mich verzichten! Er wird seine Beschwerde bei Ihrem Vater anbringen."

„Das wird er nicht wagen," entgegnete der junge Lord in einem Tone, der gleichwohl einige Unruhe verrieth.

„Sie kennen Lawrence nicht; er wagt Alles!"

„Du hast von diesem Gärtner eine zu hohe Meinung, Mary. Du fürchtest ihn; weißt Du gewiß, ob Du ihn nicht auch liebst?"

Die Kralle eines Geiers schien Lawrence's Herz zu packen, während er auf die Antwort lauschte.

Sie erfolgte nach einer augenblicklichen Pause in sanftem, vorwurfsvollem Tone, und drei einfache Worte, schüchtern und fast unhörbar ausgesprochen, erschütterten den starken Mann gewaltiger, als ein Donnerschlag zu thun vermocht hätte.

„Ich liebe Sie!" stammelte Mary, und es war, als ob sie zu weinen anfinge, während diese Worte ihren Lippen entschlüpften.

„Ja, ich weiß, daß Du mich liebst," lautete die besänftigende Antwort; aber es ärgert mich, denken zu müssen, daß dieser Mensch, der Diener meines Vaters, die Macht hat, Dich so unglücklich zu machen. Wenn Du ihn nicht liebst — wenn Du ihn niemals geliebt hast — und hast Du mir dies nicht wiederholt versichert? — dann sollte er keine Macht über Dich haben."

„Ich habe Ihnen die Wahrheit gesagt," schluchzte das weinende Mädchen. „Aber ich habe Lawrence von Kindheit auf immer geachtet und werth gehalten. Was wird er von mir denken!"

„Du mußt Dich über die Meinung meiner Diener hinwegsetzen lernen," lautete die kalte Antwort auf diesen leidenschaftlichen Ausbruch.

„Aber mein Vater ist ja auch Ihr Diener und ich — was soll aus mir werden?"

„Alles, wozu ich Dich machen kann — Alles, was Du wünschen kannst."

„Ihre Frau? O, Lord Marston, wenn ich Ihre Frau nur auf eine Stunde sein könnte, dann wäre ich zufrieden, wenn in der nächsten der Tod mich in seine Arme schlösse."

„Ich habe Dir schon gesagt, daß dies unmöglich ist," entgegnete Marston in ernstem Tone; „ich will Dich nicht täuschen; von einer Heirath zwischen uns kann nicht die Rede sein. In allen andern Dingen soll jeder Deiner Wünsche erfüllt werden. Auf dem Kontinent, wo wir binnen wenigen Tagen sein werden, Mary, wird man über den Mangel eines Trauscheins leicht hinwegsehen."

„Aber ich werde ihn fühlen," murmelte das arme Mädchen.

„Nicht, wenn Du mich liebst," lautete die überredende Antwort.

(Fortsetzung folgt.)

+ Nach unseres Ludwigs Heimgang.

1.

Nimmer werd' ich dich vergessen,
Wie du treu mich angeschaut,
Gern auf meinem Schooß gesessen,
Schmeichelnd, fragend herzig, traut.
Werd' im Geist an's Herz dich pressen
Oft mit inn'gem Liebeslaut.

Wer mag das Geheimniß fassen,
Daß so mancher Todesgefahr
Du entrannst, uns zu verlassen,
Da die Knosp' entfaltet war?
Daß die Blüthe mußt' erblassen,
Eh' die Frucht sie reichte dar?

O mein Gott, nach oben richte
Aus dem Dunkel unsern Blick,
Daß wir seh'n im Himmelslichte
An der Mutter Brust sein Glück.
Daß auf ihn das Herz verzichte,
Weil so selig ein Geschick!

2.

Ach, an des Frühlings Pforte
Da lauerte der Tod,
Vor seinem Hauch verdorrte
Schnell deiner Wangen Roth.

Digitized by Google

Da nun die Strahlen glühen
Des Frühlings warm herab.
Läßt er mir Blumen blühen
Auf deinem frischen Grab.

Wie deine Augen schauen
Sie rein und treu mich an,
Und meine Augen thauen
Und blicken himmelan.

Warst du nicht eine Blume,
Für diese Welt zu zart;
Wirst du im Heiligthume
Nicht rein und gut bewahrt?

Doch wo ich geh' und stehe,
Bist Du, Verklärter, auch:
Mir ist: dein Geist umwehe
Mich leis im Blumenhauch.

Du möchtest gern mich trösten;
Bet' für mich, frommes Kind,
Im Lande der Erlösten:
Das macht den Schmerz mir lind.

Ch. Pöhmer.

Die Kindersterblichkeit in Bayern.

Der Vortrag von Domprobst Dr. Döllinger in der Reichsrathskammer am 20. März d. J. hat in der Aufführung der statistischen Thatsachen über die große Kindersterblichkeit in Bayern für Viele Ueberraschung und Beunruhigung gebracht, und diese feststehenden Thatsachen scheinen vorwurfsvoll für die Staatsregierung und für die Bevölkerung. Daß in Bayern große Kindersterblichkeit herrscht, ist richtig, diese Thatsache steht aber nicht allein und unaufgeklärt da, sondern sie hat ihre ebenso statistisch nachweisbare wie physiologisch begründete Erklärung. Die Aufklärung wird gegeben in den exemten topographischen Verhältnissen Bayerns in Folge seiner Höhelage gegenüber den verglichenen andern Ländern und Staaten. Die bayerische Hochebene südlich der Donau ist nach der kastilischen Hochebene Spaniens die höchstgelegene und ausgedehnteste Europa's, und Mittelfranken bildet die höchstgelegene Terasse Deutschlands nördlich der Donau und die Wasserscheide zwischen Rhein und Donau. Im ärztlichen Intelligenzblatte, Jahrgang 1860, p. 729, welches im Besitze jedes Bezirks-Arztes ist, ist eine Zusammenstellung von der Sterblichkeit der Kinder im ersten Lebensjahre in Bayern während der 22 Jahre von 1835/36 bis mit 1856/57 nach einzelnen Jahrgängen und Kreisen über 3,310,278 lebend geborne Kinder gegeben. Es ist die Kindersterblichkeit im ersten Lebensjahre von den Lebendgeborenen berechnet, während die in den Beiträgen zur Statistik des Königreichs Bayern aufgestellte Berechnung der Sterblichkeit im ersten Lebensjahre mit Einschluß der Todtgeborenen geschah, was für diese Thesis nicht so verlässig ist, als nach Ausschluß der Todtgeborenen. Die Zahl der Todtgeborenen wechselt nach den Confessionen der Bevölkerung vom Einfachen bis zum Dreifachen. Bei katholischer Bevölkerung ist die Nothtaufe noch vor Beendigung der Geburt zulässig und geschieht deßhalb meist bei schwierigen Geburten, wenn nach der Meinung der Hebamme das Kind lebt. Wird das Kind todtgeboren, so wird es, weil getauft, als lebendgeboren registrirt. In Mittelfranken mit einer katholischen Bevölkerung von nur 21 Prozent kommen nach 25jährigem Durchschnitte auf je 10,000 Geburten 430 Todtgeburten, in Niederbayern mit 99 Prozent katholischer Bevölkerung nur je 166 Todtgeburten. Nach der im ärztlichen Intelligenzblatte mitgetheilten Zusammenstellung sind von den in den 22 Jahren 1835/57 in Bayern lebendgeborenen 3,310,278 Kindern im ersten Lebensjahre 99,[illegible] oder 30 Prozent gestorben. Nach einzelnen Regierungsbezirken hat sich übereinstimmend für jedes einzelne Jahr und für jedes der vier Jahrfünfe die durchschnittliche Sterblichkeit berechnet in der Reihenfolge der Häufigkeit in Schwaben 40,2 Prozent von hundert Lebendgeborenen, in Oberbayern 39,5 Proz., Niederbayern 34,0, Oberpfalz 31,6, Mittelfranken 30,1, Unterfranken 23,5, Oberfranken 21,0, Pfalz 18,4 Prozent. Diese Reihenfolge wurde in keinem der 22 Jahre gestört oder gewechselt, und dieses zeigt auf eine territorial zwingende Ursache. Eine Parallele findet sich nur für diese Unterschiede in den Höhenverhältnissen der einzelnen Regierungsbezirke je nach der Erhebung des Bodens über der Meeresfläche. Die einzelnen Regierungsbezirke bilden für diese summarische Betrachtung ganz allgemeine Unterschiede, verschieden hohe Terassen angezeigt durch den Lauf der Flüsse. Vom Regierungsbezirke Schwaben fließen, als von der höchsten Terasse, alle Wasser ab [illegible] bespülen hierauf die Regierungsbezirke Oberbayern [illegible] Niederbayern; von der Oberpfalz fließen alle Flüsse [illegible] nach Niederbayern; von Mittelfranken fallen die [illegible] ab nach der Donau oder dem Rhein, es ist höher gelegen, als die Kreise Ober- und Unterfranken und diese wieder höher als die Pfalz, wohin die Flüsse Frankens abfließen. Diese Parallele entspricht nicht bloß der Reihe, sondern auch der Ausdehnung nach der Kindersterblichkeit im ersten Lebensjahre mit der einzigen Ausnahme von Ober- und Unterfranken, indem im höher gelegenen Oberfranken die Kindersterblichkeit 21 Prozent, in Unterfranken 23 Prozent ist. Es wäre hier noch zu ermitteln, ob nicht die größere Bevölkerungszahl auf den höheren Plateaus der hohen Rhön und des gebirgigen Spessarts lebt, da in Unterfranken die Wasserscheide zwischen Main und Weser ist, und ob nicht in Oberfranken die größere Bevölkerungszahl in der Ebene des Mains und Regnitzthales lebt, die entschieden niedriger ist als das Muschelkalkplateau Unterfrankens. Wäre es möglich, das Relief der bewohnten Territorien in beiden Regierungsbezirken über den Ebenen des Meeresspiegels zu messen und in Parallele mit den Bevölkerungsgrößen für jegliche Höhe zu bringen, so würden wohl die jetzt scheinbaren Unterschiede sich anders gestalten. Jedenfalls ist der Unter-

Digitized by Google

schied so gering, daß hier auch ethnographische (völkergeschichtliche) Einflüsse mitwirken und das natürliche Gesetz verdunkeln können. Gegenüber der allgemeinen großartigen Erscheinung kann dieser Unterschied keinen Einwand gegen die Regel bilden, zumal diese Regel auch außer Bayern und zunächst durch das Nachbarland Württemberg bestätigt wird. Eine veranlaßte gleichmäßige Erhebung der Lebendgeborenen und der im ersten Lebensjahre Gestorbenen in den 10 Jahren 1846/56 von Regierungsrath Dr. Sick hat ergeben, daß dort bei Ausscheidung der einzelnen Oberämter (also kleineren Bezirken) die Unterschiede noch größer sind. In den höchstgelegenen Oberämtern der rauhen Alp sind von 100 Lebendgeborenen durchschnittlich im ersten Lebensjahre 51 gestorben und im tiefstgelegenen Oberamt Mergentheim in allmählicher territorialer Abstufung nach der Höhe nur 23 Prozent. Es erscheint nun nicht mehr auffallend, daß in den Tief- und Flachländern Preußens, Belgiens und Hollands und selbst Frankreichs eine geringe Sterblichkeit ist, wie in der bayerischen Rheinpfalz, weil dort wie hier die Höhe über der Meeresfläche eine geringe, somit das Klima den Neugebornen günstig ist. In der Breite menschlicher Verirrungen und Versäumnisse können solche Unterschiede nicht begründet sein, und bezüglich der Pflege der Neugebornen wird aller Orten in mannigfachster Weise gefehlt. Die schwäbischen Mütter sind im Ganzen betrachtet nicht weniger, nach dieser Statistik aber mehr als doppelt weniger gut, liebevoll und sorglich für ihre Kinder, als die Frauen in der Pfalz, in Preußen, Belgien und Frankreich. Es bedarf nur einer eingehenden Betrachtung dieser Verhältnisse, um sie bei Anwendung großer Zahlen immer bestätigt zu finden. Und wäre es nicht die Statistik, so wäre es die Physiologie, welche diese Thesis der größeren Kindersterblichkeit in Hochländern aufstellen würde. Das zarte Leben der Neugeborenen ist gegen Witterungseinflüsse am Empfindlichsten, und keine Kunst und keine Gunst der Kultur, der Wohnung und Pflege kann die dünnere Luft, den raschen Temperaturwechsel, die stärkere Verdunstung, die intensivere Sonnung, die häufigen Winde, die stärkeren Barometer- und Thermometerschwankungen in Hochländern beseitigen. Es war und wird deßhalb immer so bleiben. Die Frühjahrsfröste, welche so viele Blüthen und Hoffnungen in der Pflanzenwelt zerstören, sind permanent für die ersten Blüthen des Menschengeschlechtes durch die Eigenthümlichkeit des Klima's auf Hochebenen. Dagegen für die späteren Jahre ist dieses Klima der Entwicklung günstiger, und die besten Soldaten, die hohen Lebensalter und die größte Fruchtbarkeit der Ehen finden sich auf diesen Territorien, was in dem oben erwähnten ärztlichen Intelligenzblatt nachgewiesen ist. Neben dieser Allgemeinheit physikalischen Agentien als dem mächtigsten Regulator der Sterblichkeit im ersten Lebensjahre bleibt aber noch die Macht der Kultur und Gesittung, welche durch diese Behauptung nicht abgeschwächt werden soll. Nur versuche man nicht mit kleinen Zahlen und Beispielen diese allgemeine Erfahrung zu widerlegen. Die Statistik hat nur Werth und Geltung in großen Zahlen, niemals bei kleinen, und hier kann nur die Regel gefunden werden, wenn mit 100,000 Lebendgeborenen gerechnet wird, die auch in kleinen Gemeinden gefunden werden können, wenn das Material für eine lange Reihe von Jahren zurück vorhanden ist. Die Regel und das Gesetz der Mehrgeburt von Knaben, daß auf je 100 Mädchen 105—107 Knaben geboren werden, findet sich nie bei kleinen Zahlen und in einzelnen Gemeinden, immer aber, wenn wenigstens 100,000 Geburten registrirt werden. Diese kleine Schwankung von 105 bis 107 muß den Irrungen bei der Registrirung offen gelassen werden, weil die unreif und todt Geborenen nicht regelmäßig konstatirt werden und diese das Gesetz mit konstituiren.

Die Thatsache der stets zunehmenden Kindersterblichkeit in Bayern seit 1835 beweist, daß außer diesen territorialen Einflüssen, welche für alle Jahrzehnte gleichbedeutend zu erachten sind, noch andere Faktoren für diese Steigerung wirksam werden. Nach einer Zusammenstellung von Dr. Mayer, Mitarbeiter im städtischen Bureau in München, waren von je 1000 Leichen solche im Alter von 0 bis 1 Jahr im Durchschnitt der 25 Jahre 1835/60: 390, im Jahre 1863/64: 424 und im Jahre 1864/65: 444, also eine Differenz von 14 Proz. zwischen dem Durchschnitt der ersten 25 Jahre und dem letzten Jahre. Dasselbe Verhältniß der Steigerung zwischen 10 und 16 Proz. berechnet sich bei jedem einzelnen Kreise in denselben Zeitperioden. Diese regelmäßige Steigerung in allen Kreisen imponirt, und hier ist die Ursache in völkergeschichtlichen sozialen Zuständen zu suchen. Die allgemeinen Gesundheits-Verhältnisse, Wohnung, Nahrung, Kleidung, haben sich in diesen Zeitperioden überall gebessert, und die Sonne der Kultur und Civilisation verbreitet ihr Licht und ihre Wärme auf Arme und Reiche, auf Stadt und Land, hier sind die Ursachen nicht zu suchen. Wenn nicht eine Minderung der Qualität der Eltern und Ehen angenommen werden will, was in dieser Allgemeinheit nicht denkbar ist, wäre eine andere Parallele zu suchen, welche solche Wirkung erklären kann. Es ist dieses eingehender Betrachtung werth zuerst vom statistischen Bureau zur Feststellung der Thatsache, dann von den Aerzten und Verwaltungsbeamten zur Aufklärung der Ursache. Ein Weg zur Verfolgung wurde schon in der Reichsrathskammer angedeutet, der Unterricht, die Qualität und Wirksamkeit der Hebammen. Daneben ist die Abnahme erfahrener ärztlicher Hilfe auf dem Lande in Betracht zu ziehen, wo die Aerzte und Wundärzte immer seltener werden, und die Kinderpraxis kaum geübt und gepflegt wird.

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 28. Donnerstag, den 8. April **1869.**

Der Brunnen von Marston Hall.

(Fortsetzung.)

Mary antwortete blos durch einen tiefen Seufzer und nach einem Augenblicke, während dessen Marston sie durch Liebkosungen zu beschwichtigen schien, setzte er hinzu:

„Es ist noch Zeit, umzukehren, wenn Dein Herz zu dem Opfer nicht bereit ist. Fasse einen Entschluß, Mary, ehe ich Dich wiedersehe. In drei Tagen werde ich ganz gewiß meine Reise nach dem Kontinent antreten. Morgen Abend will ich Dich hier wieder sprechen, dann sollst Du mir sagen, ob ich allein und mit schwerem Herzen gehen soll, oder beglückt durch die theuerste und süßeste Gefährtin auf Erden."

Es erfolgte eine Bewegung, als wenn die Beiden sich von ihrer sitzenden Stellung erhoben hätten und sich anschickten, den Brunnen zu verlassen.

„Ueberlege, Du hast noch einen ganzen Tag Bedenkzeit," erklang Marstons Stimme.

„Vierundzwanzig Stunden bist Du noch frei wie die Luft."

„Ich wünsche keine Bedenkzeit — ich bin nicht frei. — Ach, Mylord, führen Sie mich fort, ehe er kommt. Ich wage nicht, ihm wieder vor die Augen zu treten," war die leidenschaftliche Antwort.

Was der junge Lord Marston hierauf entgegnete, konnte Lawrence nicht deutlich verstehen.

Er stand so bewegungslos da, wie der Felsblock, an den er sich klammerte, während der junge Lord und sein Opfer sich trennten und den Brunnen nach entgegengesetzten Richtungen hin verließen.

Mit hohlem, stierem Auge sah er der Falschen nach, bis der Schimmer ihrer Gewänder sich zwischen den Bäumen verlor.

Er vermochte kaum zu athmen, dann entrang ein dumpfes Stöhnen sich seinen bleichen Lippen, sein Gesicht sank vorwärts auf seine beiden gefalteten Hände und seine starke Gestalt zitterte wie ein Rohr.

Dieser Ausbruch des Seelenschmerzes dauerte nur einen Augenblick.

Dann hob der Unglückliche den Kopf wieder empor, sah sich mit wildem Blicke um, als ob er ihre Gestalt irgendwo in der Nähe zu sehen erwartete, und schritt dann davon wie ein Mensch, dessen Kraft durch eine überwältigende Last zermalmt worden ist.

Die Hälfte dieser Nacht wanderte Lawrence unter den düstern Baumgängen des Parkes hin und her.

Einmal ward er des Parkhauses ansichtig; der Schimmer eines Lichtes aber, welcher durch die Rosen an Mary's Fenster zitterte, stach ihn wie eine Schlange und er schoß unter die Bäume zurück, indem er stille Verwünschungen vor sich hin murmelte.

Wie um seine Verzweiflung noch höher zu steigern, führte ihn gleich darauf der Zufall im hellen Mondscheine ein wenig unterhalb des Schlosses an eine Stelle des Parkes, wo die wilde Ueppigkeit der Natur mit vollendeter Kunst kultivirt worden war.

In einem Winkel dieses schönen Wäldchens stand ein unter den Bäumen vergrabenes, von Geisblatt überranktes Haus.

In dieses stille, blumige Asyl hatte Lawrence gehofft, seine Braut einzuführen.

Es war schon zum Theil mit Hausgeräth versehen und die Thür stand blos angelehnt.

Lawrence stieß sie mit dem Fuße auf und ging hinein.

Er warf sich auf den Fußboden nieder, drückte die eine Hand auf seine brennenden Augen und blieb, ohne einen Laut von sich zu geben, liegen, bis der Morgen graute.

Sowie der erste Schimmer der Dämmerung sich am Himmel zeigte, stand er auf und ging in ein inneres Zimmer, welches nur ein einziges, von Weinlaub umrangtes und dadurch verdunkeltes Fenster hatte.

Erst gegen Einbruch des Abends verließ er das Haus wieder.

Als die Sonne untergegangen war, ging er wieder in den Park und lenkte seine Schritte rasch nach dem Brunnen.

Sein Tritt wankte und der Ausdruck seines Gesichtes würde das Mitleid eines Jeden erregt haben, der im Stande gewesen wäre, den Kampf seines Herzens zu lesen.

Mary Layton hatte ebenfalls einen jammervollen Tag verlebt und fand sich, fieberhaft vor Aufregung, zeitiger als gewöhnlich am Brunnen ein, mehr um dem forschenden Blicke ihrer Eltern auszuweichen, als weil sie gehofft hatte, ihren Geliebten vor der bestimmten Zeit zu treffen.

Sie stellte ihren leeren Krug auf einen Vorsprung des Felsblockes und stand im Begriffe, ihn zu füllen.

Digitized by Google

Die ungewöhnliche Tiefe des Brunnens machte jedoch das Herausziehen eines Eimers niemals zu einer leichten Aufgabe und die große Aufregung hatte Mary's Kräfte erschöpft.

Deßhalb gab sie die Mühe auf und ließ den Eimer auf der Umfassungsmauer des Brunnens stehen.

Sie neigte sich über die steinerne Brustwehr und schaute in die breite, geräumige Mündung des Brunnens hinab, in welche das Seil sich hinunterwand wie eine Schlange.

Zum ersten Male schauderte Mary vor dieser furchtbaren Tiefe zurück.

Der Boden verlor sich in Finsterniß.

Er schien durch die Erde hindurchzusinken und nicht einmal ein Schimmer des Wassers war zu sehen.

Es war seltsam, daß Mary Layton an diesem Abende zum Erstenmale vor der Tiefe des Brunnens zurückbebte — aber es war so!

Ein nahender Tritt in der Schlucht erschreckte sie.

Das Blut stieg ihr in die Wangen und sie trat, einen einzigen Schritt von dem Brunnen entfernt, ihrem Schicksal entgegen.

Lawrence Jones stand vor ihr.

Ein matter Schrei entrang sich ihren Lippen, als sein bleiches Gesicht ihrem Auge begegnete.

Sie fuhr unwillkürlich zurück und sah sich scheu um, als ob sie diesen anklagenden Augen zu entrinnen suchte.

„Mary!" rief er.

Es war dies das einzige Wort, welches er aussprach, aber der herzzerreißende, vorwurfsvolle Ton, in dem es gesprochen ward, verrieth ihr, daß er Alles wußte.

Ihre Augen vermochten den Blick der seinigen nicht zu ertragen und eine glühende Röthe überzog ihr Gesicht.

Sie machte keinen Versuch, zu sprechen.

„Mary," sagte der Unglückliche, indem er sich mit dem Rücken an den Felsblock lehnte, denn die Füße zitterten unter ihm, „ich war gestern Abend hier, ich hörte Alles, was zwischen Dir und jenem Schurken gesprochen ward."

Mary trat noch einen Schritt zurück und ihre Lippen wurden bleich, aber immer noch antwortete sie nicht.

„Seit dieser Stunde habe ich weder geschlafen, noch etwas genossen. Die furchtbare Qual, die Du meinem Herzen bereitet hast, hat mich schwach gemacht wie ein Kind. Dennoch bin ich hier. Ich weiß, daß Du kommst, um Deinen hochgeborenen Freund hier zu treffen. Ich weiß, daß Du die Absicht hast, uns Alle zu verlassen und seine Sklavin zu werden, seine — großer Gott, Mary! So tief wirst Du Dich nicht erniedrigen! Sieh' mich an! Hebe Deine Augen zu den meinigen empor — Du wagst es nicht! Mädchen, bist Du schon so tief gefallen, daß Du mir nicht in die Augen sehen kannst?"

„Nein, nein — habe Mitleid mit mir, Lawrence — habe Mitleid mit mir!" rief die Unglückliche, indem sie die Hände faltete und ihre großen schönen Augen auf die seinigen heftete.

„Gott sei Dank!" rief Lawrence, „es ist noch Zeit! Jetzt, Mary, jetzt, ehe noch diese Schlange Dich wieder umringelt, schleudere sie von Dir. Ich will gegen Deinen eigenen Willen Dich retten. Du sollst niemals die Beute eines so herzlosen Schurken werden."

„Ich kann Dich nicht so sprechen hören," sagte Mary. „Ich muß nach Hause gehen. Du erschreckst mich zu Tode," fuhr sie fort, indem sie einigermaßen wieder Muth gewann, denn die erste Erschütterung, welche sein Anblick ihr verursacht hatte, begann allmählig in den Hintergrund zu treten. „Alles dieses kann zu nichts Gutem führen — laß mich nach Hause gehen. Du hast mich durch Dein Ungethüm und Deine Leidenschaft von jeher geschreckt und geängstigt. Ich will nicht bleiben."

Sie wollte den leeren Krug aufheben, aber Lawrence ergriff ihre Hand und verhinderte es.

Sein ganzes Benehmen veränderte sich, seine Züge waren noch bleich und aufgeregt von den Spuren des furchtbaren Seelenschmerzes, die wilde Energie in Stimme und Geberde aber, welche er zuerst an den Tag gelegt, war jetzt gänzlich verschwunden.

„Mary," sagte er in einem Tone so leidenschaftlicher Zärtlichkeit, daß trotz der Verblendung, welche Mary's Herz verhärtete, sie schmerzlich ergriffen ward, „Mary, um Deinetwillen — nicht um meinetwillen — ich könnte ohne Dich leben — — allerdings mit gebrochenem Herzen und einsam, aber ich könnte leben, wenn Deine Untreue nicht Schmach und Verderben für Dich selbst wäre. Denke an Deine Eltern, an jenen Mann, der durch das Dorf wandern wird, während die Schande einer Tochter seinen Nacken beugt und seine alten Wangen mit Schamröthe färbt. Du bist sein einziges Kind, Mary. Wende das Gesicht nicht hinweg, versuche nicht, mir Deine Augen zu entziehen. Ich will nicht von mir selbst sprechen — nur gib diesen Mann auf — ja, ich will sogar nichts Unfreundliches von ihm sprechen. Wenn er heute Abend kommt, so bleibe hier bei ihm stehen und sage ihm: „Ich hatte einen Traum, einen sündhaften, wüsten Traum, der meine junge Seele in Verderben und Elend gestürzt hätte. Jetzt aber bin ich erwacht. Der gute Freund hier wird mich nach Hause zu meinen Eltern bringen, die ich beinahe vergessen hätte." Bitte den Mann, der Dich verlockte, daß er fortgehe und Dich daheim lasse. Dann will ich Marston Hall verlassen und nie wieder mit Dir sprechen, wenn Du es nicht wünschest. Aber, Mary, schicke mich nicht mit verwundetem Herzen und von Deiner Schmach glühender Wange fort."

Noch einige Minuten und er würde den Sieg

Digitized by Google

errungen haben, denn in seinem Blicke und in seiner Stimme lag ein Ausdruck, dem selbst ein Herz von Stein nicht zu widerstehen vermocht hätte; während aber noch die letzten Worte auf seinen Lippen schwebten, kam der junge Lord Marston um eine Felsenspitze herum und stand vor Beiden.

(Schluß folgt.)

Verschiedenes.

Die »Augsb. Allg. Ztg.« bringt unter dem Titel: »Der Krieg 1866 und die Seuchen-Statistik« einen Aufsatz, der wieder in der schlagendsten Weise den Beweis liefert, daß die blutigen Schlachten eines Krieges noch die geringsten Opfer sind, welche ein Krieg überhaupt fordert. Den »Mittheilungen aus dem Gebiete der Statistik, herausgegeben von der k. k. Zentralcommission«, entnimmt sie eine Reihe von Ziffern über die Opfer, welche die Epidemien im Jahre 1866 in den deutschen und slavischen Provinzen Oesterreichs gefordert haben und führt den entsetzlichen Nachweis, daß die Seuchen, welche das furchtbare Gefolge der Heereszüge bilden, die meisten Opfer fordern. Während im Jahre 1865 nur 422 Personen an der Cholera starben, und 10,283 an der Epidemie und der Cholera zusammen gestorben sind, forderte das Kriegsjahr 1866 die furchtbare Zahl von 196,711 Opfern, von denen 165,292 der Cholera erlegen sind. Aus den einzelnen Ziffern geht aber ferner hervor, daß gerade die Provinzen, in welchen die Heereszüge sich anhäuften (Oesterreich unter der Enns, Böhmen, Mähren, Galizien und die Bukowina), auch am schwersten durch die Seuchen und besonders durch die Cholera betroffen wurden. Und nicht dort, wo die feindlichen Armeen unmittelbar aufeinander stießen, sind die epidemischen Krankheiten am stärksten aufgetreten, sondern in den Kreisen, durch welche der Vor- und Rückmarsch stattfand, woselbst die Heeresmassen am längsten weilten. In Ungarn sind 1866 an der Cholera allein 69,628 Personen gestorben, in der österreichisch-ungarischen Monarchie sind also allein der Cholera 235,000 Menschen erlegen. Eine Viertelmillion Menschen ist in Oesterreich den Kriegsseuchen überhaupt zum Opfer gefallen in einem Jahre, welches mit wenigen Ausnahmen günstigen Nahrungszustand durch Ernten hatte. Die Zahl der Erkrankten war mindestens doppelt so groß, als die der Gestorbenen. Der beherzigenswerthe Aufsatz schließt mit folgenden Worten: »Welche Summe von Leiden, von zerstörtem individuellem und von Familienglück, von Verlust an Arbeitskraft und Erziehungswerth umschließen diese Ziffern! Der Kirche, die das Ohr der Mächtigen der Erde hat, empfehlen wir dieses Material zur Geltendmachung in allen Hofkirchen Europa's. Die Nationalökonomie wird, wenn sie den Werth der hier vernichteten Menschenkraft berechnen will, eine enorme Summe zu verzeichnen haben, die nicht in dem großen Buch der Staatsschuld erscheint, aber auf dem Verlustconto zahlloser Familien zu der markverzehrenden Kriegs- und Soldatenschuld der Völker hinzukommt.«

Ueber die Streichzündhölzchen macht O. Ule in der von ihm und K. Müller redigirten »Natur«, 1869, Nr. 3, folgende Mittheilung: »Man hat berechnet, daß in Frankreich 6, in England 8, in Belgien 9 Streichzündhölzer pro Kopf und Tag verbraucht werden, und in dem rauchenden Deutschland dürfte die Zahl leicht noch größer sein. Nehmen wir indeß nur die kleinste Zahl als Durchschnitt an, so erhalten wir doch für ganz Europa einen täglichen Verbrauch von 2 Milliarden, und diese repräsentiren mindestens 400,000 Pfd. Holz. Der jährliche Verbrauch würde also etwa 145 Millionen Pfd. Holz betragen. Von den leichten Holzarten (Espe und Pappel) die gewöhnlich dazu verwendet werden, wiegt der Kubikfuß nicht mehr als etwa 15 Pfund. Demnach würden in Europa allein jährlich gegen 10 Millionen Kubikfuß oder 90,000 Klaftern Holz in den so wenig geachteten Zündhölzern vernichtet werden. Rechnen wir dazu den Verbrauch an Phosphor, der ungefähr 420,000 Pfund jährlich beträgt, und den Lohn der Arbeiter, deren Zahl man auf 30,000 schätzt, so ergibt sich ein Gesammtwerth der jährlichen Zündholzfabrikation in Europa von mindestens 65 Mill. Thlrn.

Die »W. Ztg.« berichtet aus Schweidnitz, 1. April: Eine Granate, 1866 aus dem österreichischen Feldzuge von einem Knechte mitgebracht, ist jetzt Ursache eines Unglücks geworden. In der Styriusmühle des Hrn. P. befindet sich zugleich für das Etablissement eine Privatschmiede. Drei Knaben, einer 11 Jahre, der andere 6, und ein noch jüngerer, hatten die Granate, die unter altem Eisen lag, entdeckt und als willkommenes Spielzeug hervorgeholt. Die Granate war der Vorsicht halber des Zündkrauts beraubt und ausgebohrt worden, jedoch war dies mangelhaft geschehen. Die Knaben beschäftigten sich nun damit, auf einem leer stehenden Amboß Pulverkörner herauszuklopfen und diese anzuzünden. Damit hatten sie sich schon eine Weile belustigt, als ein in der Schmiede beschäftigter Arbeiter, der hinzukam, zu ihnen sagte: »Wartet, ich will euch einen Spaß machen«, sich wieder entfernte und darauf, ein glühendes Stück Stabeisen an einer Zange haltend, zurückkehrte. Der 11jährige Knabe blieb beherzt stehen, der 6jährige stellte sich hinter ihn und der Kleine suchte Deckung hinter der Thür. Nun fuhr der Arbeiter mit dem glühenden Eisen in die Granate — ein furchtbarer Knall erschütterte das ganze Gebäude. Die mangelhaft ausgebohrte Granate war crepirt, hatte die Zange des Schmiedes gebogen, über denselben hinweggeworfen und ihn zurückgeschleudert. Der Mann soll, wie verlautet, um's

Digitized by Google

Gehör gekommen sein, sonst ist ihm merkwürdiger Weise nichts passirt. Der älteste Knabe, der dicht bei dem Amboß stand, erhielt ein Stück Granate mitten in den Unterleib, das ihm das Netz und die Dünndärme zerriß, ein zweites zerschmetterte ihm die Schulter und ein drittes riß ihm die Finger einer Hand weg. Dem mittleren Knaben schlug ein Granatsplitter in den Oberarm, der Kleinste kam unversehrt davon. Der Luftdruck hob das Dach des Anbaues, in welchem dies geschah, und ein Stück Granate drang in den untern Raum einer Sägemühle, in welcher sich wenige Augenblicke vorher viele Menschen aufgehalten hatten.

Chinesisches. Ebenso interessant als komisch ist die Beobachtung, daß der Chinese in seinen Sitten und Gewohnheiten mit dem Europäer den entschiedensten Gegensätzler bildet. Während wir beim Gruße den Hut abnehmen, behält er ihn — sehr vernünftig — auf; reichen wir dem Freunde die Hand, schließt er seine Faust und schüttelt die eigenen Hände. Beim Mahle beginnt der Europäer mit Suppe und Fisch und beendet es mit Früchten und Wein, der Chinese dagegen ist die Suppe zuletzt. Unsere Bräute werden an ihrem Ehrentage von jungen blühenden Mädchen zum Altare geleitet, die chinesische Braut dagegen hat ein Geleit von schwarz gekleideten alten Weibern, und während man in Europa nach der Trauung eine Hochzeitsreise antritt, schließen sich die jungen Eheleute in China einen Monat ein und nehmen keinen Besuch an. Wir trauern in Schwarz, die Chinesen in Weiß. Bei uns lassen Knaben Drachen steigen und die Alten sehen zu, während in China die Jungen die Zuschauer abgeben. Den Ball werfen wir mit der Hand, der Chinese gebraucht den Fuß dazu. Seine Bücher beginnen von hinten, beim Mondschein geht man mit Laternen aus, das Schiff wird seitwärts vom Stapel gelassen, das Pferd von der rechten Seite bestiegen, der Schüler dreht dem Schullehrer beim Hersagen der Lektion den Rücken zu und in Gesellschaft trägt man die dicksten Sohlen auf den Schuhen.

Wahrhaft merkwürdig ist die Kaltblütigkeit, mit welcher der Chinese sowohl sein Glück als auch die größten Leiden und Mißgeschicke hinnimmt. Ob er zum vornehmsten Mandarin erhoben, oder zum elendesten Lastträger degradirt wird, ist ihm gleichgültig, und er findet sich in die neuen Verhältnisse mit der ergebensten Gefügigkeit. Es scheint eine Art von Selbstvertrauen zu sein, das bei erlittenen Unglücksfällen dem Betroffenen neue Spannkraft zur Verbesserung seiner Lage verleiht, und er den Verlust als etwas Geschehenes und nicht mehr zu Aenderndes zu vergessen sucht. Dazu kommt, daß ein Chinese außerordentlich wenig Bedürfnisse hat und schlechte Zeiten ihn wenig berühren. Gleich kaltblütig, wie im Augenblicke der Gefahr, sehen die Chinesen auch dem Tode entgegen. So erzählt der englische Missionär Scarth, daß nach Unterdrückung des Aufstandes in der Provinz Kanton die Mandarinen an verschiedenen Stellen Pavillons errichten ließen, welche mit allen Mitteln zum Selbstmorde ausgerüstet waren. Herauf wurden Alle, die am Aufstande Theil genommen, aufgefordert, sich in der Nähe dieser Etablissements selbst hinzurichten, damit ihre Angehörigen sie wenigstens bestatten könnten, was bei den vielen Executionen nicht wohl möglich wäre. Diese Aufforderung hatte den besten Erfolg.

Die Sonne als Brandstifterin. Nach Nachrichten aus der Capstadt hat dort in mehreren Distrikten eine Feuersbrunst geherrscht, welche durch die Sonnenhitze verursacht wurde. Millionen von Morgen Landes haben gebrannt, viele Menschen sind dabei umgekommen und der entstandene Schaden ist sehr bedeutend.

In Berlin wurde der ehemalige Bankdiener Stuart, der schon wegen Kassaveruntreuungen in einer Strafanstalt saß, wegen Versuchs, seinen Sohn zu ertränken, zu 20 Jahren Zuchthaus verurtheilt und ist nun auch wegen Mordes seiner Gattin in Untersuchung gezogen.

Charade.

Die Erste ist von großer Macht,
Besiegt den Sieger nach der Schlacht,
Ja alle Menschen fallen nieder,
So oft der Mächt'ge kehret wieder.

Das Paar der andern übersteigt
Die Höhe, die der Mensch erreicht;
Doch oft sieht man sie niedersteigen,
Vor ihres Gleichen sich zu neigen.

Das Ganze strebt nach keinen Höh'n,
Läßt Alles, wie es geh'n will, geh'n;
Und ging es stets nach seinem Ton,
Wir hätten nie — Revolution.

Auflösung der Charade in Nr. 25:

„Frühjahr" ist's, der Winter floh
Ueber alle Berge;
Junges Grün schmückt Flur und Au,
Und zum reinern Himmelsblau
Schwingt sich auf die Lerche.

Reger wird's im Wald und Hain,
Reger auf der Haide;
Feld und Wiesen emsiglich,
Sind bemüht zu schmücken sich
Mit dem Frühjahrskleide.

Munter wälzen durch das Thal
Sich der Bäche Wellen;
Und der Frühlingskinder viel
Schau'n vom Ufer zu dem Spiel
Flüchtiger Forellen.

Lenzespracht winkt überall
Und von allen Seiten;
Aber bange Ahnung drückt
Die Gemüther, und erstickt
Alle Frühjahrsfreuden.

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 29. Sonntag, den 11. April **1869.**

Der Brunnen von Marston Hall.

(Schluß.)

Mary stieß einen schwachen Schrei aus und wollte ihre Hand aus der Lawrence's, der sie fest gefaßt hielt, losreißen, aber es gelang ihr nicht, und sich zu seiner vollen Höhe aufrichtend, stand er in der Majestät seiner imposanten, herkulischen Gestalt vor der schlanken, aristokratischen Erscheinung seines Herrn und Nebenbuhlers.

Letzterer ward ein wenig bleich, als er Lawrence sah, schien aber in allen anderen Dingen vollkommen gelassen zu sein.

„Was soll das heißen? Gleich laßt das Mädchen gehen!" rief er in einem Tone, der trotz seiner Selbstbeherrschung nicht ganz ruhig war.

„Mylord," sagte Lawrence, indem er Mary's widerstrebende Hand noch fester ergriff und in ruhigem, kräftigem, eindringlichem Tone sprach, „ich bin hierher gekommen, um dieses Mädchen, meine verlobte Braut, vor dem Verderben zu retten, welches Sie ihr bereitet haben. Wenn Sie ein Mann von Ehre sind, so werden Sie diesen Platz verlassen."

„Und wenn ich mich nun weigere, den Befehlen des Dieners meines Vaters zu gehorchen?" fragte Lord Marston in stolzem, höhnischem Tone.

„Ich bin hierher gekommen, um sie zu retten, und ich werde sie retten."

„Wie, gegen ihren eigenen Wunsch?"

„Ja, gegen ihren eigenen Wunsch."

„Er war gestern Abend hier, er hörte Alles, was gesprochen ward," stammelte Mary, indem sie sich abermals bemühte, ihre Hand loszumachen.

„Dann weiß er, daß Du mit Deiner eigenen Zustimmung mit mir von hier fortgehen wirst," entgegnete Marston, indem er seinen Arm um Mary schlang und sie von Lawrence hinwegzuziehen suchte.

„Eure unberufene Einmischung macht es nun geradezu nothwendig, daß sie nicht wieder nach Hause zurückkehrt."

„Sie wird nicht mit Ihnen gehen, sie soll nicht mit Ihnen gehen!" rief Lawrence, indem er das weinende Mädchen fester an sich zog und Marston mit der Hand zurückstieß.

„Trotz Ihres Machtwortes, trotz ihres eigenen Willens werde ich sie retten."

Marston ward bleich vor Wuth.

„Unverschämter, Undankbarer!" murmelte er, indem er vor Wuth seine zarten, weißen Hände ballte; hier, Mann gegen Mann, hatte sein Rang und Reichthum keine Macht über die Energie eines Mannes, welchen er auf so furchtbare Weise beleidigt hatte.

Lawrence's Gesicht ward immer bleicher; seine Augen begannen zu funkeln und sein Mund zitterte vor verhaltenem Ingrimme.

Mit Einemmale wich dieser Ausdruck erhabenen Zornes aus seinen Augen, er ließ das erschreckene Mädchen los und eine strenge, kalte Ruhe nahm Besitz von ihm.

Er wandte sich zu der Unglücklichen und sagte in gedämpftem Tone zu ihr: „Mary Layton, die Wahl steht Dir frei. Du kannst Sünde und Schmach mit diesem Manne wählen, oder die redliche Zuneigung eines Mannes, der Dich mehr liebt, als seine eigene Seele. Sage Dich los von ihm; ich beschwöre Dich im Namen des Himmels, denn höre, was ich sage, die Folgen würden furchtbar sein — Du hast keine Ahnung, wie furchtbar!"

So leise er auch sprach, so lag doch der Ausdruck des tiefsten Schmerzes in seiner Stimme.

Seine Hände falteten sich flehend und kalte Schweißtropfen traten ihm auf die Stirne.

Lord Marston wollte sprechen, aber eine gebieterische Geberde von Lawrence bewog ihn, zu schweigen.

Es lag etwas Furchtbares in dem gewaltigen Zwange, den dieser Mann sich selbst auflegte.

„Sie ist frei, lassen Sie sie wählen!" sagte er, indem er seine Augen auf das bebende Mädchen heftete. „Willst Du mit mir zu Hause gehen, Mary?"

Das unglückliche Mädchen konnte nicht sprechen, näherte sich aber Lord Marston und klammerte sich bitterlich weinend an ihn.

„Habt Ihr nun Eure Antwort?" fragte der junge Lord, indem er Mary mit seinem Arme umschlang, „habt Ihr nun Eure Antwort?"

„Ja, ich habe sie," entgegnete Lawrence in gepreßtem, kaum hörbarem Tone. „Ich will ihr nicht weiter zureden. Ehe Du mich aber auf immer verlässest, Mary, möchte ich noch ein Wort mit Dir sprechen."

Mary Layton hob ihre Augen zu seinem bleichen Gesichte empor und bebte unwillkürlich vor ihm zurück.

„Es ist das letzte Wort, welches ich je von Dir verlangen werde," sagte Lawrence.

Digitized by Google

„Verlaßt uns!“ rief Marston in befehlendem Tone.

„Nicht eher, als bis ich mit ihr gesprochen habe,“ entgegnete Lawrence fest. „Ich verlange nur Ein Wort.“

„Werdet Ihr uns dann verlassen?“

„Ich werde Ihnen dann nicht weiter lästig fallen.“

Lawrence schien ruhiger zu sein, als er während dieser ganzen Unterredung gewesen war, aber es zuckte ein seltsames Lächeln über sein Gesicht und das fast wahnsinnige Funkeln seiner Augen ward immer lebhafter.

Nachdem Marston einen Augenblick nachgedacht, sagte er zu Mary: „Nun, so sprich mit ihm, Mary. Es gibt einmal kein anderes Mittel, ihn los zu werden.“

Das arme Mädchen warf einen bittenden Blick auf Lawrence, er aber begegnete demselben mit einem so sanften und ruhigen Blicke, daß sie wieder Muth faßte und den Arm ihres Verführers losließ.

Lawrence ergriff sie bei der Hand und führte sie zurück nach dem Brunnen, indem er sehr langsam ging.

Als sie dicht an der Umfassungsmauer standen, bückte er sich und sah seiner untreuen Geliebten scharf in's Gesicht. „Willst Du Dich wirklich nicht auf den rechten Weg zurückführen lassen? Bist Du wirklich fest entschlossen, uns Alle zu verlassen und mit ihm zu gehen?“ sagte er.

„Ich habe es versprochen, — ich liebe ihn.“

„Und dennoch fordere ich Dich noch einmal auf, ihm zu entsagen. Jetzt ist es noch Zeit.“

„Dringe nicht länger in mich, es kann Nichts nützen,“ lautete die grausame Antwort.

Er faßte ihr Gesicht zwischen seine beiden Hände und sah sie mit zärtlich innigem Blick an.

Eine ungeduldige Bewegung von Lord Marston rüttelte ihn auf.

Mit Einemmale schlang er seinen riesenstarken Arm um sie, drückte seine Lippen auf ihre Stirn und schwang sich mit ihr auf die Umfassungsmauer des Brunnens hinauf, umklammerte sie fest und stürzte sich mit ihr in den gähnenden schwarzen Schlund hinab.

Ein einziger lauter Schrei — ein schwaches Gurgeln des Wassers tief unten in der Erde — ein leichtes Vibriren des Seiles — dies war Alles.

So lautet die tragische Geschichte, die man noch heutzutage in einem der ländlichen Distrikte von Altengland erzählt.

Die Sage fügt noch hinzu, daß Mary's Eltern an gebrochenem Herzen starben, aber sie sagt nicht, ob Lord Marston unter den Thorheiten seines fashionablen Lebens von Reue und Gewissensbissen verfolgt ward.

Die Schlange im Paradiese.

„Nicht bald genoß ein Mann einen besseren Ruf in seiner Gemeinde,“ so wird der Wiener „Presse“ aus Dijon vom 24. März geschrieben, „als der Müller Nikolas Chevillot aus Grancey bei Dijon. Seit einer langen Reihe von Jahren betreibt er dort sein Müllergewerbe mit Fleiß, Glück und Verstand. Seine Ehefrau, eine stille, gemüthliche, fleißige Frau, unterstützte ihn hierbei in der lobenswerthesten Weise. Jetzt ist sie nicht mehr: ihr Mann hat sie gemordet. Wie das kam bei den so friedlich lebenden Eheleuten und bei dem ruhigen, gemessenen Wesen des doch schon fünfzig Jahre alten Chevillot? Das böse Geschick führte ihm eine Schlange in sein Paradies und diese Schlange war ein fast kindlich aussehendes, blühendes Mädchen, die damals sechszehnjährige Marie Mariotte, die mit ihrer Mutter öfter in die Mühle gekommen war und endlich am 14. Oktober 1867 zu ihm in den Dienst trat.

Sie sah bald, daß der Müller eine besondere Freude an ihrem blühenden Aussehen hatte und sie baute darauf ihren Plan: Müllerin wollte sie werden, Herrin in der Mühle und nicht Dienerin wollte sie sein.

Chevillot war bald in ihre Netze verstrickt, Marie verlockte ihn zu vertraulichen Beziehungen. Die Leidenschaft berückte seinen Verstand, er wurde dem Mädchen gegenüber bald willenlos.

„Und wann machst Du mich zu Deiner Frau?“ sagte sie ihm eines Tages.

„Kind,“ antwortete er ihr, „kann ich denn zwei Frauen haben? Mein Weib kann ja sterben und dann nehme ich Dich; warte nur, Du wirst wohl noch die Müllerin werden.“

Marie weinte. Sie schwieg. Vielleicht kam ihr da schon der erste Gedanke zur dunkeln That, die auch sie heute auf die Anklagebank im dichtgefüllten Assisensaale geführt hat.

Vom Tage jenes Gespräches an war Marie Mariotte wie umgewandelt, sie fühlte sich schon als die zukünftige Herrin der Mühle und benahm sich gegen die Müllerin mürrisch, unfolgsam, fast herrisch.

Die Müllersfrau ahnte mit dem Instinkte der Frauen den Grund des veränderten Benehmens ihres Dienstmädchens und ihres Mannes, der sie immer kälter und mürrischer behandelte, er, der sonst so aufmerksame, artige, zärtliche Gatte. Eifersuchtsgedanken stiegen ihr auf, doch gab sie ihnen keinen anderen Ausdruck, als daß sie es das Mädchen fühlen ließ, wie sie noch die Herrin sei im Hause.

Marie fand das endlich unerträglich. Eines Tages, Anfangs März v. J., brachte sie bei einer zärtlichen Unterredung mit Chevillot das Gespräch wie unvorbedacht auf Giftkräuter, „die Einen bald aus der Welt bringen.“

Digitized by Google

Chevillot sah sie mit einem langen, durchdringenden Blicke an. Sie hatten sich verstanden.

„Ah, zu was Giftkräuter", sagte er endlich nach einer ziemlich langen Pause, zu was ein Giftkraut, da gibt's wohl Gifte, die besser wirken."

„Und vielleicht schneller, und daß Niemand was davon erfährt?" fiel sie rasch ein.

Chevillot antwortete nicht. Aber der böse Funke war da; bald beherrschte ihn der dämonische Gedanke. Schon in einigen Tagen kam Marie auf das Giftgespräch zurück.

„Aber wie Du doch langsam bist, mein guter Chevillot. Noch immer nicht so ein kleines Tränkchen, das uns Beide glücklich machen kann?" flüsterte Marie.

„Sollst es haben, Kind," antwortete der Müller mit verständnißvollem Blicke, „nächstens gehe ich in Geschäften nach Bar und bringe ein Fläschchen Scheidewasser mit."

Am 15. Juni hatte der Müller in Bar zu thun; am Tage zuvor sagte er dies Marien und fügte bei: „Du sollst es morgen haben, ich bringe Dir mit, was ich Dir versprochen habe."

Marie jauchzte auf vor Freude.

„Nun, ich werde sehen, wie Du Wort hältst. Bis jetzt hast Du nur geschwätzt wie ein Professor, der ein junges Mädchen unterhalten will; will nun sehen, ob Du ein Herz im Leibe hast; ich an Deiner Stelle hätte der Sache längst ein Ende gemacht."

Während sie so sprachen, saßen auf der Bank vor der Mühle zwei Frauen, beide mit leidender, sorgenvoller Miene. Die eine war des Müllers Frau, die andere ihre liebste Freundin, Mariens Mutter. Eben erklang feierlich das Glöcklein des Dorfes.

„Nun," sagte die Müllerin wehmüthig, „morgen kann man ja für uns Beide läuten."

Dies hörte der Müller im Zimmer; er bog sich über Marie und flüsterte ihr mit einem Blicke des Verständnisses zu: „Ja, ja, das Glöcklein wird läuten wie heute, ist's nicht für die Eine, so ist's für die Andere."

Noch an demselben Abende um 10 Uhr goß Chevillot in das Glas, aus welchem die Müllerin zur Nachtzeit zu trinken pflegte, ein Tränklein und dazu zwei Löffel voll Schwefelsäure. Die Unglückliche hatte bald davon getrunken. „Oh, wie das brennt!" stöhnte sie. Das Erbrechen währte bis zum frühen Morgen. Marie stand zuthunlich beim Bette der Kranken. Endlich traf sie am Morgen den Müller, der sie rasch verständigte, daß er der Frau Gift gegeben.

„Aber wird's auch sicher wirken? Wird es sie uns wegschaffen?" fragte sie.

„O gewiß, mein gutes Kind," erwiderte Chevillot; „eben sagten mir die Schwester Antoinette und die Frau Duyen, ich möge die Frau nicht verlassen, bis Mittag sterbe sie gewiß."

Aber sie starb an diesem Tage nicht; unter den gräßlichsten Schmerzen und unfähig, noch etwas zu verdauen, lebte sie noch bis zum 21. September.

Marie aber war heiter, so heiter.... Nun war es ihr ja gewiß, daß sie die Müllerin von Grancey werde. Aber lange, zu lange dauerte ihr das Sterben der alten Müllerin.

„Mach doch einmal ein Ende mit ihr; wäre sie meine Mutter, ich würde mich ihrer erbarmen und es wäre rasch geschehen."

Am 4. Juli erfuhr das arme Weib, was sie früher nur geahnt, sie wußte nun, daß es ihr Mann mit Marien halte, und daß sie deßhalb sterben müsse.

Marie mußte das Haus verlassen; die Müllerin litt sie nicht mehr. Am 2. August schrieb die Buhlerin Marie an Chevillot: „Drei Monate gebe ich Dir Zeit, ist dann die Sache noch nicht zu Ende, so heirathe ich einen Andern; ich gönne Dir diese Zeit, um Dir das zu überlegen, aber heirathest Du mich in den drei Monaten nicht, so weiß ich, daß Du einfach nicht willst."

Die Müllerin starb endlich. Die Gerichtsärzte constatirten, daß sie durch Schwefelsäure vergiftet worden sei. Chevillot und seine Buhlerin betraten nicht das Brautgemach, wohl aber die Zellen des Gefängnisses; endlich, endlich hatte nach Monaten die Justiz ihres Amtes gewaltet.

Die Angeklagten läugnen vor den Männern der Jury nichts. Wozu auch? Zahlreiche Zeugen bestätigen ja alle Momente der Anklage.

Nach kürzester Berathung spricht die Jury das Schuldig, aber — eine Feindin der Todesstrafe — nimmt sie mildernde Umstände an, ein Todesurtheil ist dadurch ausgeschlossen.

Der Gerichtshof bemißt als Strafe für Chevillot: lebenslängliche Zwangsarbeit; für die „hartherzige" schöne Müllerin von Grancey, Marie Mariotte: Zwanzig Jahre Zwangsarbeit. Chevillot vernimmt den Spruch stumm, erstarrt; Marie Mariotte stößt einen gräßlichen Schrei aus: sie wird nicht die Müllerin von Grancey.

Verschiedenes.

Wie die Componisten in früherer Zeit zu einem Musikfeste gewandert. Im Frühling 1818 wanderten fünf Männer „von honnettem Aeußeren" mit dem Ränzel auf dem Rücken die Bergstraße hinauf über Heidelberg zum Mannheimer Musikfest: es waren Spohr und Methfessel mit drei Thüringer Freunden. Methfessel hatte die Guitarre an der Seite hängen, und jeder der drei Thüringer trug ein Waldhorn auf dem Ranzen. Wo sie durch ein Dorf oder Städtchen kamen, da bliesen sie, spielten und sangen, von einem Schweife jubelnder Zuhörer gefolgt, stiegen auf die Burgen, ließen sich Essen und Trinken hinauf bringen, und ihre Rundgesänge und Hornfanfaren in das weite blühende Land hinaustönen. Auf dem Heidelber-

Digitized by Google

ger Schlosse, wo Methfessel besonders durch seine komischen Lieder ergötzte, die er meisterhaft zur Guitarre sang, wurden sie erkannt, und von einer Deputation des Heidelberger Gesangvereins eingeladen, die Neckarfahrt nach Mannheim auf dem festlich geschmückten Schiffe des Vereins mitzumachen. Da begannen dann die fünf Wanderer ihr Blasen und Singen auf's Neue, bis sie in Mannheim landeten und dort als Ehrengäste begrüßt wurden. »Ja sogar eine Wohnung in einem Privathause wurde mir angetragen,« fügt der Erzähler, Spohr in seiner Selbstbiographie hinzu. Er lehnte aber dankend ab, und schlief mit seinen Freunden auf der Streu, weil es in den überfüllten Wirthshäusern keine Betten mehr gab. Dieß war in derselben Zeit, wo Spohr nach dem Erscheinen des Faust und der Zemire auf der Höhe seines Ruhmes stand, und Methfessel seiner größten Popularität sich erfreute. Wie anders pflegen jetzt unsere gefeierten Componisten zu den Musikfesten zu reisen! Sie können darum wohl noch Lieder vom Wandern singen, aber kein Lied, welches jeder Wanderer singt.

Aus dem Strohgäu, 5. April, wird folgender roher Spaß gemeldet: Vor 14 Tagen hat ein muthwilliger junger Wirth in einem Nachbarort einem seiner Gäste die Tabakspfeife mit Pulver gefüllt und oben mit Tabak bedeckt. Die Explosion war so stark, daß der Mann zu Boden geworfen wurde, und das Gesicht derart verbrannte, daß er mehrere Tage total blind war; der auf solch bübische Weise Verunglückte sieht jetzt wieder aus einem Auge, das andere soll, wie man hört, verloren sein. Der Thäter sitzt seit 14 Tagen im Gefängniß und wird seiner gerechten Strafe nicht entgehen.

Ein ächt amerikanischer Humbug, womit das Newyorker Publikum im vorigen Jahre genasführt wurde, ist kürzlich aufgedeckt worden. Die zahlreichen Besucher der Gebhard'schen Bad- und Schwimm-Anstalt am Fuße der 66. Straße erinnere sich wohl des dort gefangen gehaltenen Wallfisches und des großen Interesses, welches Alt und Jung an den leichten Bewegungen dieses Meergiganten nahmen, der unter seinen springbrunnähnlichen Strahlen, die seiner Nase entströmten, in den Wellen des Eastriver bald rudrig dahin glitt, bald mit wilden Schlägen seines Hintertheils die Wogen peitschte, daß das Wasser hoch aufspritzte. Wohl Viele werden sich noch der großen Aufregung erinnern, die ein rücksichtsloser Yankee hervorrief, der seinen Revolver auf den Wallfisch abschoß, um, selbst auf die Gefahr hin, den Werth des Thieres ersetzen zu müssen, zu erproben, ob die Kugeln die Haut und das Fleisch des Thieres durchdringen oder schadlos an dessen Panzer abprallen. Wer hätte damals gedacht, daß dieser Wallfisch ein künstlich construirtes Boot gewesen, das, mit Segeltuch überzogen, in seinem Innern sieben Männer barg, von denen mehrere die floßähnlichen Ruder führten, andere die Wasserstrahlen aus der Nase des Thieres trieben, und der siebente, der Erfinder dieser Maschine, die Bewegungen desselben leitete. Wer hätte damals gedacht, daß der rohe Yankee mit seinem Schießen nicht das Leben eines Thieres, sondern jenes seiner Mitmenschen leichtsinnig bedroht? Ein Glück war es, daß die Kugeln nur an den Köpfen der Insassen des Wallfisches vorüberpfiffen, ohne Schaden zu thun. Ja, wird der Leser fragen, warum und wozu jetzt nachträglich die Enthüllung, wie kommt sie zu Tage? Ganz einfach. Herr Gebhard hat nämlich das Geld, welches ihm die Schaustellung des »Wallfisches« einbrachte, recht gerne in seine Tasche gesteckt, auf der andern Seite aber vergessen, dem eigentlichen Unternehmer die bedungene Vergütung zu bezahlen, so daß demselben, der sich als »Naturforscher« Andernach entpuppte, nichts anderes übrig blieb, als vor Richter Stemler, wo er klagend Zahlung suchte, den Schleier von dem Geheimniß zu lüften. Der Richter fand die Forderung des neuen Jonas begründet und erkannte ihm 867 Dollars Entschädigung zu.

Aus Aberdeen (England) wird eine sonderbare Heirath gemeldet: Der Nagelschmied James Rald nämlich, welcher im dortigen Gefängnisse die Schwurgerichtsverhandlungen gegen sich wegen Raubanfalles erwartet, hat sich in einem der Säle des Gefängnisses mit einer gewissen Jane Anderson verheirathet. Der Gefängnißgeistliche wollte die Trauung nicht vornehmen, ein Stadtgeistlicher aber hatte die Bedenken nicht und vollzog den feierlichen Akt in Gegenwart des Gefängnißdirektors und mehrerer Wärter und Wärterinnen, welch letztere als Brautführer und Brautjungfern fungirten. Nach der Ceremonie wurde der Bräutigam in seine Zelle abgeführt, und die glückliche Braut durfte nach Hause gehen.

Die bereits erwähnte Kohlengrubenexplosion in der Nähe von Wigan bleibt in Gräßlichkeit ihrer Wirkungen hinter dem Unglücke von Abergele nur wenig zurück. 70 Bergleute befanden sich innerhalb der Zeche Highbrooks, in welcher die Katastrophe stattfand. Nahezu 30 wurden indessen gerettet, und etwa 15 wurden schrecklich verbrannt oder bald erstickt zu Tage gefördert. 30 Leichen wurden zu Tage geschafft und in einem Schuppen niedergelegt. Nur wenige konnten der gräßlichen Verwundungen wegen sofort identificirt werden; so viel steht jedoch fest, daß mehrere Familien schwere Verluste zu beklagen haben. So befinden sich 5 Mitglieder einer Familie:— Vater, Bruder und drei Söhne — unter den Todten. Das Unglück ist wahrscheinlich in Folge einer beabsichtigten Losprengung entstanden.

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 30. Donnerstag, den 15. April **1869.**

Ein altes Mütterchen.

(Novelle von F. Brunold.)

Wie wunderschön ist es im Herbste, wenn die Blätter der Bäume sich gelb und roth gefärbt haben und die Sonne durchsichtig klar durch die Zweige blickt. Ein neuer Frühling scheint erstanden, wir möchten uns freuen — und doch wird das Herz von Wehmuth erfüllt; wir wissen es ja Alle, daß dieß Blühen nur ein scheinbares ist, daß es ein baldiges Scheiden, ein Nahen des Winters bedeutet.

Und geht es uns nicht ebenso, wenn wir ein Mütterchen sehen, das so freudig, zufrieden im Kreise der Kinder und Enkel steht? Aus der Lieblingstochter ist ihr zugleich eine Freundin erwachsen, deren Kinder nun wiederum ihre schönste und größte Freude sind.

So kommet denn auch nun mit mir und tretet mit mir hinein in jenes Häuschen am Bergesabhang, wo das Weinlaub sich am Giebel rankt und wo vor dem Fenster das einfache Gärtchen sich ausbreitet. Letzteres birgt in seinem Raume nicht prächtige, kostbare Blumen, wie die Neuzeit deren gegenwärtig so viele zieht. Es stehen ein Paar Rosenstöcke darin, ein Stielchen Goldlack, Reseda, Rosmarin, nun fast Alles schon verblüht, und auch einige Astern fehlen nicht. Aber man sieht es dem Ganzen an, daß hier eine alternde Hand waltet, die in der Erinnerung lebt, und beim Anblick dieser einfachen Blumen sich schöner, vergangener Zeiten erinnert.

Das Gärtchen ist wie ein Stammbuch; es spricht von Stunden, die nun, vorüber, von Tagen die längst vergangen sind. Doch nein! hier vorne, wo die Astern blühen, dort spricht die lebendigste schönste Gegenwart, dort leuchtet ein Frühling: denn eines Kindes Hand hat sich dort sein Gärtchen angelegt und sein Feld zurecht gemacht. Man sieht es, das Erdreich ist mit einem Spänchen, das die Stelle des Spatens vertreten mußte, umgegraben, freilich nicht eben besonders schön und glatt; dann ist auch ein Zaun von einzelnen Stückchen Holz, die sich einer besondern Gleichmäßigkeit an Größe und Umfang nicht rühmen durften, darum gezogen; und auf den Beeten — denn das Gärtchen ist ganz wie ein anderer großer Garten, in einzelne Beete abgetheilt freilich nicht sehr kunstgerecht und gleichmäßig, — sind abgeschnittene Blumen eingesteckt, bunt durch einander, wie dies eines Kind Laune und Schönheitssinn mit sich bringt.

So reicht sich gleichsam auch hier das Werdende und Scheidende die Hand; der Frühling hat den Herbst gegrüßt.

Drinnen im Stübchen aber waltet und schaltet die Frau, deren Haar grau geworden, und deren Hand zu zittern beginnt, wenn sie Dieß oder Jenes von dem Simse nimmt, auf dem die Gläser stehen mit den rothen Aepfeln darauf und die Gypskatze, die bei jedem Anstoß längere Zeit mit dem Kopfe wackelt.

Es ist, wie gesagt, eine alte Frau, die in der Stube wirthschaftet; ihr Haar ist grau; aber ihr Gang noch fest und in den Augen liegt eine so gewinnende Ruhe und Klarheit, daß es eine Freude ist, in diese Augen zu schauen, in dieß Gesicht, das der Stürme so viel erlebt, und deren Herz sich doch eine Freudigkeit, eine heitere Lebensansicht bewahrt hat, die wohlthuend auf Alle wirkt, die sich ihr nahen und mit ihr in Berührung kommen. Sie lebt allein in dem Häuschen, ihrem Altsitz, bestehend in einem Stübchen, einem Kämmerlein und einer Küche mit dem Garten vor der Thür und dahinter den Hof, auf dem ein stattlicher Hahn mit seinen Hühnern das Regiment führt. Sie hat es sich so ausbedungen, die alte Frau; sie will allein wohnen. Wohnt doch die Tochter, die Else, mit ihrem Manne nebenan; und deren kleine Gertrud, das Nestküken der ganzen Familie, ist ja fast den ganzen Tag bei der Großmutter. Die hat das Mädel so gern — und erlaubt es demselben sogar, sich ein Gärtchen in ihrem Garten zu bauen, wie wir gesehen haben; wenn des Kindes Freude ihr selbst auch einige ihrer schönsten Blumen kostet. Großmütter haben die Töchterkinder nun einmal ganz besonders gern! So war also die alte Frau eigentlich nicht viel allein, wobei sie doch zugleich ihre Unabhängigkeit sich gewahrt hatte — und nach ihrer Ruhe und Eigenheit leben konnte.

Des Abends aber, in den Feierstunden, wenn zu Nacht gegessen ist, kommt die Else mit den Kindern, um Dieß oder Jenes der Großmutter zu bringen; selbst der Else Mann fehlt zuweilen nicht, wenn er eben ein Stündchen frei hat und er nach des Tages Last und Hitze nicht zu müde und bequem ist, noch den Fuß in das Nebenhaus zu setzen. Dann wird geplaudert und erzählt, bis die Kinder schläfrig werden, auf den Sandmann schelten und nach Hause verlangen.

Heute aber, heut' an dem Tage, von dem wir sprechen, ist es Sonntag zugleich, — und da kommt

Digitized by Google

die Tochter mit den Kindern früher als sonst, um den Nachmittag bei der Großmutter zuzubringen. Wie dieselbe sich dieß für diesen Tag besonders ausbedungen hat. Die alte Frau liebt es, zuweilen eine Ueraschung zu bereiten, Freude zu machen wie und wo sie kann.

Auch heut stehen die besten Tassen auf dem Tisch, der Kuchen fehlt nicht; und als die Tochter mit den Kindern eintritt, ruft sie sogleich: „Bleibst lang, Else, und hättest doch wissen und denken können, daß mir heut ganz besonders nach einer Schaale Kaffee verlangt; und daß . . ."

„Aber warum denn, Kuchen, Großmutter?" fällt hier das älteste der Mädchen ein; während der kleine Stehauf, die Gertrud, bereits mit langem Halse und starren Augen, tiefathmend am Tische steht.

Die Großmutter lacht: „Ja, so Etwas siehst Du gleich und Deine Mutter hätt' auch wissen können, daß heut' dergleichen nicht fehlen würde." Und als sie sah, wie die Genannte noch immer fragend aufschaute: und doch auch zugleich in Etwas verstimmt, weil sie fühlte, daß sie Eins vergessen habe, was sie wohl nicht hätte vergessen sollen — fuhr sie fort und sagte: „Laß gut sein, Kind! hast Deine eigene Wirthschaft und Deinen eigenen Trubel: und so kannst Du schon einmal vergessen, daß heut' mein Hochzeitstag ist, dem jedesmal ein Kuchen wird. — Vergaß ihn nicht, wenn auch mein Alter, Dein Vater, bereits seit Jahren drüben unter'm Rasen gebettet liegt. Wird nicht so lang mehr dauern, werd' ich wieder bei ihm sein! — Aber nun kommt und setzt Euch, die Gertrud kann nicht länger warten. Gebt dem Kinde!" Dann noch einen Blick auf ihre Gäste werfend, rief sie verwundert; „Wo ist Marinka?"

Ehe jedoch eine Antwort erfolgen konnte, ging die Thür auf und ein junges siebenzehnjähriges Mädchen trat haftig ein, um sofort, wie in halbem Trotz, an der Thüre lehnend stehen zu bleiben.

Die Eingetretene hatte dunkle Gazellenaugen, wie überhaupt ihre ganze Erscheinung etwas Fremdartiges, Scheues, Gazellenartiges hatte. Man sah es auf den ersten Blick, daß das Mädchen nicht in diesen Kreis gehörte; während doch wieder in jedem Wort, in jedem Blick und jeder Bewegung eine Anhänglichkeit sich kund gab, die nur durch ein jahrelanges, inniges Zusammenleben hervorgebracht sein konnte.

„Nun!" rief die Großmutter, als Marinka nicht Miene machte, näher zu kommen: „Denkst, ich soll Dir Deinen Trank dahin bringen; oder Deine Tasse Dir auf die Erde setzen?"

„Da säuft sie ja die Katze aus," schrie die kleine Gertrud, und stopfte sich ein Stück Kuchen in den Mund.

Die Marinka aber blieb noch immer an der Thür lehnend stehen; ihre Blicke flammten, hohe Röthe bedeckte ihr Gesicht, ihr Busen wogte; dann aber stürzten ihr plötzlich die Thränen aus den Augen und sich der alten Frau zu Füßen werfend, rief sie laut schluchzend, laut aufweinend: „Stoßet mich nur auch hinaus; ich gehöre ja doch nicht in Euren Kreis. Niemand will mich, Niemand liebt mich! Wär' ich doch nie geboren."

Die Kinder waren erschrocken aufgestanden; auch die Mutter wollte reden — doch die alte Frau winkte und sich still zu der Weinenden niederbeugend, sagte sie mild, sanft und doch dabei fest, bestimmt: „Steh' auf, Marinka! bist und bleibst nun einmal ein Haidersklein, das sich an keine Gartenpflege gewöhnen will. Aber nun komm und setze Dich zu meiner Seiten, ruhig, gesittet, wie es meinem wilden Lieblinge zukommt. Warum nur gleich wieder alle Zügel schießen lassen, weil Du Dir an diesem oder jenem Dorn, bei Deinen wilden Sprüngen, die Finger blutig gerissen hast?"

„O, Großmutter!" rief Marinka, und umfaßte mit ihren beiden Armen die alte Frau, während heiße Thränen ihr von der Wangen rollten: „nicht die Finger! nein das Herz! Das Herz ist mir zerrissen!" —

„Ach, was!" fiel hier die Mutter, die Else ein; „Du machst immer . . . ."

Sie konnte nicht weiter sprechen, denn die alte Frau sah es, wie die Marinka bei diesen etwas unsanften Worten zusammenzuckte; und so winkte sie daher der Tochter und sagte: „Laß gut sein, Else! Schenk' Du nur immer den Kindern ein. Die Marinka weiß, wie lieb und recht sie Dir ist; wie Du ihr stets eine liebevolle treue Mutter gewesen, und daß Du es ihr auch ferner sein wirst. Jeder Schmerz will nun einmal sein Recht haben. Und so laß Du die Marinka nur ihr Leid ausschütten. Ich denke mir, sie wird es nicht vergessen haben, wie der liebe Gott sie schon einmal gnädiglich beschützt hat, und es also . . .

Marinka fiel voll Heftigkeit ein, die Augen flammend erhebend: „O, daß ich doch damals auf der Haide gestorben wäre, und daß mich der Gertrud Vater im Schnee hätte versunken und begraben sein lassen; — Was nützt mir all' Eure Liebe, wenn ich mich nun doch elendiglich verbluten soll?"

„Du thöricht Kind!" sprach die Großmutter; „bist sonst so muthig und stark; und willst nun verkommen und verzagen, weil Dein Liebster von dannen gegangen und sein Vater in Eure Heirath nicht willigen will!"

„Ja, weil ich arm und eine Dirne bin, die nicht Vater und Mutter, die keinen Namen hat!" schrie Marinka trotzig, und stampfte dabei unwillkürlich mit dem schönen kleinen Fuß die Diele.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Verschiedenes.

Das letzte Gastspiel der Frl. Stehle am Würzburger Stadttheater war noch Zeuge eines originellen Intermezzo's. Als die hochgefeierte Künstlerin die Bühne betrat, ertönte mitten in den enthusiastischen Applaus des gedrängt vollen Hauses aus einer Loge heraus gellendes Pfeifen. Dies für eine unverschämte Ungezogenheit haltend, begaben sich sofort mehrere Herren zu dem Uebelthäter, den nur der Schutz der Polizei vor weiteren handgreiflichen Unannehmlichkeiten von Seite des begreiflicher Weise hoch erbitterten Publikums bewahren konnte. Nun kommt aber das Beste! Nämlich der Missethäter war auf's höchste verblüfft über den auf ihn hereingebrochenen Sturm und konnte erst nach langer Pause des Erstaunens erklären, daß er in der besten Absicht gepfiffen habe; er sei Amerikaner und bei ihm zu Lande gelte im Theater der größtmöglichste Spektakel und Skandal, gleichviel auf welche Weise hervorgebracht, für den enthusiastischsten Beifall. Tags darauf war der Herr Yankee noch eigens bei Frl. Stehle, um sich bei der Künstlerin speziell wegen der unabsichtlichen Kränkung zu entschuldigen.

Vom Schwurgericht in Ulm wurde der dortige Kaufmann und Bankier Wilh. Groschopf wegen betrügerischen Bankerotts zu 3 Jahren Arbeitshaus verurtheilt. Der Fall bot — abgesehen von dem grandiosen Schwindel — besonderes Interesse darum, weil Groschopf der im Jahre 1858 mit einem österreichischen 250-Guldenloos 221,000 fl. gewonnen hatte, doch bald nicht nur damit fertig, sondern arg überschuldet war. Dieser Gewinn bewog ihn, sein Waarengeschäft, das er seither mit einem Vermögen von etwa 12,000 fl betrieben hatte, aufzugeben, und sich nur mit Agenturen und Bankgeschäften zu befassen. Er übernahm die Ulmer Privat-Spar- und Leihbank, als deren Buchhalter er früher angestellt gewesen war, in eigene Rechnung, jedoch mit so schlechtem Erfolg, daß im Herbst 1867 gegen dieselbe die Gant erklärt wurde; der Schuldenstand betrug 400,000 fl. Im Laufe des Gantverfahrens wurden Handlungen des Groschopf entdeckt, welche am 23. Nov. 1867 die Einleitung einer Untersuchung und dessen Verhaftung zur Folge hatte. Das Ergebniß des Zeugenverhörs, insbesondere die Aussagen der wichtigsten Zeugen, von welchen unter Anderem einer seiner Buchhalter constatirt hat, daß auf Anordnung des Groschopf in seinem Geschäft ein falsches Kassabuch und wieder ein ächtes geführt werden mußte, um auf diese Weise die augenblicklichen Geldverlegenheiten zu bereinigen, wornach der Baarvorrath mit den Einträgen des falschen Buches zwar stets übereinstimmte, der Baarvorrath auf den Grund des ächten Kassenbuchs aber, ein weit beträchtlicherer hätte sein müssen, sowie die in öffentlicher Verhandlung gemachten eigenen Angaben, seine Behauptungen und Ausflüchte, die er über seine schlechte Geschäftsführung, über die von ihm verübten Fälschungen von Cessionsurkunden, Verheimlichung von Aktivforderungen und der Vereinnahmung des Erlöses solcher Forderungen, welche Handlungen er alle auf widerrechtliche Weise und zum Nachtheil seiner Gläubiger vorgenommen hat, waren nicht geeignet, die Schuld des Angeklagten in ein günstigeres Licht zu stellen. Am meisten zu bedauern sind die vielen Dienstboten, Arbeiter 2c, welche ihre Ersparnisse dem Groschopf anvertrauten, und fast Alles verloren.

Aus Paris, 9. April, wird geschrieben: Das Tagesgespräch bildet das Urtheil, welches der Assisenhof in der Angelegenheit Allotte's gestern gefällt hat. Dieser Allotte war Cassierer und Associe des Wechselagenten Barnes, der sich vor einigen Wochen erschoß, weil der genannte Allotte die Summe von über 4 Millionen Franken unterschlagen hatte. Barnes — dieses geht aus den Verhandlungen sowohl als auch aus einem Briefe des Verstorbenen hervor — wußte, daß Allote sich eines Theiles der ihm anvertrauten Fonds zu persönlichen Zwecken bedient hatte. Er kannte aber nicht die Höhe der Summen, die Allotte nach und nach unterschlagen und die sich auf $4^1/_2$ Millionen belaufen, die gänzlich verloren sind. Eine Verifikation, die Barnes zuletzt anstellen ließ, constatirte dieses aber, und da in Folge dessen er und sein Associe ruinirt waren und auch mehrere seiner Clienten bedeutende Summen verloren, so gerieth er in eine solche Verzweiflung, daß er sich das Leben nahm. Die Prozeßverhandlungen selbst boten kein großes Interesse. Allotte gestand alle ihm zur Last gelegten Unterschlagungen zu und entschuldigte sich damit, daß er die Gelder zu Spekulationen (1,700,000 Franken steckte er in eine Fabrik und das übrige verlor er in Getreide- und anderen Speculationen) benutzt habe. Lachaud, der Allotte vertheidigte, gab die Unterschlagung der Gelder durch Allotte zu, suchte aber denselben dadurch zu rechtfertigen, daß er behauptete, der Verstorbene (Barnes) habe dieselbe gekannt und Allotte könne deshalb nicht verantwortlich gemacht werden. Zum Beweise, daß dem so sei, theilte er einen Brief mit, worin Barnes Allotte freundschaftliche Vorstellungen über sein Betragen macht und ihn bittet, die Sache endlich zu ordnen. Eine Phrase dieses Briefes — sie lautet: "Wenn ich sterben würde, in welcher furchtbaren Lage würden Sie sich befinden!" — liefert Lachaud zufolge den Beweis, daß Barnes, dessen Commis Allotte gewesen sei, Alles gewußt habe. Wie aus den Aussagen des von Barnes mit der Untersuchung der Lage beauftragten Commis hervorgeht, war dies keineswegs der Fall. Barnes glaubte, es fehlten 800,000 Franken und gerieth bei der Verifikation jedesmal, wenn man eine neue Unterschlagung auffand, in die furchtbarste Verzweiflung.

Digitized by Google

Die Geschworenen traten jedoch der Ansicht Lachaub's bei, denn als sie nach einer Berathung von 20 Minuten wieder in den Gerichtssaal zurückkamen, erklärten sie den Angeklagten zum Erstaunen Aller für nichtschuldig. Der Spruch der Geschworenen muß selbst nach der trefflichen und höchst feinen Vertheidigungsrede allgemeines Staunen erregen.

Ein übersehenes Gift. In dem Lagerbiere schwimmen oft kleine Stückchen Pech, welche sich von dem Fasse abgelöst haben und für den Trinkenden, der sie unversehens verschluckt, höchst nachtheilig werden können. In dem Zustande, wie sie in dem Biere schwimmen, sind sie von letzterm durchdrungen und daher zerreiblich und nicht klebend. Der Magen entzieht ihnen aber die Feuchtigkeit und führt sie außerdem durch seine Wärme in ihren frühern Zustand zurück, sie werden wieder klebend und setzen sich an irgend einem Theile des Verdauungskanales fest, wodurch sie eine mehr oder weniger große Störung hervorbringen und krankhafte Erscheinungen veranlassen, deren Ursache man vergebens nachforscht und deren Folgen nichts zu heben vermag. Wie manches räthselhafte Siechthum mag nicht durch solche unbeachtete Störenfriede, die sich im Magen oder dem Darm festsetzten, herbeigeführt werden!

Aus Forbach wird dem »Independent de la Moselle« geschrieben: Am verflossenen Samstag Abend gegen 9 Uhr fand man auf der Brücke bei Roßbrücken den Cadaver des 19 Jahre alten Raspiler, Sohn des Maire von Roßbrücken, auf die entsetzlichste Weise zermalmt, den Kopf beinahe vom Rumpfe getrennt, den linken Arm gebrochen, den linken Fuß zerquetscht, den Leib aufgerissen und total zerfetzten Kleidern. Nach den stattgehabten Ermittelungen kam der beklagenswerthe junge Mann von Forbach mit einem Billet nach Cocheren mit dem Personenzug des Abends 8 Uhr 50 Minuten. Um nach Hause zu gelangen, hätte der Unglückliche von Cocheren aus noch eine Strecke zurück zu gehen gehabt und man vermuthet daher, daß er hier, wo der Zug etwas langsamer fährt, aus dem Waggon sprang und von dem eben vom Bahnhof zu Cocheren nach Forbach abgehenden Güterzug erreicht worden ist und so seinen frühen entsetzlichen Tod fand. Nach den Blutspuren zu urtheilen, ist der Körper des Verunglückten eine Strecke von 360 Meter geschleift worden. Wie Viele schon haben eine ähnliche Unvorsichtigkeit mit dem Verlust von Gesundheit und Leben zahlen müssen: möge dieser traurige Fall aufs Neue zur Warnung dienen.

Mutterliebe. Die Frau eines Bahnwärters bei Piacenza sah dieser Tage, während ihr Söhnchen über die Bahn laufen wollte, einen Eisenbahnzug herankommen; sie warf sich auf das Kind, um es vor einem entsetzlichen Tode zu bewahren, erhielt aber von der Lokomotive einen Stoß, der sie über die Böschung hinabschleuderte. Auch im Sturze ließ sie das einmal ersaßte Kind nicht los und es lag unbeschädigt in den Armen der todten Mutter. Sie war am Kopfe so schwer verletzt, daß der Tod wenige Minuten nach dem Sturze erfolgte.

Vornehme Sitten. Eine der berühmtesten Modehandlungen in Paris hat vor Kurzem ihre Rechnung an eine der vornehmen Eleganten übersendet. Dieselbe beträgt 62,000 Frans, darunter nur 5000 Frcs. für Madeira. Die Kunden dieses Hauses lieben es nämlich, um bei der Auswahl der Stoffe nicht von Kräften zu kommen, diese durch Eintauchen von Biscuit in Madeira zu stärken.

Professor Almen in Upsala hat eine neue Form zur Herstellung von Arzneimitteln erfunden. Die Form, welche er den Arzneien gibt, besteht in dünnen Leimblättern oder dünnen Scheiben von Gelatine, jede von diesen in bestimmter Stärke mit Rücksicht auf den Gehalt der Medicin. Diese medicinische Gelatine wird in der Art bereitet, daß man entweder eine entsprechende Quantität Leim in warmem Wasser auflöst und dieser Auflösung sodann das Arzneimittel zusetzt, oder aber, daß man den Leim in einer Infusion oder einem Decoct der Arznei sich auflösen läßt. Diese Auflösung wird sodann auf einer ebenen Fläche ausgegossen und, wenn sie erstarrt ist, in eine gewisse Anzahl gleich großer und gleich dicker Stückchen getheilt, so daß jedes derselben mithin dieselbe Quantität des zugesetzten Medicaments enthält. Um die Sprödigkeit der Gelatine zu vermindern, setzt man der Mischung etwas Glycerin hinzu. Nach der Behauptung des Professors Almen soll sich die Kraft der Arznei in der Form einer Gelatine besser erhalten, als in jeder anderen Form.

Charade.

Es ist von Fleisch und auch von Bein,
Von Pflanzenstoff und Gold,
Es schlichtet, richtet, ordnet fein,
Doch schwillt es, bist du ihm nicht hold.

Auch manchen schönen Kopf es schmückt,
Zuweilen plagt es ihn;
Im Hühnerhof wird's auch erblickt,
Und über Gebirge läuft es hin.

Auflösung der Charade in Nr. 28:

Der „Schlaf" ist ein Bedürfniß; die „Haube" dient den Frauen
Zum Putz und Schutz, und ist bei Männern auch zu schauen.
„Schlafhaube" aber wird Derjenige genannt,
Der Muth und Energie noch niemals hat gekannt.
Sie braucht nicht eben viel zu ihrer Existenz,
Und macht den Andern d'rum auch keine Konkurrenz;
Ist selten mißvergnügt, und selten frohen Muths,
Und stiftet auf der Welt nichts Böses und nichts Guts.

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 31. Sonntag, den 18. April **1869.**

Ein altes Mütterchen.

(Fortsetzung.)

Die Mutter, die Else, jedoch, rief unwillig: Jetzt bist Du undankbar, Marinka! Bist Du nicht unser Kind? Haben wir Dich nicht an Kindesstatt angenommen? Und was die Armuth betrifft . . ."

„So meint die Marinka nur," fiel die alte Frau lächelnd ein, „daß mein Häuschen, das sie ja doch einmal erben soll, nicht groß genug zu einer Gräfin Wohnung sei. — Und da magst Du recht haben, Kind; mein Vermögen, welches einst, so Gott will, Dir gehören wird, ist ein Wassertropfen gegen den Reichthum des gnädigen Herrn, dessen Sohn Dich gern zum Weibe nähme — wenn's eben nur der Alte zugeben wollte. — Doch laß gut sein: Berg und Thal kommen nicht zusammen, aber zwei Herzen schon. Guck' auf und schau mich an! Siehst, mein Seliger liegt drüben auf dem Kirchhof dort unter grünem Rasen weich und kühl gebettet; er ist eines sanften Todes gestorben; und doch waren schon sechs Flintenläufe einst auf seine Brust gerichtet, — um ihn zu erschießen. Hab' ihn mir auch erobern müssen; und so wird's Dir auch ergehen. Immer Kopf oben, Kind! Der alte Gott lebt noch!

Und hast Du's nur recht treu gemeint,
Ja treu gemeint —
Wirst Du auch schon mit ihm vereint;
Mit ihm vereint;
Ist's heute nicht — doch morgen
Denn Gottes treue Vaterhut
Hält unter Rosen, lieb und gut
Die Liebe stets geborgen.

Siehst Du, das ist auch so ein Spruch, den Du Dir merken kannst. Weißt noch, nächsten Weihnachten sind's fünfzehn Jahr, als der Else Mann Dich fand. Willst's einmal ganz hören, wie's war? wolltest es ja immer gern wissen — und so mag's Dir und den Kindern die Else erzählen. Können auch daran lernen, daß man nicht immer gleich verzagen müsse; und daß ein schwacher Lebensodem nicht immer auch zugleich der letzte zu sein brauche. — So, die Tassen sind gefüllt; laßt Euch den Kuchen schmecken, langt zu! — und Du, Else, erzähle. Nachher geb' ich dann vielleicht auch meine Geschichte zum Besten, 's ist ja mein Hochzeitstag und da ist es gut an Vergangenes zu denken. — Jetzt aber sprich, Kind!"

Die Genannte sah mit inniger Liebe auf die alte Frau, streichelte der Marinka die glänzenden schwarzen Haare und sagte endlich: „Es ist mir noch wie heut'! Weihnachten war's. Mein Mann und ich waren drüben im Gebirg bei den Eltern gewesen und fuhren nun mit Schlitten nach Hause. Es war ein naß-kaltes Winterwetter. Der Schnee fiel in dichten Flocken nieder, während der Wind, der oftmals zu rasendem Sturm umschlug, ihn zu Haufen wehete. Wir waren genug gebeten worden zu bleiben; aber es trieb mich heim. Ich wollt' am Weihnachtsheiligenabend den Christbaum von Niemand anders geschmückt haben, als von mir selbst. Junge Frauen haben nun einmal mitunter ihr Trotzköpfchen für sich und ich wollte davon keine Ausnahme machen. Wir waren also gefahren, und ging es im Anfang auch leidlich gut, so wurde es bald schlimmer und schlimmer. Man muß ein Schneetreiben im Gebirge erlebt haben, um zu wissen, was es heißt, so ohne Steg und Weg dahin zu jagen — denn den Weg hatten wir bald verloren — sich einzig und allein auf die Klugheit der Pferde verlassend, die ja in solchen Fällen immer besser die Straße zu finden wissen, als die Menschen. — Mitunter merkten wir wohl, daß wir auf gebahntem Wege seyn müßten; doch wurde diese Sicherheit bald wieder zweifelhaft; und dem Glück vertrauend, ging es vorwärts. Mit Muth und Anstrengung arbeiteten die kräftigen Thiere sich durch die zusammengewehten Schneehaufen. Wir mochten bereits mehrere Stunden gefahren seyn, als daß Wetter immer wilder, immer stürmischer wurde, und wir schon die Hoffnung aufgaben, noch an diesem Tage unter Dach und Fach zu kommen. Der Wind hatte nachgelassen; aber das Thauwetter war ärger geworden. Die Pferde hatten ein wenig verschnauft. Dämmerung war eingebrochen, ein Geier zog, dicht über unsern Häuptern, trägen Fluges dahin. Es wurde mir unheimlich zu Muth; ich hüllte mich dichter ein, von Frost durchschauert, im Stillen meinen Eigensinn, der zur Heimfahrt getrieben, bereuend, als mein Mann die Thiere zu erneuter Anstrengung antrieb. Es ist mir Alles noch, als wäre es erst heut' geschehen! Wir mochten kaum einige zwanzig Schritte gefahren sein, als plötzlich das Handpferd scheute und mit gewaltigem Satz den Schlitten zur Seite schleuderte, ohne daß derselbe jedoch umschlug. Zum Glück behielt mein Mann die Zügel in der Hand, so daß er die Pferde sofort zum Stehen brachte. Das Ganze war für uns von unberechenbarem Segen, denn

Digitized by Google

ehe die Thiere auf's Neue angetrieben wurden, gewahrten wir, daß des Pferdes Scheuen uns vom Verderben gerettet habe. Noch einen Schritt vorwärts, und wir wären in eine tiefe, bodenlose Felsenspalte gestürzt, die, wie wir sahen, nur wenige Schritte seitwärts vom Wege, sich in die Tiefe senkte. Durch den vielen Schnee war der eigentliche Weg verschüttet und wir dadurch zur Seite desselben gekommen. Genug, wir waren gerettet und wußten außerdem nun auch zugleich, wo wir uns befanden, und welche Richtung wir einzuschlagen hatten, um unsere Heimath zu erreichen. Wir athmeten freudig auf — und mein Mann begann die Pferde wieder anzutreiben, ohne daß er es jedoch verhindern konnte, daß das Thier auf's Neue scheute, und mit Gewalt seitwärts drängte. Es blieb nichts anders übrig: wollten wir weiter, mußte der Vater aussteigen um zu sehen, was es gäbe, und um das Pferd an der Stelle vorbei zu führen. Kaum jedoch war er aus dem Schlitten gesprungen, als er erstaunt und fast erschrocken rief: „Mein Gott! was ist das?" Und sich nieder bückend und etwas aufhebend, was wie ein Bündelchen Zeug aussah, schrie er: „Gewiß, es ist ein Kind!" — Dasselbe mir hinreichend, lachte er: „Gewiß, Else, es ist ein Kind! Da hat uns der heilige Christ eine Puppe bescheert." Und dabei lachte er, als ob er das Schönste und Beste gefunden, was auf der Welt nur zu finden sei.

„Ich hatte das Kind, welches in einen großen Frauenmantel gehüllt lag, bereits auf den Arm genommen. Es schlief ruhig und sanft. Ich mußt' es anschauen, wobei ich jedoch immer wieder rief: Wo kommt's nur her? Schau' nach, Mann, ob Du die Mutter findest! Das Kind kann keine fünf Minuten im Schnee liegen, denn es ist noch fast gar nicht mit Flocken bedeckt. Schau' nach, Mann! Er that's schon und ich auch; aber ob wir schon Beide uns die Augen fast blind guckten, sahen und fanden wir doch nichts, — und haben bis auf den heutigen Tag nichts gefunden. Denk mir, daß Dein Mütterlein, Marinka, — denn Du warst ja das Kind, das wir gefunden, wird in den Abgrund gestürzt sein —, und daß bei dem Sturze sie Dich ohne Willen aus dem Schlitten geschleudert habe. Wir haben nie von ihr vernommen, trotz aller Anfragen und Aufrufe.

„So haben wir Dich heimgebracht, als unser Christkind, und haben Dich Marinka genannt, wie Du Dich selber riefest. Im Uebrigen wußtest Du nichts von Vater und Mutter zu sagen. Ersterer mußte wohl bereits todt sein, denn Du gedachtest seiner nie, während Du im Anfange viel nach der Mutter weintest. Da bist Du denn die Unsere geworden — und bist es geblieben, bis auf diesen Tag."

„Ohne daß ich jemals Hoffnung hegen darf, Vater und Mutter nur dem Namen nach, kennen zu lernen;" seufzte Marinka und legte den Kopf auf der Großmutter Schooß.

Die aber, die hob ihr das Gesicht empor, küßte sie auf die Stirn und sagte: „Dafür hast Du auch zwei Mütterlein; denn mein Mädel bist Du auch."

„Gewiß!" lachte die Else etwas schalkhaft: „Du bist der Großmutter verzogenes Prachtmädel!"

„Hoho!" rief die alte Frau, gutmüthig lächelnd, mit dem Finger drohend: „Was das Verziehen betrifft, wirst Du auch schon Dein gut Theil dazu beigetragen haben. Habe die Marinka zu mir genommen, da sie mir meinen Alten drüben auf den Kirchhof betteten, und Du mit Deinem Mann unsere bis dahin innegehabte Wirthschaft hier nebenan übernahmst, indeß ich in dieß Häuschen einquartierte. Ist ja mein Altsitz."

„Und hättest es doch bei uns sorgenloser, gesellliger haben können," fiel die Tochter ein.

Doch die Großmutter sagte sofort, ernst werdend: „Laß uns nicht wieder auf die alte Geschichte kommen. Es ist und bleibt immer gut, wenn die verheiratheten Kinder für sich wohnen, und die alten Leute auch. Das erhält den besten Frieden! — Und dann, ich war ja nicht allein, ich hatte die Marinka bei mir — wie ich jetzt die Gertrud des Tages über bei mir habe."

„Ja, Großmutter," rief die Genannte; „ich bleibe bei Dir; mußt mir aber auch immer recht viel Kuchen geben!"

Alle lachten. Marinka jedoch seufzte leise vor sich hin: „Sie freuen sich und ich, ich möchte . . ."

Sie konnte den Gedanken nicht ausdenken, denn Margarethe, die älteste der Töchter, hatte sich an die Großmutter geschmiegt und gefragt: „Erzählst Du uns nun Deine Geschichte?"

Und die, die war sich mit der Hand über das Gesicht gefahren, und hatte, wie aus tiefem Traume erwachend, gerufen: „Geschichten, als ob es ein Mährchen sei, zur Kurzweil erzählt! Aber so seid ihr jungen Dinger, denkt immer nur an das Vergnügen und wißt nicht, wie ernst mitunter das Leben ist, besonders wenn Völker sich feindlich begegnen. Ein Krieg ist ein ander Ding, als Ihr Euch träumt; und wenn's auch heißt: die Welt sei gesitteter und besser geworden — Krieg bleibt doch immer Krieg. — Und wo ein Feind, als Feind, das Land betritt, faßt er nichts mit Handschuhen an — und das Freundlichthun hat er gleich verlernt. War noch so ein naseweises, junges Ding, als der Krieg von Anno Sechs begann. Es ging mir, wie es jetzt Marinka geht. — Mein Herz gehörte nicht mehr mir, sondern dem Sohne unseres reichen Gutsherrn, der auch nichts von einer Verbindung wissen wollte zwischen mir, der armen Schulmeisterstochter, und seinem Sohne, der schon ein stattlicher Bursche war. (Forts. folgt.)

Digitized by Google

Eine Pacific-Eisenbahn-Stadt.

Die Stärke an der Pacific-Eisenbahn, welche an ihren Endstationen entstehen, folgen derselben bei ihrem weiteren Vorrücken. Es bleiben wohl einzelne Häuser, um den Platz zu bezeichnen, wo früher Wochen oder Monate lang ein tolles Treiben geherrscht hat, aber die Masse der Holzhäuser oder Buden werden abgebrochen, die Bretter, Thüren, Fenster werden nummerirt, zusammengepackt, auf die Eisenbahn-Frachtwagen geladen, Mobiliar und Utensilien ditto und fort geht es nach der neuen Endstation, wo sich binnen wenigen Tagen die neue Bretterbuden-Stadt erhebt und dasselbe Leben beginnt, wie auf der letzten Station, bis abermals weiter gerückt wird. Man kann sich diese Wirthschaft denken wie die einer wandernden Meßgesellschaft, die mit ihren Buden von Jahrmarkt zu Jahrmarkt, von Messe zu Messe zieht. Die ganze Bevölkerung dieser Wanderstärke kann als Nomaden bezeichnet werden, als amerikanische Araber, so unstät und eben so räuberisch wie die wirklichen. Den Hauptbestandtheil der Bevölkerung einer solchen Stadt bilden die Inhaber von Trinklokalen, Spiel- und Tanzbuden mit ihrem Gefolge von Spitzbuben, Kehlabschneidern und lockeren Dirnen. Dann kommen eine Anzahl Händler mit Lebensmitteln, Bäcker, Metzger, Spezerei- und Victualienhändler; ferner Händler mit Kleidungsstücken, Kost- und Logis-Wirthe und einige wenige Handwerker. Es gibt auch ehrenwerthe, brave Leute darunter, aber die Mehrzahl besteht aus gesetzlosem Gesindel. Raub und Mord ist an der Tages- (und Nacht-) Ordnung, Jeder geht bewaffnet; wenn die Unsicherheit zu groß wird, so hilft dann und wann Richter Lynch auf eine kurze Zeit zur Wiederherstellung der Ordnung. Oft müssen zwei zusammengestellte Wagenbeichseln die Stelle des Galgens vertreten, wenn kein Baum in der Nähe ist. Die Unsicherheit der Plätze wird durch räuberische und betrunkene Indianer häufig genug vermehrt. Etwa 800 Meilen von Omaha City entstand der Ort Lyhan auf diese Weise, wahrscheinlich ist er jetzt schon wieder nach einem andern Platz fortgewandert. Ein Augenzeuge, der an dem Orte bei Nacht ankam, dessen Aufbau zwei Wochen vorher begonnen hatte, schildert das Leben und Treiben daselbst wie folgt: Der Ort bildete eine breite Straße, besetzt mit Holzhäusern, hell beleuchtet durch die Lichter, welche aus den Fenstern der Restaurants, Salons, Spezereihandlungen und Kaufläden strahlen — ein Nachbar sucht den andern durch Illumination mit Kohlenöllampen und farbigem Glas zu überbieten. Ueberall war Toben und Musik. Da war ein Getanze und Gefidel, ein Trinken, ein Kartenmischen und Würfelrasseln, wie wir Das niemals gesehen. Aus den Tanzhäusern schallte der Klang von Trompeten, Geigen und Klarinetten — dazwischen Jauchzen, Fluchen, Schwören und Gläserklingen, und mit Whiskey angefüllte Männer drehten sich mit noch wüsteren Frauenzimmern, die mit Sammt und Seide und falschem Schmuck bedeckt waren, wie wahnsinnig im Kreise herum. Die Eisenbahn-Compagnie hatte die Stadt angelegt und verkaufte die Bauplätze zu hohem Preise. Diese Bauplätze haben natürlich nur geringen Werth, sobald die Bahn eröffnet ist, aber der Ort ist erbaut, als ob der Raum für eine Stadt nur sehr beschränkt gewesen wäre. Die Häuser stehen dicht beisammen und bei Ausbruch eines Feuers würden alle sofort verloren sein. Hier habt ihr eine Stadt, die nur zwei Wochen alt ist, mit einer Bevölkerung von 5000 Menschen! Ueberall wird gesägt und gehämmert. Hier errichtet einer seine Verkaufsbude, die er eben von der letzten Bahnstation am Green River herbeigebracht hat. Die Bretter sind sämmtlich numerirt, und in ein oder zwei Stunden wird er fertig sein und seine Waaren zum Verkauf ausgelegt haben. Hier ist ein Deutscher, der mit seiner Frau Kisten auspackt, die Bierfeidel und andere Gläser enthalten. In wenigen Minuten wird er einen Bierfalon in Operation haben. Dort hat ein Yankee eine Bäckerei errichtet und seinen Ofen aus Backsteinen erbaut, die an Ort und Stelle fabricirt sind. Er verkauft heißes Ingwerbrod und Kuchen, und hat einen großen Haufen Brode in der Ecke liegen und Kuchen in den Gesachen. Die Salons sind mehr bei Nacht als bei Tage besucht, aber dann auch überfüllt. Die ganze Bevölkerung ist von der Eisenbahn bezüglich ihrer Vorräthe vollständig abhängig. Würden die Bahnzüge ausbleiben, so würde die ganze Stadt in Wochenfrist dem Verhungern nahe sein. Aber an solch eine Möglichkeit denkt Niemand, und die Masse der Beltläufer der Eisenbahn sind hier, um sich der Beute zu bemächtigen, welche aus der Kasse der Compagnie durch die Arbeiter in ihre Hand kommt.

Stumm und doch so beredt.

Stumm und doch so beredt
Sprechen aus unendlicher Ferne
Die herrlich glänzenden Sterne.
Sie künden Dir in schweigender Nacht
Die göttliche Liebe, die göttliche Macht,
Sie mahnen zu heißem Dankgebet
Stumm und doch so beredt.

Stumm und doch so beredt
Schauen Dich an der Liebsten Blicke,
Sprechen Dir von dem reinen Glücke,
Das ihr Antlitz so hold verklärt,
Wenn Deine Lippe ihr Treue schwört.
Wie selig erglühend sie vor Dir steht,
Stumm und doch so beredt!

Stumm und doch so beredt
Sprechen des Elends so bleiche Züge:
Dich hat gesegnet ein Gott zur Genüge,
Sei Deinem Bruder nicht liebtos gesinnt.
Trockne die Thräne, die schmerzlich ihm rinnt!
Sieh', wie er zitternd um Hilfe fleht,
Stumm und doch so beredt!

Digitized by Google

Verschiedenes.

Vor einigen Jahren ließ eine Dame von mittlerem Alter und einigen Resten ehemaliger Anmuth, welche einige Monate in einer eleganten Wohnung auf den Boulevards in Paris auf großem Fuße gelebt hatte und sich für eine Wittwe aus den Südstaaten der amerikanischen Union ausgab, einen reichen Notar rufen, der Wittwer war, und bat ihn, ihr Testament aufzusetzen, da sie sich sehr leidend fühle. Sie verfügte nun zu Gunsten entfernter Verwandten über ein Vermögen von etwa 500,000 Franken. Der Notar kultivirte die Bekanntschaft der Leidenden, die sich allmählich wieder erholte, hielt nach einiger Zeit um ihre Hand an, die er erhielt, heirathete die Dame und fand sich nach der Hochzeit als der glückliche Gatte einer armen aber schlauen Abenteuerin. Um sich nicht lächerlich zu machen, mußte er sich lautlos in sein Schicksal ergeben.

Den Spruch des griechischen Weisen: „Erkenne Dich selbst!“ nimmt sich zuweilen auch das schöne Geschlecht zu Herzen. In St. Gallen wollte die Telegraphen-Direktion Frauen als Telegraphen-Bedienstete anstellen. Die Vorkenntnisse hiezu hatten die Damen sich bald angeeignet und nun sollte es zur Beeidigung kommen. Als die Direktion aber den Eid auf Wahrung des Geheimnisses forderte, verließen mehrere Schönen das Zimmer, indem sie erklärten, das sei doch zu viel verlangt.

Die Staatszeitung von Tennessee schreibt: „Namentlich in der Baukunst hat sich deutsches Genie in Amerika Geltung verschafft. Albert Fink ist berühmt durch seine eisernen Brücken. Ein Modell derselben ist die Nashville-Edgefield Eisenbahnbrücke, und ein Riesenwerk nach demselben Modell geht soeben der Vollendung in Louisville entgegen, woselbst es den Ohio nach Jeffersonville überspannen soll. Ein Schwabe, Namens Günterle, hat den Riesentunnel erdacht und erbaut, der Chicago mit frischem Wasser versorgt, und jetzt ist derselbe Mann damit beschäftigt, die Stadt Chicago die Kreuz und Quere zu unterminiren und mit unterirdischen Verkehrswegen zu versehen, da der Verkehr über der Erde so ungemein durch die unzähligen Schiffskanäle gehemmt wird. Die Hängebrücke über den Niagara wurde von einem Deutschen erbaut. In unserem Staate gehen jetzt zwei wichtige Eisenbahnstrecken der Vollendung entgegen, beide unter deutschen Baumeistern. Fritz Hellner, ein Schleswig-Holsteiner, baut den Huntington-Zweig der nordwestlichen Eisenbahn, und Major Falconet, ein Schweizer, baut die südwestliche Eisenbahn von Minville aus bis an die Staatsgrenze. Wahrlich, es fehlt den Deutschen in Amerika nicht an Trimmphen über die Eingeborenen und Eingewanderten aus anderen Ländern.

Der 21jährige Sohn eines verstorbenen Schullehrers und Schüler der Wiener Malerakademie, E. Daferd aus Weitenschlag, wurde wegen Banknotenfälschung zu 5 Jahren schweren Kerkers verurtheilt. Als Motiv seines Verbrechens gibt derselbe Nahrungssorgen an. Von den nachgemachten Zehnguldennoten brachte er zwei an den Mann; bei der versuchten Verausgabung der dritten wurde er erwischt. Mit wahrem Galgenhumor hatte er seine Falsifikate mit ganz absonderlichen Inschriften versehen. So ist auf einem Falsifikate zu lesen: „Die Nachahmung dieser Note ist von mir aus erlaubt, aber das Erwischen nicht, denn wer sich erwischen läßt, kommt nach Stein, und dieses Stein liegt mir im Magen.“ Rechts stehen die Worte: „Ein jeder kann probiren, wenn er will; aber wenn ihn nicht die äußerste Noth zwingt — laß er es lieber sein, sonst kommt er nach Stein.“ Auf einem zweiten Falsifikate wird die k. k. priv. Nationalbank mit wenig schmeichelhaften Namen betitelt und gesagt: „O, Ihr Affen! Das Nachmachen ist keine Kunst, aber das Anbringen.“

In China gibt es ehefeindliche Weibergenossenschaften, sie haben aber mit religiösen Vorschriften oder Klosterleben nichts zu schaffen. Theodor Sampson beschreibt zwei derselben; die eine kennt er im Bezirke von Schan-ti und eine andere in jenem von Nan-hai. Die Mädchen, welche eine solche Genossenschaft bilden, sind manchmal Töchter wohlhabender Häuser, andere dagegen sind arm. Diese werden vom Ertrage der Arbeit Aller erhalten. Der Bund hat keine strengen Formen oder Regeln und trägt gewissermaßen einen Privatcharakter. Es thun sich nach Belieben vier, fünf oder zehn Mädchen zusammen; manchmal miethen sie sich bei einer achtbaren Wittwe ein, welche die Aufsicht führt und sie gewissermaßen als ihre Töchter betrachtet. Es kommt aber vor, daß sie doch der Ceremonie der Verheirathung sich unterziehen, sich als formell verehelichen und dennoch Mitglieder des Bundes bleiben. Sie wohnen nicht bei dem angetrauten Manne und haben auch keinerlei Verkehr mit ihm. Es kommt weiter vor, daß der ganze Bund sich auflöst, aber nur, wenn Alle zusammen sich zu einer Heirath entschlossen haben. Dann steht es jeder Angetrauten frei, zu ihrem Manne zu gehen. Der Letztere hat sie natürlich nur unter der Annahme geheirathet, daß sie über kurz oder lang sich entschließen werde, in sein Haus zu kommen. Sehr oft geschieht das aber nicht; das Mädchen verharrt bei seinem Entschlusse, und dann werden die Eltern desselben von dem in seiner Erwartung getäuschten Manne mit Klagen bestürmt. Wenn nun solch eine verheirathete Frau, die doch keine solche ist, gefährlich erkrankt, dann schafft man sie in des Mannes Haus. Nach chinesischen Begriffen erfordert es der Anstand, daß die Frau im Hause ihres Mannes sterbe.

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 32. Donnerstag, den 22. April **1869.**

Ein altes Mütterchen.

(Fortsetzung.)

Von Adel war der Gutsherr nicht, aber reich, und so meinte der Vater, daß der Sohn sein Auge wo anders hinrichten könnte, als nach mir, die doch nichts habe, als ein passabel — Na! Ihr wißt schon, was ich sagen will; 's ist nun einmal von Anfang der Welt an so gewesen, und wird es bleiben, bis zum Ende. Ein Paar Herzen, die sich gut sind, suchen — und finden sich. Ihr jungen Dinger werdet nicht erwarten, daß ich alte Frau Euch viel von jenen Tagen erzählen soll. Man erlebt's nur einmal und Jeder auf seine Weise. Ich weiß nur, daß ich meinen Liebesfrühling viel mit Thränen begossen habe. — Sein Vater hatte jeden Umgang zwischen uns verboten; und wo er uns dennoch beisammen fand, gab's auch keine Rosen und Vergißmeinnicht.

„Nun kam, wie gesagt, der Krieg von Anno Sechs. Und wer einer der Ersten war, der zur Waffe griff, das war mein Anton. Es hielt ihn zu Hause nicht länger, er mußte fort. — Solch ein Abschiednehmen ist ein halbes Sterben. Man meint schier vergehen zu müssen. Man trägt's, aber wie? Das sagt kein Wort, kein Lied jemals aus. Genug, er war fort! — Und nun denkt Euch den Schreck, die Angst, als die Nachricht von dem Unglück der Schlacht bei Jena kam. Wie es hieß, Preußen sei geschlagen, das Heer zersprengt und aufgelöst. Dazumal war es das erste Mal, daß des Antons Vater zu mir kam und mich fragte, ob ich nichts von dem Schicksale seines Sohnes wisse. Die Angst hatte ihn zu mir getrieben und die Vaterliebe selbst seinen Haß und Groll gegen mich auf einige Zeit besiegt. Ich konnt' ihm auch nichts Tröstliches sagen; wußt' nur dies Eine, daß der Anton wohl würde mit bei Jena gestanden haben, denn sein letzter Brief, den ich erhalten, ließ es vermuthen. Und das war nun eben nichts Freudiges, sondern vermehrte den Schmerz des alten Mannes nur noch mehr, so daß er im Abgehen sagte: ich brächte ihn unter die Erde, denn nur um meinetwillen sei der Anton in den Krieg gegangen. Was doch nicht wahr war, da nur seine eigene Härte, sein Stolz, den Sohn von hinnen getrieben.

„Aber so sind nun einmal die Menschen: Was sie selbst verschuldet, suchen sie nur zu gern Anderen aufzubürden! Vielleicht um das eigene Gewissen in etwas zu beruhigen.

„Genug, ich kann Euch sagen, daß ich in jenen Tagen mein Kissen oftmals mit Thränen getränkt habe. An sichere Nachrichten war nicht zu denken, und die nagende Ungewißheit macht jedes Uebel ärger. Ein Brief kam nicht! Und so wußte ich also auch nicht, ob ich den Geliebten als todt, als verwundet oder gefangen zu betrauern habe. Denn Eins von diesen Dreien konnte meiner Meinung nach nur geschehen sein. Nach und nach zogen versprengte Soldaten durch unser Dorf. Keiner aber von ihnen wußte von Anton und seinem Verbleiben zu melden. Ich wollte schier verzweifeln; und hätte ich nicht die Mutter gehabt — der Vater war seit Jahren todt — ich denke mir, es würde auch geschehen sein. Doch einer Mutter Wort hat einen gar wunderbar heilenden, sanften Klang. Sie allein wußte meine Hoffnung noch zu halten.

„Und nun denket Euch meinen Schreck, meine Freude, als eines Abends der Anton unvermuthet eintritt. Er war bei Jena an dem Arm verwundet worden, hatte die Nacht über auf dem Schlachtfelde gelegen, bis ihn ein mitleidiger, vorübergehender Bauer gefunden und zu einem Chirurgen geführt, der ihn verbunden hatte. Mühsam war er weiter gewankt, und als er sah und hörte, daß sein Regiment aufgelöst und zersprengt, war er auf Seiten- und Schleichwegen der Heimath zugezogen. So kam er zu mir, krank, bleich, ermattet; an Geist und Körper gebeugt. Die Schmach, das Unglück des Vaterlandes hatte ihn tief verwundet. Ich kann nicht sagen, daß unser Wiedersehen ein überaus lautes, freudiges gewesen wäre. Der sonst so kräftige, muthige Mann saß trüb, gedrückt und verschmähte selbst Speise und Trank. Und als ich kam und sanft den Arm um seinen Nacken legte, ihn ansah, lieb und gut, und ihn fragte: ob ich denn nicht mehr sein Mädchen sei? da zog er mich an sich heran, küßte mich auf die Stirn und sagte mit einem Ernst, wie ich solchen an ihm noch nie bemerkt: „Margareth! ich habe Dich lieb, mehr denn je — aber das Vaterland ist in Staub zertreten, der Name Preußen ist geschändet und mit Schmach bedeckt — ich wäre nicht werth, ein Mann zu heißen, wenn ich jetzt nicht trauern und nur an mich, an meine Liebe denken wollte. Ich bin fester denn je, niemals einer andern, denn Dir allein, die Hand am Altare zu reichen; doch kann und darf dies nie früher geschehen, als bis Preußen aus seinem Grab, in das es jetzt gesunken, erstanden ist. — Und so ich anders Dich kenne, billigest

Digitized by Google

Du meinen Entschluß! Laß uns treu sein, laß uns fest bleiben. In der Freiheit des Vaterlandes flammt auch uns die Hochzeitsfackel auf."

„Ich weiß es noch wie heut, ich vermochte nicht zu antworten, so hatte mich sein heiliger hoher Ernst erfaßt; so verklärt, so schön hatte ich ihn noch nie gesehen. Jede Spur von Krankheit war aus seinem Gesicht verschwunden. Unwillkürlich kniete ich nieder zu seinen Füßen und rief: „Das Vaterland — dann — dann . . . ."

„Ich vermochte nicht weiter zu sprechen! ich umfaßte seine Kniee und weinte laut vor Freude, Begeisterung und tiefem Schmerz.

Wie lange wir so beisammen damals geblieben, ich weiß es nicht. Spät in der Nacht erst schieden wir. Er begab sich in das Haus seiner Eltern zurück. Acht Tage später brach ein Trupp Marodeure in unser Dorf. Ist der Krieg schon eine Plage, die unendlich viel Leiden und Drangsale in ihrem Gefolge hat, so ist dies Marodiren die Pestbeule des ganzen Unglücks. Und die Kerle, die uns mit ihrem Besuche heimsuchten, gehörten gewiß zur nichtswürdigsten Sorte ihrer Art. Gleich Heuschrecken fielen sie über uns her; hier brandschatzend, dort plündernd; dort das Vieh wegtreibend, hier die Menschen schindend. Auch wir, die Mutter und ich, die wir allein in unserem Häuschen wohnten, blieben nicht verschont. Drei dieser Kehlabschneider drangen bei uns ein, Alles durchsuchend und in Rohheit zerschlagend, was ihnen nicht anstand. Einer der Wüthenden aber drang auf mich ein — und ich, ich schlug ihn mit der Hand in's Gesicht, daß er im ersten Augenblick nicht wußte, wie ihm geschah. Bald jedoch merkte er, daß nur eines Weibes Hand ihn getroffen; und von doppelter Wuth erfüllt, drang er auf's Neue auf mich ein; während sein dick geschwollenes Auge in Feuer zu glühen schien und sein Mund die wildesten Flüche ausstieß. Ich wehrte mich seiner Annäherung in heftigster Verzweiflung. Die andern beiden Galgendiebe hielten die Mutter, die mir zu Hülfe eilen wollte, zurück. Ich weiß nicht, was das Ende von der Sache gewesen wäre, wenn nicht plötzlich in der höchsten Noth und Angst die Thür aufgerissen worden wäre und Anton hereinstürzend, mit einem Blick das Ganze sofort übersehend, meinem Angreifer mit dem Säbel den Kopf gespalten hätte. Dies sehend, ergriffen die beiden Andern die Flucht. An einem Bleiben und Verweilen von unserer Seite war nicht zu denken, denn es stand zu erwarten, daß die Flüchtlinge bald mit ihren Genossen zurückkehren würden, um den Tod ihres Kameraden zu rächen. Wir eilten nach dem Amthofe, dort ein Unterkommen erwartend. Doch hier sah es noch übler aus, als bei uns. Ein größerer Trupp Feinde, einen Offizier an der Spitze, rückte soeben dem Hause zu, aus dessen Fenstern bereits die Knechte, vom Amtmann mit Waffen versehen, einer größeren Anzahl Marodeurs, die mit Gewalt in das Haus hatten zu dringen gesucht, gegenüber standen. Anton, uns führend, bemerkte kaum das Nahen des größeren Streifkommando's, als er uns sofort in das nächste Haus treten hieß und nun die ankommenden Bauern und Knechte zu gemeinsamem Handeln anfeuerte. Den Förster und dessen Burschen zur Seite, gefolgt von einigen Dutzend muthiger Männer, zum Theil mit Waffen versehen, rückte Anton dem Feinde im Rücken zu. Und als die drinnen im Hause ihre Kugeln abgeschossen und die Feinde wilder und stürmischer in das Haus zu dringen suchten, hieß Anton seine Mannschaft Feuer geben, während er selbst den Offizier mit seiner ersten Kugel niederschoß. Nun gab's ein Schießen hüben und drüben. Noch mancher der Soldaten mußte in's Gras beißen, doch an ein Besiegen des überlegenen Feindes, der durch den Tod seines Führers zu besonderer Wuth aufgestachelt, war nicht zu denken. Einzelne der Kerle waren seitwärts in das Haus gedrungen — und bald loderte die helle Flamme aus dem Dach heraus; während Anton mit seiner Schaar sein Heil in der Flucht suchen mußte.

„Das ganze Amt brannte nieder und die zunächst gelegenen Häuser mit. Dennoch war der Feind mit dieser Schandthat nicht zufrieden. Man hatte an den zunächst stehenden General die Sache berichtet, und dieser, den Tod seines Offiziers rächend, befahl Haussuchung nach Anton, als dem Thäter, zu halten; und so er sich nicht finden sollte, fünf der angesehensten Einwohner des Orts statt seiner zu erschießen.

„Laßt mich schweigen von dem Schreck, von der Angst, durch diesen Befehl hervorgerufen. Haus für Haus wurde durchsucht, kein Fleck blieb verschont — doch Anton fand sich nirgends; er war in den Wald geflohen, dessen geheimes Dickicht er von seinen Knabenjahren her noch kannte. Und so wurden fünf Männer des Ortes ausgesucht, um dem General zugeführt zu werden. Es waren drei der reichsten Bauern, der Schullehrer, des Vaters Nachfolger in Amt — und — und des Antons Vater. — Mein Gott, was war das ein Tag; waren das unsäglich schmerzliche Stunden! Ich kämpfte einen fürchterlichen Kampf. Ich lag auf den Knieen, ich schrie, ich betete, ich rang die Hände mir blutig — und wußte dennoch nicht, was ich beginnen, was ich thun oder lassen sollte. Mir war es immer, als wisse ich um den Aufenthalt des Gesuchten — und ich hatte mich in meiner Vermuthung, wie sich dies später zeigte, nicht getäuscht, denn auch ich kannte das Dickicht. Sollte ich nun hinaus, sollte rufen und sagen: Anton! Anton! Dein eigener Vater und noch vier andere unschuldige Männer werden um Deinetwillen in den Tod geführt? Sollte ich den eigenen Geliebten mir für immer entreißen lassen, oder sollte ich schweigen? — Würden die Schüsse, die den Fünfen in die Herzen drangen, nicht Zeit meines Lebens mir das Gewissen zerrissen haben? Und wer

Digitized by Google

weiß, ob Anton mir jemals ein Leben gedankt hätte, das er um solchen Preis erkauft.

„Und ich sah die Männer dahin führen, hörte das Jammern der Angehörigen, das laute Verdammen desjenigen, der durch seinen, wie es hieß, unzeitigen Kampf solch Leid über das Dorf gebracht. —

„Noch wußte ich immer nicht, was ich zu thun habe, was hier das Rechte sei! — Ich konnt's nicht lassen, ich mußte mit hinaus und den Gefangenen folgen, wie es fast bereits das halbe Dorf gethan. Man war auf der Grenzmark angekommen; dort wo der Weg sich senkt und der Wald beginnt. Hier stand der Zug — und da war's, wo plötzlich ein Mann aus dem Walde trat — langsam, ruhig, fest. — Es war Anton! Er hatte von der Försterin, in deren Haus er, vom Hunger getrieben, sich gewagt hatte, erfahren, was seinen Vater und die vier Anderen bedrohe. Und keinen Augenblick sich besinnend, keinen Augenblick zaudernd, was zu thun sei, war er aufgebrochen und kam nun — und trat dem Offizier, der die Gefangenen führte, fest und männlich entgegen.

„Sie suchen mich, sagte er; hätte ich ahnen können, daß man Unschuldige, statt meiner, ergreifen würde, ich würde früher gekommen sein. Was ich gethan, habe ich in ehrlichem, offenen Kampfe gethan! Doch ein preußischer Soldat weiß zu sterben. Lassen Sie den Unschuldigen die Fesseln abnehmen!"

(Fortsetzung folgt.)

Werth guter, ländlicher Fortbildungs-Schulen.

* In seinen „landwirthschaftlichen Berichten" sagt Hr. Dr. Schneider in Worms Nachstehendes über den Werth dieser Schulen: Schon seit zwei Jahrzehnten ist man allenthalben in Deutschland bemüht, dem Volke die Erkenntniß beizubringen, daß der Elementar-Unterricht, wenn anders er den rechten Nutzen für das spätere Leben haben soll, noch einige Jahre hindurch nach der Confirmation, zum Mindesten an den langen Winter-Abenden, fortgesetzt werden muß, und zwar mit speciellem Hinweise auf den Beruf, den die Betreffenden künftighin treiben werden, also auf dem Lande, die Landwirthschaft. Wiewohl aber aller Orten Leute sind, die das Nützliche einer solchen Weiterbildung anerkennen und es auch nicht an Lehrern fehlt, die die Befähigung und auch den guten Willen haben, sich noch belehrend der erwachseneren Jugend anzunehmen, so ist doch die Zahl der ländlichen Fortbildungs- oder Winterabendschulen leider noch gar klein, weil noch zu groß die Zahl derer ist, die froh sind, ihre Kinder endlich der Schule entwachsen zu sehen, die froh sind, sie selbst im Winter zu Hause zu haben oder nichts dagegen haben, wenn sich die 14 bis 18jährige Jugend an den langen Winterabenden dem Nichtsthun widmet und in Folge derselben sich in gleichem Maße in den Rohheiten vervollkommnet, wie früher die Schule den Keim guter Sitten pflegte. Es muß daher für den Menschenfreund immer erfreulich sein, Beispiele kennen zu lernen und sie in seiner Umgebung zur Anregung zu bringen, welche geeignet sind, auch diejenigen für den Werth guter, ländlicher Fortbildungsschulen empfänglich zu machen, welche bislang keinen Gefallen daran fanden. — Ehlingen war von jeher die Gemeinde des Sembergrundes, welche weithin als diejenige galt, die die rohesten und ungebildetsten Bürger habe; so roh sein, wie ein Ehlinger Bauer, war eine Redensart, die man sich gegen jeden Ungezogenen und Unwissenden erlaubte. Das Zutreffende dieser Redensart empfand auch der Lehrer Maurer, welchem im Jahre 1849 die dortige Schulstelle übertragen wurde. Die kleinen Neckereien, die ihm von seinen Collegen wegen seiner Stellung zu Theil wurden, reizten ihn, mit aller Macht daran zu gehen, in Ehlingen einen anderen, einen besseren Geist zu schaffen. Daß dieser nur durch gediegenen Unterricht in der Jugend begründet werden könne, war ihm klar. Daher verwendete er nicht blos den größten Fleiß auf seine Schule, sondern eröffnete auch gleich einen Fortbildungsunterricht für die aus der Schule bereits Entlassenen. War derselbe auch in den ersten paar Jahren immer nur nothdürftig von Wenigen besucht, so ließ er sich doch nicht irre machen, das Unternehmen mit aller Gelassenheit, aber auch mit dem redlichsten Eifer weiter zu führen, wiewohl ihm auch nicht die geringste Vergütung zu Theil wurde. Erst als nach Ablauf einiger Jahre die Bauern merkten, daß die Bürschchen von 18, 19, 20 Jahren, welche fleißig die winterabendliche Fortbildungsschule besucht hatten durch Kenntnisse, wie durch bessere Sitten sich höchst vortheilhaft vor den Anderen auszeichneten, waren die Spötter nicht nur erstaunt, sie waren vielmehr die eifrigsten Anhänger, die treuesten Freunde, die rührigsten Fürsprecher des Herrn Maurer und seiner Bestrebungen geworden. War man schon gegen das Jahr 1860 hin bezüglich der Gemeinde Ehlingen zu anderen Ansichten gekommen, so gilt dieselbe heute als Mustergemeinde in weitem Kreise; die landwirthschaftlichen Fortschritte jeder Art finden dort am ersten Eingang, an die Stelle roher Sitten ist das eifrige Bestreben getreten, durch Fleiß, Strebsamkeit, Mäßigkeit und anständiges Verhalten, sich den Beifall und die Auszeichnung zu erwerben, die Armuth ist der Wohlhabenheit gewichen, was Jeder auf den ersten Blick erkennen wird, wenn er den heutigen Zustand von Ehlingen mit dem Zustande vor 20 Jahren vergleicht.

Digitized by Google

Verschiedenes.

Bei den alten Wienern ist ein Jugendstücklein ihres Joseph Haydn noch in gutem Andenken. Haydn übte sich schon als Sängerknabe bei der Hofkapelle im Tonsatze. Einmal hatte er ein Stück für Sopran- und Alt-Solo componirt, das bei einer Dankmesse der Schneiderzunft aufgeführt wurde. In der letzten Probe setzte Haydn bei dem lateinischen Worte mens über der Sylbe me einen Triller und so meckerten dann die beiden Solisten zum großen Verdrusse der Helden von der Nadel ihren Triller. Haydn mußte dafür brummen.

Bekanntlich hatte der nordamerikanische Präsident Grant bald nach seinem Amtsantritt den reichsten Kaufmann von New-York, Stewart, zum Finanz-Minister ernannt, doch mußte dieser das Amt aufgeben, weil ein altes Gesetz die Anstellung eines Geschäftsmannes verbietet. Stewart hat jetzt seinen längst gehegten Plan, einen Theil seines Reichthums dem öffentlichen Wohle zuzuwenden, zur Reife gebracht, und zwar ist der von ihm gewählte Maßstab ein solcher, daß Alles, was bisher in dieser Richtung geschehen, gänzlich in den Schatten gestellt wird. Er gibt drei Millionen Dollars zur Errichtung eines Hotels oder Asyls für junge Arbeiterinnen, in welchem dieselben für die Hälfte des Preises, die sie für schlechte und ungesunde Wohnungen zahlen, ein gutes Unterkommen und Beköstigung finden, und noch drei Millionen Dollars für ein eben solches Asyl für junge Handlungsdiener. In Anbetracht, daß Hr. A. T. Stewart vorzüglich dem weiblichen Geschlecht die enorme Ausdehnung seines Geschäftes verdankt, wird das Hotel für Arbeiterinnen zuerst fertig gestellt, die Frontlänge desselben an der 4. Avenue und an der 32. und 33. Straße ist je 205 Fuß und die Grundfläche 41,000 Quadratfuß, es wird 600 geräumige Zimmer, Bäder, Speise-, Bibliothek-, Lese- und Gesellschaftsräume und jeden denkbaren Comfort enthalten. Der Bau hat bereits begonnen und wird innerhalb Jahresfrist vollendet sein.

Vitalmeter ist der Name eines Apparates zur Rettung von Scheintodten, womit der Erfinder, Hr. Im. Pfeiffer in Kopenhagen, am 13. April im Beisein verschiedener communalen und wissenschaftlichen Notabilitäten eine Probe anstellte. Der Apparat besteht aus einer in einem Rohr von Eisen eingeschlossenen Messingröhre, welche auf einer am Kopfende des Sarges vorhandenen Oeffnung festgeschraubt wird. Durch diese Röhre hängt eine kleine Kugel in den Sarg hinab und bei der geringsten Berührung derselben wird ein Kreuz, welches auf einem über der Erde stehenden, mit Glasdeckel versehenen Kasten angebracht ist, zur Seite geschoben und darauf strömt die Luft durch einige an den Seiten des Kastens gelassene Oeffnungen mittelst der erwähnten Röhre in den Sarg hinein. Hr. Pfeiffer ließ sich zur Probe in einem Sarge begraben, an welchem ein solcher Apparat angebracht war; er blieb eine halbe Stunde unten in der Erde und unterhielt sich während der Zeit mit den Obenstehenden. Als er wieder ausgegraben war, sah er nicht im Mindesten erschöpft aus. Der Apparat soll 25 Rdlr. kosten.

Ein räthselhaftes Unglück ist dem Werkmeister einer Seifensiederei in Neuß zugestoßen. Derselbe war am 14. April von Elberfeld nach Düsseldorf zurückgekehrt, und wartete daselbst am Rheine auf die Ankunft des neußer Schiffchens, um mit diesem nach Neuß zurückzukehren. Er hatte sich auf das Geländer gestützt und schaute auf das Wasser, welches in dem hellen Sonnenschein funkelte und glänzte. Als er davon seine Augen erhob, fühlte er, daß er nichts mehr sah, buchstäblich erblindet war. Er mußte hilflos wie ein Kind auf das Dampfboot und von da in seine Wohnung gebracht werden. Allen Heilversuchen der zu Hilfe gezogenen Aerzte ist es bis jetzt erst gelungen, ihm das Augenlicht so weit wiederzugeben, daß er eben im Stande ist, einen matten Lichtschimmer wahrzunehmen; doch läßt diese geringe Besserung hoffen, daß die Sehkraft sich allmählich wieder ganz einstellen werde.

Aus Xanten, 13. April, wird geschrieben: Der Kiefernspinner, ein gefährlicher Feind unserer Kiefernwaldungen, ist in den hiesigen kgl. Forsten mit solcher Macht aufgetreten, daß es nicht möglich wurde, die Puppen dieses Insektes (ca. 200,000 per Morgen) durch Menschenhände aufsuchen zu lassen und dürfte es von Interesse sein, zu erfahren, wie das Schwein als Insektenfresser uns von großem Nutzen ist. Zur Vertilgung des schädlichen Insektes werden nämlich schon seit mehreren Wochen 10—12 Schweine, die man pro Stück für $7^1/_2$ Sgr. gemiethet hat, in die betreffenden Waldbestände getrieben und leisten nach den Versicherungen des Herrn Oberförsters v. Sobbe außerordentliche Dienste. Man läßt mit Hilfe von beweglichen Hürden täglich nur einen kleinen Theil abtreiben, der dann aber auch ganz gesäubert erscheint. Viele Mühe verursacht das Herbeischaffen von Wasser nach der Stelle hin, da die Schweine bei dieser Kost sehr durstig werden. Auf der Bönninghardt hat die Zerstörung der Kiefernbestände durch dieses und ähnliche Insekten bereits größere Dimensionen angenommen.

„Man muß Studenten in Gesellschaft der Frauen bringen," behauptete einst Jemand in einer Gesellschaft, in der sich mehrere Göttinger Professoren befanden, „damit ihre Sitten abgeschliffen werden!" — „Meinetwegen," erwiderte der eine Professor trocken, „aber meine Frau und meine Töchter gebe ich nicht zu Schleifsteinen her."

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 33. Sonntag, den 25. April **1869.**

Ein altes Mütterchen.

(Fortsetzung.)

„Der Feind selbst stand einen Augenblick erstaunt ob solcher That; unwillkürlich winkte er, die Gefangenen frei zu lassen. Und als er sah, wie der alte Vater den Sohn umfaßte und schrie und bat: ich bin ein alter Mann; warum hast Du mich nicht für Dich sterben lassen! fuhr's selbst ihm heiß über's Gesicht — und ich glaube, es wurde selbst ihm in diesem Augenblicke die überzeugende Ahnung, was Preußen dereinst sein werde, wenn das Volk, zu den Waffen greifend, Bürger und Soldat von Einer Idee begeistert sei. Was noch erfolgt ist, weiß ich nicht. Später vernahm ich, daß ich in Ohnmacht gefallen sei, als man ihn allein abgeführt habe. Als ich endlich aus dem Todesschlaf erwachte, fand ich mich mit der Mutter allein, am Waldsaum sitzend. Alle Uebrigen hatten uns verlassen. Jeder hatte ja mit seinem eigenen Schmerz, seiner Freude, seinem eigenen Schicksal zu thun. Mehrere waren dem Gefangenen noch eine Strecke gefolgt; Andere waren mit den glücklich Erretteten nach Hause gezogen. Antons Vater hatte nicht vermocht zu folgen; man hatte den alten, sonst noch so kräftigen, starken Mann heimfahren müssen. Der tiefe Schmerz hatte ihn betäubt, seine Gedanken hatten begonnen, sich zu verwirren. Er mußte nach Hause. So war ich also, wie gesagt, allein geblieben. Als jedoch meine Sinne ihre alte Kraft wieder erlangt hatten, als ich klar zu denken vermochte, was ich erlebt, was geschehen sei und noch geschehen werde — da, da hielt es mich nicht länger. Ich mußte fort! Und mochte die Mutter weinen und mich mit ihren Armen umstricken, ich machte sanft mich los; ich übergab sie einigen jetzt zurückkehrenden Frauen und lief den Weg entlang, den Weg, den Anton vor Kurzem erst gemacht hatte. Was ich wollte, was ich zu thun gedachte, ich wußte es selbst nicht klar. Dies Eine nur wußte ich, daß ich ihn noch einmal sehen müsse — und, wo nicht anders, mit ihm sterben! Ich lief und lief! Was fragte ich darnach, daß mir die Füße zu schmerzen begannen; was kümmerte es mich, als sie bluteten. Ich hatte den Namen des Orts vernommen, wohin er geführt wurde, und so fragte ich nach Nichts, so hielt mich Nichts — ich strebte nur weiter und immer weiter. O, ich weiß nicht, was ich gedacht! Das aber weiß ich, daß ich plötzlich aus dem Walde tretend und den Berg hinabschauend, einen Ort vor mir sah, der, meiner Ansicht nach, das Ziel meiner Reise sein müsse. Wie ich den Berg hinabgekommen, ist mir selbst nicht mehr erinnerlich. Als ich aber das erste Haus erreicht, als ich frage, wo ich sei, o! da hätte mein Herz vor Schmerz aufschreien und verbluten mögen — denn ich höre einen andern, fremden, unbekannten Namen. In der Hast, in der Angst bin ich irre gegangen. Ich habe mein Ziel verfehlt. Allmächtiger Gott! rufe ich aus, falle auf die Kniee und hebe betend, flehend meine Hände auf. Die Leute, die mich gewahr werden, haben Mitleid mit mir; sie reichen mir einen Trunk Milch; sie hören meine Geschichte und führen mich nach dem richtigen Wege. Man wollte wohl mich zurückhalten, man meinte wohl, mein Gang, er sei vergebens — aber — aber ich mußte fort; es hielt mich Nichts. Wie von den Furien der Verzweiflung gejagt, eilte ich fort. Immer matter jedoch wurde mein Lauf, immer größer die Anstrengung, mich aufrecht zu erhalten: immer schwerer kam ich vorwärts. — Und der Abend brach ein. Der Mond ging auf. Ein kalter Wind fuhr über die Haide hin. Wie! trug derselbe mir nicht knatternde Schüsse entgegen? Hörte ich nicht bereits im Geist ein Mannesherz den letzten Todesseufzer röcheln?

„Vorwärts eilte ich; jetzt ermattet niedersinkend, jetzt mich wieder erhebend. — So muß dem Hirsch zu Muthe sein, wenn er, stark schweißend, die Todeswunde in der Brust, nach kühlem Wasser lechzt. Jetzt aber, jetzt taucht der Thurm des Orts auf; ich habe das Feld erreicht; das Ziel liegt vor meinen Augen. Und dort, o dort; allmächtiger Gott! dort stehen bereits Soldaten in Front; ein Mann kniet dort auf dem Hügel bereits, die Brust entblößt. Die Flinten sind angelegt; der General hält hoch zu Roß! — Alles dieses sah ich. Wie ich die kurze Strecke, bis zu jenem Punkt, noch zurückgelegt, ich weiß es nicht. Das Eine nur, dieß Eine nur weiß ich noch, daß ich plötzlich an der Brust meines Anton lag — und unaufhörlich Gnade! Gnade! schrie. O, erschießt mich doch mit ihm zugleich! Wohl befahl der General, mich von hinnen zu führen, aber ich habe ihn fest und immer fester umklammert, so daß sie mich nicht haben von ihm trennen können, wobei ich unaufhörlich geschrieen und gebeten habe: Gnade! Gnade! O, erschießt mich mit.

„Was ich noch weiter gesagt, kann ich nicht angeben — nur dies weiß ich, daß der General, der zum Glück das Deutsche verstand, zu mir kam und

Digitized by Google

von meinem Flehen und meinen Bitten gerührt, befahl, den Anton frei zu geben!"

Die alte Frau hielt hier in ihrem Erzählen inne. Sie mußte tief Athem holen. Endlich sagte sie, da die eine der Enkelinnen leise, schüchtern fragte: „Und nun?" — „Was soll ich noch weiter sprechen! Das Uebrige ist bald gesagt. Genug, ich hatte mir den Geliebten errettet — und den Bräutigam zugleich erobert. Denn, daß ich es kurz mache: Antons Vater, als er hörte, was ich gethan, und wie ich ihm zugleich den Sohn erhalten habe, kam, und legte selbst des Antons Hand in die meinige. Nimm ihn nur, sprach er, Du hast ihn Dir redlich erworben!

„Doch mit dem Heirathen hatte es noch gute Zeit. Das Amt war niedergebrannt; es vergingen Jahre, ehe es wieder aufgebaut werden konnte. Und als es endlich geschah, fühlte und erkannte der Vater, daß der Krieg, die schlechte Zeit bereits den größten Theil seines Vermögens verzehrt habe. Er veräußerte daher das Gut, und kaufte die Stelle, die Du jetzt, Elise, mit Deinem Mann bewirthschaftest, nachdem Deine Eltern dort viele Jahre glücklich mit einander gelebt haben. Aber, wie gesagt, mit dem Heirathen ging es nicht so rasch, denn wir Beide, der Anton und ich, hielten an dem Wort, das wir uns in jener Stunde des Wiedersehens gegeben. — Preußens Befreiung wurde unser Losungswort. Anno Dreizehn ist der Anton als Freiwilliger mit in den Krieg gezogen. Er war bei den Lützowern, und hat den Körner und den Friesen persönlich gekannt. Die Lieder des Ersteren und die des herrlichen Max von Schenkendorf wußte er auswendig — und er hat sie mir, nachdem Preußen frei und wir ein Paar geworden, oftmals gesungen und hergesagt.

„Es war, wie gesagt, eine große, mächtige Zeit — und auch wir Mädchen und Frauen fühlten uns . . . .

„Doch es ist spät geworden. Das Nestküken ist bereits eingeschlafen — und Ihr Andern sehnt Euch auch nach Ruh. Geh' Du nur heim, Elise, mit den Kindern; die Marinka aber, das arme, verwundete Reh, laß mir nur hier für diese Nacht, oder deren vielleicht mehr. Die muß ich in meiner Nähe haben, damit sie Euch nicht von hinnen läuft — oder sich still verblutet. — Komm, Kind!"

Und die alte Frau nahm das schwarzäugige Gazellenmädchen in den Arm, indeß die andern schweigend Abschied nahmen, und führte es sanft, liebevoll in ihr Kämmerlein.

Hier angekommen, sagte sie: „So, nun ruh' Dich aus!

Und wenn Du was zu weinen hast:
Komm' wieder an mein Herz!

Heißt's nicht so im Liede?" setzte sie milde, ein wenig lächelnd hinzu.

Und Marinka schlang den Arm um den Nacken der alten Frau und sagte, die schwarzen, dunklen Locken schüttelnd: „Lohn' Deine Liebe Dir Gott, Mütterchen. Deine Geschichte wird mich ruhig machen."

„Oder ein Traum!" sprach die alte Frau und ging zur Thür hinaus.

Und nun laßt uns einige Zeit überschlagen und auf den Flügeln des Gedankens hinübereilen nach B—, dem berühmten Badeorte, wo man selbst im Herbst und Winter der Gäste viel trifft. Dort kommen soeben auf der Promenade zwei alte Jugendfreunde zusammen. Es ist der Vater des Geliebten der Marinka und ein Hauptmann, der aber längst seinen Abschied genommen, nachdem er einen reichen Vetter beerbt hatte. Beide waren gekommen, weniger um sich zu erholen und zu zerstreuen, als um Dies oder Jenes zu vergessen. Und nun wissen wir ja Alle, daß bei keiner Gelegenheit das Herz sich leichter öffnet, als bei dem unvermutheten Wiedersehen eines geliebten Jugendfreundes, von dem das Schicksal uns viele Jahre fern gehalten hat. In solchen Stunden öffnen sich die Schleusen der Erinnerung; die Gegenwart wird von allen Seiten beleuchtet — und Frag' und Antwort kreuzen sich, als sollte keine Falte des Herzens ungeöffnet bleiben.

So saßen denn auch bald diese beiden alten Jugendbekannten traulich beisammen. Sie hatten sich seit zwanzig Jahren nicht gesehen. Ihre Lebenswege waren weit auseinander gegangen, nachdem sie früher manchen frohen, tollen Jugendstreich mit einander ausgeübt. Da hieß es denn: „Wie geht's? Hast Du Weib und Kinder?" Und bei dieser Frage ging den beiden Männern ein Schatten über das Gesicht; und der Hauptmann, das gefüllte Glas niedersetzend, sagte rasch: „Nein! nein! — Doch ich wollt', ich könnte sagen: Ja, ich habe Weib und Kind!" während der Andere, Emils Vater (Emil hieß der Marinka Geliebter), langsam entgegnete: „Und wenn es wäre — wer weiß, ob Du nicht auch, wie ich, jetzt seufzen müßtest über die Schmerzen, die Dir Dein Kind bereitet? Es ist nun einmal so der Lauf der Welt: Je älter die Söhne, je mehr der Sorgen!"

Und als der Freund ihn ansah, und eine Fortsetzung der Rede erwartete, sagte er: „Meine Frau ist seit Jahren todt — und so kannst Du denken, daß der Junge, der Emil, mein Alles ist. Kann Dir sagen, Bruderherz, es ist ein tüchtiger Bursche; aber ein Trotzkopf. — Ist Dir dort bei uns so ein Wettermädel, eine Dirne, die, wenn man will, nicht Vater noch Mutter hat, die aber —"

„Hübsch ist," fiel der Hauptmann lachend ein. „Wenigstens findet dies der Sohn mehr, als der Vater. Ist's nicht so?"

Der Freund nickte, mußte aber doch unwillkürlich hinzusetzen: „Will's nicht in Abrede stellen, daß das Ding verteufelt hübsch, und ich es dem Jungen so eigentlich nicht verdenken kann, daß er sie gerne schaut. Aber, Vetter! muß es denn gleich bis zum Heirathen gehen? Und muß er, da ich sage: „Sei kein Narr, Bursche! Bedenk', der

Digitized by Google

Sohn eines der reichsten Gutsherrn, denk' Deines Adels und dann, was jenes Mädchen ist!" muß er da, sage ich, als er sieht, daß ich nicht in diese Mesalliance zu willigen gesonnen bin, sofort auf und davon gehen?"

„Und wohin hat der Junge seinen Marsch gerichtet?" rief der Hauptmann und leerte sein Glas.

„Zum Onkel, der dem Burschen immer die Stange hielt," donnerte der Vater. „Dort sitzt er und parlamentirt und erklärt, nicht eher zu kommen, als . . . ."

„Bis er das Mädel erhält," rief der Hauptmann erregt, für den die Sache überhaupt großes Interesse zu haben schien. Gedankenvoll setzte er hinzu: „Gerad' wie ich!" Dann aber reichte er dem Freunde die Hand und sprach ernst, bewegt: „Das ist eine verteufelte Geschichte, und ich kann mir Deinen Schmerz denken, Bruderherz! Jugend hat nun einmal nicht Tugend — und was die Liebe betrifft, so sind und bleiben wir Alle — doch was schwatze ich da!" rief er, sich selbst unterbrechend und füllte sich das Glas, um es hastig zu leeren. Wollt', ich wär' in meiner Jugend auch so fest gewesen, wie es jetzt Dein Junge ist; ich säße jetzt nicht so verteufelt einsam auf meinem Hause und nagte am Hungertuch der Erinnerung. War ich nicht auch ein frischer, lebensmuthiger Soldat, der mancher Dirne den Kopf verdrehte? Dachte auch, ich könne flattern und lieben, wie und wo ich wolle, bis ich mich plötzlich bis über die Ohren verliebt fand in die Tochter eines alten polnischen Emigrirten!"

Und er stützte den Kopf auf die Hand, sinnend vor sich niederschauend, gleichsam als sehe er das Bildniß der Geliebten noch einmal wieder auf dem Boden des Glases „gemalt auf Rheinweingoldgrund." Plötzlich jedoch fuhr er auf, stieß das Glas auf den Tisch, daß es zersprang, und rief: „Aber ich war dennoch ein schlechter Kerl! Als es hieß, ich hätte die Erbschaft nur anzutreten, wenn ich die Adoptivtochter des Vetters zu heirathen gesonnen sei, war ich schlecht genug, das Mädchen, das mir bereits Alles geopfert hatte, heimlich zu verlassen, meinen Abschied zu nehmen — und die Erbschaft anzutreten .... O, laß mich schweigen! Ich wurde bestraft — und athmete zum ersten Mal erst wieder auf, als ich nach zwölf Jahren einer grenzenlos unglücklichen Ehe die Frau, die ich um des Reichthums willen genommen, zu Grabe trug. — Jetzt war ich frei, — und nun stellte ich die eifrigsten Nachforschungen an nach Der, die ich einst so schändlich verlassen — und deren Andenken unverloschen, als ein ewig nagender Wurm, in meinem Herzen gelebt hatte. Sie hatte die Stadt verlassen, nachdem sie ein Kind, ein Mädchen geboren. Niemand wußte, wohin sie sich gewendet. Das erfuhr ich. Jetzt bot ich Alles auf, um ihre Spur weiter verfolgen zu können. Doch vergebens. Ihr Vater war gestorben. Ich habe mich nicht wieder verheirathet, denn immer und immer hab' ich die Hoffnung gehegt, die Verlorene noch zu finden. Mit Freuden würde ich mein Vermögen opfern, hätte ich wenigstens nur ihr Kind, mein Kind an meiner Seite."

(Schluß folgt.)

Frankfurter Schoteliedchen.

Was trage doch für Röckercher
Jetzt unsere Modepöppercher
Mit Zwickelcher und Häckelcher,
Und ausgeschnittene Jäckelcher.

Und hinne hängt e Kifselche,
Das wackelt stets e Bifselche,
Und rund herum Volantercher,
Das macht's noch viel pikantercher.

Die Oescher, die Läderchen,
Mit ausgeschnittne Miederchen,
Sie trage falsche Föppercher
Und Straßen-Kehrungs-Schleppercher.

Was eingesetzte Zähnercher!
Was ausgestoppte Beenercher!
Was himmelhohe Nesercher!
Was Schmink und Schönheitspflästercher!

Was trage sie für Stiefelcher,
So eng, 's wird einem übelcher,
Mit Wade wie Streichhölzercher
So gehn sie wie auf Stelzercher.

Wie trage Modepöppercher
Jetzt gar so hoch die Köppercher
Und gar so hoch die Händercher,
Das nennt man Grecian Bendercher.

Verschiedenes.

Folgender Vorfall ist in Florenz jetzt der Gegenstand des Tagesgespräches. Herr Bradimarte Saletti, Verwaltungssekretär in Florenz, gab vor einigen Tagen beim Weggehen vom Bureau einem untergebenen Schreiber, den er als ehrlichen Mann kannte, ein Hundertfrancsbillet, mit dem Auftrag, in eine Lotteriekollekte zu gehen und das Geld in Quaternen auf 4 Nummern zu setzen, die er seit längerer Zeit spielte. Der Schreiber steckte die Banknote in die Tasche und entfernte sich. Andern Tags begab sich Herr Saletti nach erfolgter Ziehung an das nächste Lotteriebureau und betrachtete die ausgehängten Ziffern. Welch' eine Ueberraschung! Vor seinen Augen erstrahlten unter den 5 gezogenen Nummern die 4, welche er gesetzt hatte, gesetzt mit 100 Francs in Quaternen — er war jetzt der glückliche Besitzer von 1,200,000 Franken! Ganz außer sich vor Freude und Entzücken eilte Herr Saletti nach seiner Wohnung, küßte Weib und Kind und vermochte kaum den Seinen die tröstliche Mittheilung zu stammeln: „Wir haben eine Million gewonnen!" Wir verzichten darauf, die Wonne des Glückes, die Thrä-

Digitized by Google

nen der Freude zu schildern, in welche die Familie des Reichgewordenen ausbrach, bei der unerwarteten Nachricht von den glückbringenden Quaternen. Als der Sekretär bald darauf wieder auf's Stadthaus ging, begegnete ihm der zweite Bürgermeister Perruzzi, so wie der Finanzminister Graf Digny, welchen Männern er freudigen Herzens die Mittheilung von seinem Glücke machte. Beide gratulirten dem Sonntagskind und der Finanzminister meinte beim Weggehen: »Sonst fehlte uns jetzt nichts mehr in Italien, als dieser Mensch, um die Staatskassen vollends zu leeren! In wenigen Schritten war der Sekretär auf seinem Bureau, das er fortan vielleicht nicht mehr besuchen wird. Er zog in größter Hast die Schelle der Vorthür, die Thüre öffnete sich und es erscheint der Schreiber, bleich wie der Tod. »Geben Sie mir meinen Zettel!« sagte glückstrahlend Herr Saletti. „Hier, mein Herr, sind Ihre hundert Franken" — erwiderte der arme Schreiber zitternd vor Angst — „ich habe vergessen zu setzen!" — „Was? Unglückseliger!" — „Machen Sie mit mir, was Sie wollen, sperren Sie mich ein, schicken Sie mich auf die Galeere, guillotiniren Sie mich — ich habe zu setzen vergessen!" Den Schrecken, das Erbeben, die Vernichtung des Sekretärs zu beschreiben, ist unmöglich. Vor wenigen Minuten noch ein Millionär, jetzt auf die traurigste Art aus allen Glücksträumen geworfen — das ist zum Sterben oder zum Närrischwerden. Glücklicher Weise aber lebt Herr Saletti zur Stunde noch und erfreut sich auch seines vollen Verstandes.

Ueber den Werth eines Vogelnestes bringt der thüringer Thierschutz-Verein folgende, überall beherzigenswerthe Ansprache: „Lieber Landmann! Dein Junge nimmt aus langer Weile ein Vogelnest, Grasmücken-, Spatzen-, Rothschwanznest oder ein Anderes, gleichviel von welchem der genannten Vögelchen, sei es mit Eiern oder Jungen, aus. Es sollen davon fünf im Neste sein. Jedes dieser Jungen braucht täglich im Durchschnitt etwa 50 Stück Raupen und anderes Geschmeiß zur Aetzung, die ihm die Alten aus der Nachbarschaft zutragen, macht täglich 250 Stück. Die Aetzung dauert durchschnittlich vier und fünf Wochen, wir wollen sagen 30 Tage, macht für das Nest 7500 Stück. Jede Raupe frißt täglich ihr eigenes Gewicht an Blättern und Blüthen. Gesetzt, sie braucht bis sie ausgefressen 30 Tage und frißt täglich nur eine Blüthe, die eine Frucht gegeben hätte, so frißt sie in 30 Tagen 30 Obstfrüchte in der Blüthe und die 7500 Raupen zusammen 225,000 Stück solcher Blüthen. Hätte Dein Junge das Vogelnest in Ruhe gelassen, so hättest Du und Deine Nachbarn nun 225,000 Aepfel, Birnen oder Pflaumen mehr geerntet. Wenn jedoch die Raupe, wie sie aus Liebhaberei manchmal thut, 10, 20, 30 Blüthen des Tages frißt, oder wenn wegen des abgefressenen Laubes die Blüthen keine Nahrung mehr haben und welk abfallen, so beziffert sich Dein und Deiner Nachbarn Verlust noch viel höher. Du kannst dann leicht berechnen, was ein Vogelnest für einen Werth hat."

Ehre der Arbeit. Der ausgezeichnete englische Staatsmann, Lord Stanley, sprach unlängst in einer Festrede zu Glasgow Folgendes: „Arbeiten zu lernen, ist eine Hauptaufgabe der Universitätsbildung. Arbeit als Arbeit ist für Niemand angenehm; der Geschmack dafür ist kein angeborner, sondern ein erworbener Geschmack. Der Mensch vermag den Mangel an erworbenen Kenntnissen im späteren Leben wohl oder übel auszufüllen, aber ein Versäumniß der Jugend läßt sich nie mehr gutmachen; wenn er nicht gelernt hat zu lernen und zu arbeiten, so wird es ihm im Mannesalter an der stetigen Energie fehlen, durch die allein die Individuen und Nationen Großes zu leisten vermögen. Insoweit die Gesetze und die Anordnungen der Gesellschaft in Betracht kommen, darf der Mensch wohl die Früchte genießen, die durch Anderer Arbeit produzirt sind, ohne selbst zu arbeiten, so lange er im Stande ist, zu bezahlen. Aber wenn die Sache vor dem Tribunale des Gewissens untersucht würde, so müßte ein gewissenhafter und hochherziger Mann fühlen, daß es keine befriedigende Transaktion sei, aus der Welt in der Schuld der Welt zu scheiden, viel consumirt und nichts produzirt, am Festtische geschwelgt zu haben und ohne Bezahlung hinweggegangen zu sein." Diese Auffassung von den Pflichten des Lebens und von der Bedeutung der Arbeit ist sehr interessant im Munde des Erben einer der reichsten und ältesten Familien der britischen Aristokratie.

Im zweiten Hefte des »Welthandels«, in einem interessanten Artikel von Dr. Richard Andree über die »nordamerikanische Pacific-Eisenbahn« lesen wir Betreffs der in den Prärien lebenden Büffelheerden folgende Bemerkung, die im Stande ist, den Kampf der Civilisation mit der Natur durch das Riesenunternehmen der Amerikaner anschaulich zu machen: »Auf seinen Wanderungen von Nord nach Süd, von den Llanos in Texas an den Missouri und über diesen hinwig, wird der Büffel das Menschenwerk nicht achten und in ganzen Armeen über die Schienen hinwegdonnern. Wohl hat dieser zottige König der Prärien an Zahl abgenommen, aber so oft noch erblickt ihn das Auge des Reisenden zu Tausenden und aber Tausenden in zahlloser Menge die Marschlinie kreuzend, genug, um die Hütten der Indianer bis an's Ende ihrer Tage mit Nahrung zu versorgen."

Auflösung der Charade in Nr. 31:
Kamm.

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 34. Donnerstag, den 29. April **1869.**

Ein altes Mütterchen.

(Schluß.)

Der Hauptmann schwieg — und auch der Freund mochte die Stille nicht unterbrechen. Endlich sagte Letzterer: „Es hält mich nicht länger hier im Bade; komm' mit zu mir, auf mein Gut, Dir und mir zur Zerstreuung." Doch der Hauptmann schüttelte das Haupt und sagte ernst: „In vierzehn Tagen, so Gott will, werde ich kommen, wenn anders das leise Anzeichen, das mir seit heut' von der Verlorenen geworden ist, nicht wieder zu weiter, vielleicht nutzloser Reise Anlaß gibt. Jetzt aber, leb' wohl! Die Hoffnung in mir ist schwach — doch, ich kann nicht anders! — Leb' wohl!" Und die Hand auf die Schulter des Freundes legend, sagte er ernst und doch zugleich mit tiefer, innerer Herzensweichheit, der man die aufrichtige Liebe und Ueberzeugung anmerkte: „Sei Deinem Sohne nicht ein harter Vater! Ade! Auf Wiedersehn!" Und rasch, als fürchte er, daß die eigene Rührung ihn übermannen werde, eilte er zur Thür hinaus.

* * *

Wir überschlagen die genannten vierzehn Tage. Marinka steht auf der Spitze des Berges. Es ist ein überaus klarer, sonniger Herbstabend. Die Sonne ist im Untergehen begriffen. Das Mädchen ist seit jener Zeit ernster, stiller geworden; der wilde tobende Schmerz hat sich gelegt und einer milden, sinnenden Wehmuth Platz gemacht. Sie ist bei der Großmutter seit jenem Tage geblieben. Das Wort der alten Frau hat einen mächtigen Einfluß auf das junge Gemüth. Jetzt aber steht sie droben auf dem Berge und schaut nieder zu Thal. Sie kann sie alle übersehen die Plätze, wo sie als Kind gespielt; wo sie ihn zuerst getroffen, dem sie nun ihr Herz zu eigen gegeben; die Plätze, wo sie mitsammen gesessen, zusammen Blumen gepflückt und sich Kränze gewunden. Dort am Bach fand er das erste Vergißmeinnicht, das er ihr gab, und drüben am Waldessaum das erste Haideröslein, das sie in das Haar sich wand. Warum muß sie nur sich an dieses Alles heute so lebhaft erinnern? Sinnend steht sie. Eine Ammer läuft über den Weg, ein Völkchen Meisen schwirrt zum Wald, während einzelne Goldhähnchen lustig von Ast zu Ast hüpfen und zwitschern.

Spätherbst ist's, wo die Luft besonders durchsichtig klar. Die Fenster des Schlosses schimmern im Abendsonnenglanz, während das Häuschen der Großmutter bereits in Dämmerung lag.

Ist dies nicht ein Bild ihres Lebens? Er, der Geliebte, auf glänzender Höhe und sie, arm, verlassen, von Dunkelheit umgeben. Du thörichter Herz, warum kannst du nicht vergessen? Wie schön heißt es im Liede:

Wär' ich ein wilder Falke nur,
Ich schwäng' mich auf zu Dir,
Ich würde kreisen auf Waldesflur,
In zackigem Felsrevier.
Und schlüg' ich an Dein Fensterlein
Bei hellem Morgenroth — —
Dann käm' der Graf, der Vater Dein —
Und schösse, schöss' mich todt.

In diesem Augenblicke schreitet ein ältlicher Herr den Berg hinan; es ist der Hauptmann. Er hat den Wagen drunten am Walde den Fahrweg heraufgeschickt, und hat den Fußsteig gewählt, um so früher das Schloß des Freundes zu erreichen. Er sieht das Mädchen und bleibt betroffen stehen. Ein tiefer Schmerz, eine unendliche Freude zieht durch seine Seele; der ganze Mensch ist durch und durch erschüttert. Er muß stehen bleiben, er kann den Fuß nicht rühren. Aus tiefster Brust seufzt er auf: „Mein Gott! mein Gott! welch eine Aehnlichkeit?"

Und unwillkürlich, als könne es nicht anders sein, als müsse er es thun, selbst auf die Gefahr hin, daß der Name den Zauber und das Bild zerstören werde, und ihn in eine öde Wirklichkeit zurückführen, ruft er laut: „Marinka!"

Aber der Name zerstörte nicht, wie er gefürchtet, den Zauberbann; die, die er rief, hieß ja auch Marinka. Und war es auch nicht die einstige Jugendgeliebte, nicht die, die er nie vergessen, so war es doch ihr Ebenbild; ihr gleich, wie aus dem Rahmen geschnitten.

Marinka hatte den Ankommenden, in Träume versunken, nicht bemerkt; bei dem Rufen ihres Namens erschrack sie, schaute sich um und sah nun einem fremden Mann sich gegenüber, der, wie sie selbst, vor Erregung und sichtbarer Verlegenheit nicht sogleich wieder zu sprechen vermochte. Endlich sagte der Hauptmann, mühsam, sichtbar nach Fassung ringend: „Verzeihung, wenn ich Sie erschreckt! Aber diese Aehnlichkeit! Und Sie heißen wirklich auch Marinka, wie Ihre Mutter?"

Die Angeredete wurde verlegen, sie zitterte, Purpurgluth überdeckte ihr Gesicht, leise sprach sie: „Ich weiß es nicht; ich habe meine Mutter früh verloren!"

Digitized by Google

Der Hauptmann war näher gekommen, er hatte des Mädchens Hand erfaßt; flehend, bittend, rief er: „O, sagen Sie mir, was Sie von Ihrer Mutter wissen! Seit vielen, vielen Jahren suche ich nach einer Verlorenen. Vor Kurzem stieg mir eine neue Hoffnung auf, ich eilte nach dem Gebirge, wo sie zuletzt mit ihrem Kinde gesehen worden ist — aber auch dort ging mir ihre Spur wieder verloren."

Marinka hatte athemlos der Worte gelauscht; zitternd fragte sie nach dem Namen des Gebirges — und als sie ihn gehört, rief sie, rasch des Fremden Hand erfassend und ihn vorwärts ziehend: „O, kommen Sie, kommen Sie hinab zur Mutter, zur Großmutter. Sie müssen uns sagen, wen Sie gesucht!" Sie konnte vor tiefer, innerer Erregung nicht weiter sprechen. Sie zog den Hauptmann mit sich fort; sie führte ihn in Hast zur Großmutter und rief, eintretend, derselben zu: „Erzählet noch einmal, was Ihr von mir wißt, wie Ihr mich gefunden!"

Und als der erste Schreck, die erste Wirrniß des Her- und Hinfragens vorüber war, als der Hauptmann Alles vernommen, was er zu wissen gewünscht, wurde der Mantel gebracht, in welchem Marinka war gefunden worden; wurde das Kreuz geholt, das sie am blauen Bande, am Halse getragen hatte. Der Hauptmann erkannte das Kreuz, den Mantel. Letzteren hatte die Mutter Marinka's einst getragen und das Kreuz war ein Geschenk des Hauptmann's an die Geliebte. Dazu die unumstößliche Aehnlichkeit. Es blieb kein Zweifel — ein Vater hatte sein Kind gefunden.

Wie glücklich waren Beide!

Aber der Hauptmann führte sein Kind nicht sogleich mit sich fort auf das Schloß hinauf. Er hieß die Marinka vielmehr noch bei dem alten, guten Mütterlein bleiben. Ja, er bat vielmehr, noch Alles geheim zu halten bis morgen — dann, dann wollte er sein Glück kund machen und seiner Freude die Krone aufsetzen.

Mit diesen Worten schied er und begab sich nach dem Schloß des Freundes.

Andern Tages, als die Sonne hoch am Himmel stand, fuhr ein Wagen vor das Schloß. Emil, der Sohn des Gutsherrn, stieg aus. Der Vater trat dem Ankommenden ernst, gemessen, doch nicht unfreundlich entgegen. Er hatte bereits von dem Hauptmann das Kommen des Sohnes erfahren. Hatte dieser doch das Wiedersehen veranlaßt; im Herzen die Hoffnung hegend, daß ein Beisammensein auch Vater und Sohn wieder näher an einander bringen werde, Einer in des Andern Wünsche sich fügend.

Seit gestern freilich, wo der Hauptmann die Marinka gefunden, waren seine Pläne und Ideen andere geworden, als er sich diese vorher erdacht und im Geist zurecht gelegt hatte. Jetzt freute es ihn doppelt, daß Wiedersehen veranlaßt zu haben, da er in Emil einen so tüchtigen, festen jungen Mann fand. Nun beschloß er rasch zu handeln und das Glück zweier Herzen zu befördern.

Und als Vater und Sohn bald darauf plaudernd in der Fensternische standen, ging die Thür auf und der Hauptmann, mit Marinka am Arm, trat feierlich, ernst und doch auch zugleich herzinnig glücklich ein. Marinka war in ihrer lieblichen, schämigen Verwirrung unbeschreiblich schön, bezauberud.

Der Hauptmann hatte sie bei der Hand erfaßt; und sie zu dem Freunde und seinem Sohne führend, sprach er, ein wenig schalkhaft lächelnd: „Ich bringe Euch hier meine Tochter, die Tochter meiner unvergessenen Marinka, die ich so lange gesucht und nun gefunden habe. Und Du, Freund, bist Du jetzt geneigt, in die Verbindung dieser meiner einzigen Tochter, die ich vor der Welt und dem Gesetz freudig als die meinige anerkenne, mit Deinem Sohne zu willigen? — Und Du, Emil?" wandte er sich an diesen.

Doch der, der hatte zu einer Antwort nicht Zeit, der war bereits zu seiner Marinka getreten und zog sie nun zu dem Vater, wo er mit ihr niederkniend rief: „O, gib uns Deinen Segen!"

* * *

Sollen wir noch weiter erzählen? — Drei Jahre sind seit dem Erzählten vergangen, Emil ist mit seiner jungen Frau längst nach dem Gute des Hauptmanns gezogen, das er seiner geliebten Tochter als Heirathsgut übergeben. Das junge Paar ist überglücklich — und der Vater der Marinka mit ihnen.

Jetzt aber sind die jungen Leute heimgekommen zum Besuch, denn Marinka wiegt ein herzig Bübchen auf ihrem Schooß, das sie doch dem Vater ihres Gatten zeigen muß, wenn sie auch sonst demselben im Herzen nicht so zugethan ist, als sie es vielleicht sein sollte. Sie vermag es nicht, die noch immer in ihr wohnende Scheu vor ihm ganz zu unterdrücken. Es will ihr immer bedünken, als habe er nur mit innerem Widerstreben in ihre Verbindung mit dem Sohne gewilligt.

Genug, Marinka kommt, um ihm den Enkel zu zeigen, zumal er nicht zur Taufe des kleinen Weltbürgers zu kommen vermocht hatte. — Sie hat's gethan! — Jetzt aber, jetzt ihr Bübchen auf dem Arm, läuft und trippelt sie durch den Schloßgarten hindurch, die Wiese entlang, nach jenem Häuschen, wo noch immer eine alte Frau, ein herzliches altes Mütterchen wohnt. Der muß und will sie ihr Büblein zeigen, der muß sie sagen und verkünden, wie sie so unendlich glücklich ist! Und als sie nun kommt und die alte Frau das Kind, ihr Kind, auf dem Arme hält und die Augen der Großmutter freudig, glänzend auf ihr ruhen — da muß sie, die junge schöne Frau, sich an die alte lehnen, muß ihre Arme um deren Nacken schlingen und sagen: „O, Du liebe, liebe gute Großmutter; möchte mir Gott einst ein so stilles, zufriedenes

Digitized by Google

Alter, wie das Deinige ist, geben. — Und wenn Trübsale kommen, will ich an Dich denken, an Deiner einst von Dir empfangenen Liebe und Güte mich aufrichten."

So standen sie und die Abendsonne, die durch die Scheiben schaute, umgoldete ihre Häupter, während der Knabe, freudig lächelnd, mit seinen Aermchen zur jungen Mutter langte.

Unser Spatz in der Fremde.

Naturgeschichtliche Skizze von Wilhelm Baer.

Von unserem Spatz, dem armen Tropf im schlichten grauen Kittel, gilt auch das alte Sprichwort, daß der Prophet in seinem Vaterlande nicht beachtet wird. Wie er von Jedermann gekannt ist, wird er auch von aller Welt verfolgt; ja man hat sogar hier und da geradezu Prämien auf seine Vertilgung gesetzt, da man ihn allgemein nur für einen unverschämten und gefräßigen Aufdringling hält, und in der That ist er ein Dieb in der verwegensten Bedeutung des Wortes. Es scheint, als wäre sein Hunger nicht zu stillen, denn sein ganzes Sinnen und Trachten läuft darauf hinaus, auszuspähen, wo etwas zu stehlen und zu plündern ist. Wir wollen nicht leugnen, daß unser Spatz ein arger Räuber und ein gar kühner und trotziger Gesell ist, aber trotz alledem ist er doch besser als sein Ruf. Wo man allzu eifrig in seiner Verfolgung war, hat man sich selbst am meisten geschadet, denn alsobald nahm das verderbliche Insektengeschmeiß überhand, daß man sehr froh war, wenn unser Spatz, der verachtete Proletarier, wieder dahin zurückkehrte, wo man ihn so scharf verfolgt hatte. Diese empfindliche Lehre ward auch dem großen König von Preußen, Friedrich II., nicht erspart. Da er selbst das Obst sehr liebte, empfand er großen Verdruß über den Schaden, welchen die Spatzen in seinen Gärten anrichteten, und in einer bösen Stunde befahl der große Krieger einen schonungslosen Feldzug gegen die armen Spatzen. Nichts war leichter, als diese frechen Gesellen zu vertreiben, aber obgleich es nun in den königlichen Gärten keine Räuber mehr gab, wollte die Lieblingsfrucht des Königs, die Kirsche, doch nicht gedeihen; schon im nächsten Jahre war die Ernte eine viel geringere, und fast jede einzelne Frucht war von Insekten angefressen. Im zweiten Jahre war es noch ärger; nun hatten die Raupen Alles zerstört. Da mußte wohl der große König, der Sieger in so vielen Schlachten, nicht allein einen demüthigen Frieden mit diesem winzigen Feinde schließen, sondern demselben auch einen guten Theil seiner Kirschen als Tribut überlassen. Immerhin aber vergingen noch einige Jahre, bis die königlichen Obstgärten wieder gehörig mit den eifrigen Insektenjägern versorgt waren, denn der Spatz ist schlau. Wo er sich gründlich verfolgt weiß, da läßt er sich nicht blicken. Es bedarf daher einer längeren Zeit, bevor er wieder dem Frieden recht traut.

Aehnliche Beispiele haben sich noch in verschiedenen Ländern wiederholt; nur zu bald erkannte man überall den Schaden, und ergriff dann sehr energische Maßregeln, um die Vertriebenen wieder zurückzuführen, was stets nur mit großen Kosten geschah, so daß man für den übereilten Eifer, mit dem man den Spatz verfolgt hatte, stark bestraft wurde.

So ist denn unser Spatz ganz mit Unrecht so verrufen. Trotz der ungerechten Vorurtheile, die man gegen ihn hegt, ist er ein weit besserer Freund der Menschen, als man gemeinhin vermuthet. Wenn wir durch die Maikäfer und die vielen anderen beschädigenden Insekten empfindlichen Schaden an den Früchten auf unsern Feldern und in unsern Gärten erleiden, so sind wir selbst Schuld daran, indem wir die eifrigen Diener, denen in dem großen Haushalt der Natur die Wohlfahrtspolizei obliegt, die kleinen Vögel nämlich, in ihrem Thun und Treiben stören, ja sie als unsere Feinde ansehen und sie vernichten. Unter diesen Polizisten in der freien Natur ist unser Spatz einer der eifrigsten, und ganz besonders läßt er es sich angelegen sein, die Obstbäume von ihren gefährlichsten Verderbern, den Raupen zu reinigen. Zwar mundet dem Spatz Alles, so daß er kein Kostverächter ist, wenn in der freien Natur Schmalhans das Amt des Küchenmeisters bekleidet, aber zu anderen Zeiten, wo Ueberfluß vorhanden, da ist unser Spatz ein großer Feinschmecker; dann wählt er nur das Beste und Schmackhafteste aus, um sich daran zu letzen. Da brechen ganze Schaaren über einen Obstbaum oder einen Weinstock oder ein Kornfeld herein, um sie trotz der aufgestellten Vogelscheuchen, die der Wind in Bewegung setzt, gründlich zu plündern, denn die Listen und Praktiken der Menschen hat der Schlaue bald durchschaut. Er weiß sehr wohl den Strohmann, trotz seiner drohenden Bewegungen, von einem lebenden Menschen, der einen Stein oder einen Schuß bereit hat, zu unterscheiden.

Im Grunde ist es dem armen Spatz nicht zu verdenken, wenn in ihm die Idee aufsteigt, daß auch der reiche Tisch in der Natur für ihn gedeckt ist. Man versetze sich nur einmal so recht in die Lage des armen Schelmes hinein. Von Gefahren und Verfolgungen aller Art fortwährend bedroht, von Noth und Sorgen gequält, ist ihm wohl einmal ein leckerer Schmaus zu gönnen, zumal er weiblich für die Vertilgung eines ganzen Heeres von verderblichen Thieren sorgt, die uns einen größeren Schaden zufügen würden, als der muthwillige Spatz, wenn er einmal über die Stränge haut und sich als Communist aufwirft. Ein einziges Sperlingspaar bringt seinen Jungen in der Woche durchschnittlich über 3000 Raupen, und das, sollten wir meinen, wiegt doch wohl eine Handvoll Kirschen oder einige Kornähren auf das

Digitized by Google

Reichlichste auf, denn wir dürfen nicht vergessen, daß jeder Arbeiter, und somit auch unser Spatz seines Lohnes werth ist.

Und doch steht der Glaube ziemlich allgemein fest, daß das Unheil, welches die Sperlinge anrichten, indem sie lüstern sind, nach den reifenden Früchten in unsern Feldern und Gärten, bedeutend größer sei als das Gute, welches sie stiften. Daher ergeht es unserem Spatz daheim sehr schlecht, so daß er große Noth hat, sich nur kümmerlich durchs Leben zu schlagen; es ist ihm also nicht zu verdenken, wenn er auf den Gedanken geräth, auszuwandern. Aber auch dann folgt er immer nur der Kultur, und stets siedelt er sich in der unmittelbaren Nähe des Menschen an, trotz der Feindschaft, die ihn hier erwartet, weiß sich der Spatz doch ein Leben zu sichern, dem es bei allen Schattenseiten auch nicht an Behaglichkeit fehlt.

Nach Deutschland ist der Spatz erst mit den Ansiedelungen der Römer gekommen, und von hier ist er dem vordringenden Kornbau nach Norwegen und Sibirien gefolgt. Am Obi erschien er z. B. um 1753, aber erst nachdem die Russen die unermeßlichen Wüsten dieses Theiles ihrer Besitzungen für den Ackerbau gewonnen hatten. In dem für jeden Ackerbau unfähigen Kamtschatka fehlt er noch heute, und ebenso weiter nach Norden hin, da diese Regionen sich durch eine absonderliche Armuth an Insekten und anderem Gewürm auszeichnen.

So reiselustig unser Spatz auch ist, das Meer setzt seinem Umherschweifen Grenzen, und doch finden wir ihn auch jenseits des Oceans weit verbreitet. Aber diese weiten Reisen hat er nicht aus freien Stücken ausgeführt, sondern er ist durch Menschen in die Fremde geführt worden. So waren z. B. die Holländer sehr eifrig bemüht, Alles zu thun, was nur irgend dazu beitragen konnte, der Stadt Batavia einen europäischen Charakter zu verleihen. Dazu war unbedingt auch unser Spatz erforderlich. So brachte denn ein Holländer sechs Paar Sperlinge mit, und ließ sie fliegen. Wann dies geschehen, läßt sich nicht genau ermitteln; wahrscheinlich aber fällt diese Uebersiedelung der Sperlinge nach Java in die letzten Jahre des vorigen oder in die ersten unseres Jahrhunderts.

(Schluß folgt.)

Verschiedenes.

Zur päpstlichen Sekundizfeier schreibt man aus Rom unterm 20. April: Freitag, Samstag und Sonntag waren im Vatikan die kostbaren Geschenke, die dem Papst anläßlich seiner Sekundiz verehrt worden waren, ausgestellt. Die Ausstellung fand in der neuen Loggia Pia statt. Die Pretiosen umfaßten 116 Gegenstände. Die Geschenke in Holz, Eisen ꝛc. sind gar nicht ausgestellt worden. Die Pretiosen waren in drei Hallen weitschichtig aufgestellt, was ihrer Qualität auch das Ansehen der Quantität gab. Sie bestehen zumeist aus Monstranzen, Ciborien und anderen Meßgeräthen, aus kostbaren Paramenten, aus goldenen und silbernen Tabernakeln, Tempeln, goldumrahmten Heiligenbildern, brillantenbesetzten Kreuzen, ewigen Lampenhaltern, Pantoffeln ꝛc. Es fehlte aber auch an prosanen kostbarkeiten nicht, als da sind: Kaffee-Services, Blumenvasen, Tischglocken, Gemälde, Lesepulte, Polster, goldene und silberne Herzen. Den Glanzpunkt der Sammlung stellte der König von Preußen in Gestalt einer großen dunkelblauen, reich mit Gold verzierten Porzellanvase bei, der auch im Arrangement die oberste und höchstragende Stellung angewiesen war. Dann kam die Kassette der Kronprinzessin von Preußen, dann an schwerer goldener Kette das Kreuz der Ungarn, bestehend aus fünf großen Perlen und einem großen und mehreren kleinen von Brillanten umschlungenen Rubinen. Ein werthvoller, reizend gearbeiteter Kelch in getriebenem, goldbesetztem Silber soll vom König von Italien herrühren. Florenz und Aachen lieferten Meßgewänder, Köln ein großes Wandbild vom Kölner Dome, mit dem Prospekt der Stadt im Hintergrunde. Aus Amerika war eine silberne Taube, mit dem Oelblatte im Munde, da. Auch das Aquarellen-Album von Steine fehlte nicht; aber nur der rothe Prachteinband, nicht sein Inhalt durfte besehen werden. Der Name des Gebers war bei keinem Geschenke genannt. Nur ein italienischer Wertheim, Namens Robert Malucci, der ein künstliches Schloß mit goldenem Besatze gespendet, war genannt, denn er hatte seinen Namen selbst in sein Werk gravirt. Wovon aber keine Spur zu finden war, das waren die Folianten der Adressen. Auch die Million Francs der Norddeutschen und Oesterreicher und auch die bayerischen Thaler und was sonsther in klingender Münze gegeben worden, war auf der Ausstellung nicht anwesend.

Aus London, 23. April, wird berichtet: Die Admiralität hat sich entschlossen, den durch die Einfuhr von australischem Fleische gebotenen Vortheil zu benutzen, und die Matrosen der Flotte fernerhin nicht auf Salz- und Rauchfleisch zu beschränken. Die Australian Meat-Compagnie, welche das Fleisch in luftdicht verschlossenen Töpfen verpackt und frisch einführt, hat von der Admiralität einen Auftrag für 20,000 Pfd. Rindfleisch erhalten.

Räthsel.

Mit einem weichen Kopf
Schreibt mich der Componist auf das Papier.
Mit einem harten Kopf
Schreibt mich die Polizei und gibt mich dir.

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 35. Sonntag, den 2. Mai **1869.**

Der Ring.

Aus vertrauten Briefen gezogen.

Die neuvermählte Emilie lag schmeichelnd und liebkosend an der Brust ihres Gatten und malte ihm den Himmel ihres zukünftigen Glückes mit allem Zauber der feurigsten Beredtsamkeit. Der Kriegsrath, ein junger und für alle Eindrücke sehr empfänglicher Mann, welchen aber mehr Convenienz als wahre Liebe in Emiliens Arme geführt hatte, sah schon lange still und gedankenvoll vor sich hin.

Gehemmt in seiner begonnenen Laufbahn und durch widrige Geschicke an einen Platz gesetzt, wo er nach seinem eigenen Gefühle wenig nützen konnte, weil ihm die Lust, der erste und heftigste Drang zu jeder Unternehmung im geschäftlichen Leben fehlte; überfann er im Geist die Plane der ersten Jünglingsjahre, er fand geträumte Thaten und — zerplatzte Seifenblasen. Rege und mit großem Vorgefühl für das Wahre, trat er ins Leben ein, doch wie ganz anders hatte es sich ihm, zumal in der letztvergangenen Zeit und in der Reife der männlichen Jahre dargestellt.

Emilie, welche nur zu bald seine Verstimmung und den daraus fließenden Ernst der düstern Schwermuth bemerken mußte, suchte den Gatten aufzuheitern. Er hatte ihre zarte weiße Hand gefaßt und an die Lippen gedrückt, jetzt aber zog er sie zurück: denn ein blitzender Diamantring von dem köstlichsten Wasser strahlte ihm vor den Augen.

Wem verdankst Du, fragte er verdüstert und mit erwachendem Zweifeln, dieses kostbare Geschenk?

Erschrocken zwar anfangs, aber sogleich sich fassend sagte Emilie:

Es befremdet mich, mein Viktor, daß Du nie diesen Ring solltest gesehen haben; die sterbende Freundin Seraphine gab ihn mir zum Angedenken ihrer Liebe und Freundschaft und der Opfer meiner Treue. Seit jener Stunde trug ich ihn beständig.

Ich meine, warf der Kriegsrath kalt und finster hin, ihn erst seit heute an Deiner Hand zu bemerken, seit durch die brieflichen Wünsche und Forderungen des —

Er hielt inne.

Erkläre Dich mir deutlich, Bitter, bat sie — es waltet ein Mißverständniß zwischen uns. Man hat mich bei Dir zu verleumden gewagt, oder was mich mehr kränken könnte. Du mißtrauest der Tugend Deines schuldlosen Weibes!

Mißtrauen? sagte der Kriegsrath höhnisch und in auffahrendem Tone zu der Gekränkten — Mißtrauen? o Weiber, wer kann Euch trauen?

Du bist unartig, schalt Emilie — und hegst gegen mich einen eben so unbilligen, als unbegründeten und beleidigenden Verdacht. Ich bitte also um nähere Erklärung, wenn ich sie verdiene.

Der Erbprinz, sagte der Gatte — der Erbprinz ist —

Ruhig, mein Freund, mahnte jetzt die junge Frau. Ich merke schon, deine tolle Eifersucht hat Dir wieder einmal einen Streich gespielt. Der Erbprinz? Nicht wahr? Leider, setzte sie nun beruhigend und gleichsam zu Viktors Entschuldigung hinzu, habe ich das Vertrauen des Erbprinzen in einem Geheimniß gehabt, doch dies macht in den jetzigen Verhältnissen in seinem Herzen keine Unruhe.

Wer Euch Frauen mit Vertrauen beehrt, zu Theilnehmerinnen eines Geheimnisses gar macht, behauptete er, dem ist sogleich Euer Herz offen.

Du willst mich durchaus kränken, Viktor — und bist —

Nur besorgt für die gewisse Ehre meines Hauses und Namens, wie für den unbefleckten Ruf meines Weibes. Erkenne doch das endlich, setzte er mit bewegter Stimme und steigendem, gleichsam ängstlichem Gefühle hinzu — ich thue wahrhaftig nicht mehr, als das Pflichtgefühl von dem Mann von Ehre und Gemüth fordern kann. Eifersucht kenne ich nicht; du weißt es, ich kann mild und nachsichtig, — doch im letzten Falle auch der Arzt meiner Ehre sein!

Der Reitknecht trat herein und Emilie entließ den Versöhnten mit heißen Küssen.

Aus dem versiegelten Cabinetsbefehl, welchen Viktor erhielt, sprach des Fürsten bestimmter Wille und verlangte die schleunigste Abreise. Der Feind, bis zum Halbschied der Grenze vorgedrungen, bezeichnete seinen Pfad mit Blut, Brand und allen andern Gräueln des Krieges. Die Bauern und Bürger fluchten, die Mädchen beteten, jene über die verheerende und unfreundliche Einlagerung, diese für die schmucken Tänzer und immer bereitwilligen Liebhaber. Emilie mußte sich von dem Gatten trennen und empfand dies doppelt, weil sie nur zu deutlich aus dem fürstlichen Handschreiben und den damit verbundenen Aufträgen des Erb.

Digitized by Google

prinzen Adolf sah, daß dieser jene Gegend, dem Feinde aus vielen Ursachen wichtig, mit seinen Kürassiren schützen müsse. Ihr Verhältniß zu diesem war bisher sonderbar, auffallend — nicht sträflich gewesen. Es gibt Lagen im weiblichen Leben, da Gattin und Jungfrau in Berührung mit Männern kommt, welche an sich arglos scheinen, aber durch den kecken Mißbrauch der dabei Betheiligten verderblich werden. Seraphine, die Freundin der jungen Kriegerähin hatte den besternten Don Juan durch eine unbeschreibliche Fülle der liebenswürdigsten Weiblichkeit entzückt, sie liebte und ward geliebt, aber nicht in kalter Entsagung konnte sie das Glück der Liebe finden. Durch die sonderbarsten Zufälle ward Emilie in das süße Geheimniß eingeweiht, und ihr jungfräuliches Erröthen bei der Vertraulichkeit der heimlichen Gatten und der, vor lästigen Zeugen sichern Sehnsucht, durch schöne Worte beschwichtigt. Der Maskenball an Adolfs Geburtstag hatte sie diesem bekannt gemacht, und der Prinz war geneigt, über die neue Bekanntschaft die alte zu schleifen.

Das auf's Sprichwort lauschende Schicksal half auch hier getreulich mit: die Erkältung und der Aerger jenes bedeutungsvollen Abends warfen die reizbare Seraphine auf's Krankenlager, und der freundliche Todesengel reichte ihr die Friedenspalme. Adolf hatte das letzte Leben von ihren Lippen geküßt, und ruhte jetzt an Emiliens thränenschwerer Wange. Wie hätte sie zürnen, wie sich sträuben sollen? Sie hielt es für bescheidene Annäherung des trauernden Freundes und ahnte nicht, welch ein Schalk an der Trauermaske zerrte.

Viktor, der frühere Gespiele ihrer schuldlosen Jugend, bereift und in der Fremde gebildet, kam gerade zur rechten Zeit, sie der glänzenden Schmach zu entreißen. Zwar liebte sie ihn jetzt nicht, doch die Erinnerungen der frühesten Kindheit und die allgemein anerkannte Würde des Mannes vermochten sie mit blutendem Herzen sich von Adolf zu trennen. Sie reisten auf ein Gut in der Provinz. Der Prinz tobte, arbeitete heimlich an seinem Plane fort, und Viktor ward zum Kriegsrathe ernannt. Der Krieg begünstigte den Erbprinzen und schrieb mit dem eisernen Griffel der Nothwendigkeit ihm den schönsten Weg seines Herzens vor. In Waldendorf bereitete man alles zu seinem Empfange vor, als Viktor den schrecklichsten Befehl der Abreise erhalten hatte. Mit zerrissenem Herzen theilte er ihn Emilien mit. Was sollte die Arme thun, wie sich der drohenden Gefahr des nächsten Augenblicks auf eine schickliche Weise entziehen? Glaubte sie auch aller Gewalt, allen Künsten schleichender Verführung Trotz bieten zu können, so war doch Adolf immer als ein höchst reizbarer und unternehmender Mann bekannt, und wenn sie auch standhaft ausduldete und nicht wankte — ihr guter Ruf litt in jedem Falle und sie war der Verleumdung zum Opfer anheim gefallen. Mitzureisen war unmöglich: ein Besuch bei weitläufigen Verwandten verdächtig. — Dies Alles hatte Emilie überdacht, und je näher die Stunde der Entscheidung kam, desto mehr wuchs die Angst und Besorgniß ihres ahnenden Herzens. Bang hing sie am Halse ihres Gatten und gab ihm den Abschiedskuß. Der Ruf der Pflicht hatte den Kriegsrath stark gemacht. Mit ruhiger Miene küßte er sie noch einmal und warf sich dann in den Wagen. Die verlassene Gattin war einer Ohnmacht nahe. Ueber das dröhnende Stadtpflaster hin rollte Viktors Kutsche dem entfernten Haupthore zu, durch welches den Scheidenden der Berufsweg führte, aber das dumpfe Gerassel des Wagens verhallte nur zu bald in dem lustigen Klang der Trompeten des einziehenden Kürassierregiments.

Die Begebenheiten jener in aller Hinsicht großen Zeit, welche die Völker aus dem Schlummer der Knechtschaft geweckt hat, hielten den Kriegsrath im Hauptlager noch immer gefesselt. Seinem Willen zufolge war er unmittelbar nach seiner Abreise in's Heer getreten, und stritt jetzt auch in der That die entscheidendsten Tage als Hauptmann einer Schützenabtheilung mit. Nach Westen hin zogen die Heere und entfernten ihn mehr und mehr von seiner Heimath. Schon war mehr als ein Jahr verflossen, Emiliens Briefe wurden seltener, scheinbar auch kälter und steckten endlich ganz. Wie gerne hätte er an sie geschrieben, wäre es nur möglich gewesen. Er gewöhnte sich endlich an die Entsagung und die allzuschmerzliche Trennung so weiter Ferne.

Des Krieges Zweck war erreicht. Der Friede führte den Kriegsrath rasch und mit Belohnungen jeder Art im Ueberschwang ausgestattet nach Waldendorf. Er eilte auf sein Gut. Emilie war mehrere Wochen lang krank gewesen: die Kürassiere vor einem Monat abgezogen. Bleich und matt kam sie ihm entgegen: ihr Gang war unsicher, das Metall ihrer Stimme ein rauher Ton geworden. Schmeichelnd und liebkosend wie damals lag sie an Viktors Brust, schwelgend in der Wonne des Wiedersehens, doch merklich verdüstert. Viktor war entzückt; denn er hatte sich an seiner Stelle gefühlt und seine Verdienste anerkannt gesehen. Wie damals zog er Emiliens Hand an die Lippen; sie bebte. Der nämliche Ring fiel ihm in die Augen, dunkel und trübe, denn auf der Einfassung des Edelsteins haftete ein — großer Blutflecken.

Gott, was ist das, — Blut! — rief Viktor heftig und erzitternd.

Blut, sagte Emilie bebend, und sank bewußtlos zur Erde.

Er hob sie auf und sie erholte sich allmählig wieder. Mit dem verstörten Blicke des bangen Zweifels und beängsteten Gewissens starrte sie ihn lang an. Schreckliche Pause.

Einerlei, fragte er zuletzt — was ist Dir? was konnte Dich so schrecken?

Digitized by Google

Gnade, Gnade für die Verbrecherin, sprach sie mit flehender Geberde — ich will Alles bekennen — dieses Blut ist das Blut — meines Kindes!

Aus dem Gefängniß schrieb sie ihm: Viktor, Freund meiner Jugend, habe Mitleid, wenn auch nicht Verzeihung. Ich war ein schwaches Weib und fehlte. Die Todesangst bei Deiner Ankunft ließ mich den Mord begehen. Nur noch ein Wort, mein Viktor u. s. w.

Soweit die brieflichen Auszüge. Lina, meine Freundin, welche sie mir zur öffentlichen Mittheilung schenkte, hatte mit Bleifeder auf den Rand geschrieben: „Wenn man durch Waldendorf fährt, erblickt man jenseits auf einem kahlen Hügel das Hochgericht. Emiliens Haupt, jetzt ein nackter Schädel, sieht von da herab nach ihres Kindes Grab im fernen verschwiegenen Gärtchen. — Viktor, lange in Unthätigkeit, ist beim ersten Ausbruch des Krieges zur Unterstützung des edlen Griechenvolks abgereist. Als ich durch Waldendorf kam, jagte der Erbprinz in den Feldern, welche das Hochgericht begrenzen, und sein lustiger Hörnerruf störte mich aus trüber Erinnerung!“

Bericht eines chinesischen Gesandtschaftsmitgliedes über die Pariser Gesellschaft.

Nachstehendes Schreiben eines Diplomaten aus dem Himmlischen Reiche ist der Pariser Correspondent der »Post« in Stand gesetzt, mitzutheilen; wir überlassen jedoch dem Correspondenten die Verantwortlichkeit für seinen Brief. Derselbe lautet in der Uebersetzung: »An meinen geehrten und vielgeliebten Bruder in Peking von seinem treuen Te-to-Tum. Auf den Fittichen des Gedankens fliege ich ohne Unterlaß nach Asien hinüber und sende Dir jetzt einige Blätter von meiner Hand beschrieben zu. Sei glücklich! Wie soll ich beginnen? Unsere Gesandtschaft ist sammt und sonders von dem mächtigen Kaiser, der Kaiserin und den Mandarinen vom Bambusrohr — hier Regierung genannt — empfangen worden. Wir haben an ihren Tafeln gespeist, wo man dem Magen zumuthet einige 30 verschiedene Speisen und vielleicht 10 verschiedene Getränke mit Wohlbehagen in sich aufzunehmen. Die Franzosen und die übrigen Ausländer essen, bis ihnen sehr übel zu Muthe wird und sie allerlei Arzneien zu sich nehmen müssen, weßhalb auch die Zahl der Apotheken in dieser Stadt ungemein groß ist. Sie besitzen dasselbe Fassungsvermögen wie bei uns daheim die Schweine. Ich habe viel Unhöflichkeit im Palaste Tein-Tsje, der Landerwohnung gesehen, wo es auch Bälle und Abendschmäuse gibt. Unsere Säle fassen nur 500 Männer und Frauen, wenn sie sich frei bewegen sollen, aber wir laden 2000 ein, denn wenn man den vornehmen Leuten in Paris Vergnügen machen will, so muß man es ihnen recht unbequem machen und sie möglichst dicht zusammendrängen. Die Gesandten haben uns Alle gehetzt. Dieselben tragen hier keine Fächer und sehen erhitzt und mürrisch aus, was, wie mir scheint, seinen Grund in engen Stiefeln und Gefräßigkeit hat. Einzelne von ihnen stellten die allerunsinnigsten Fragen. Die Männer sind überhaupt durchgängig unwissend. Die Weiber sehen einander mit Neid und Eifersucht an. Alle schlimmen Neigungen der Menschheit sind unter den Großen des Landes vorherrschend. Die besten Manieren sieht man bei den Aufwärtern und anderen Bediensteten, und die Livre-Bedienten sind am Besten gekleidet. O wenn Du die Weiber gesehen hättest auf unserem Balle. Sie kamen nur halbgekleidet, d. h. der obere Theil des Körpers war ganz zur Schau gestellt, aber sie zeigen ihre Füße nicht gern und scheinen auch darauf auszugehen, den Boden zu verbergen, denn jedes Weib schleppt ein langes Kleid hinter sich her, und es ist gegen die Etiquette, den Fuß darauf zu setzen. Ihre Augen sind rund gemalt, allerdings nicht bei Allen, und sie färben sich die Lippen und gebrauchen ein Perlpulver für den entblößten Theil ihres Leibes. Sie kaufen das Haar von Todten, und Künstler verarbeiten dasselbe zu allen möglichen Formen von Kopfschmuck. Alsdann befestigen es die Weiber mit Blumen und Bändern auf ihren Köpfen, und doch ist das Volk sonst eigentlich nicht schmutzig. Wenn man diese Frauen aber gewaschen und ohne alle ihre Zierrathen sähe, so würden sie ganz anders aussehen, davon magst Du überzeugt sein. Den Frauen von hoher Kaste sind alle Freiheiten gestattet. Bei unserem Feste wurden sie von Männern umschlungen, die ihnen nicht bekannt waren, und tanzten mit peinlicher Anstrengung, denn die Hitze war groß. Auf der Straße gehen diese Frauen allein umher. Ehrenwerther Bruder, die Sittenlosigkeit der Männer ist bejammernswerth. Während wir nur die eine Frau und Mutter und die zwei oder drei Reisefrauen haben, kennen die Franzosen in der Zahl ihrer Frauen keine Grenzen. Bei uns leben auch die Frauen zusammen, aber die französischen Weiber leben in verschiedenen Häusern und verursachen dadurch schlimme Sitten und große Ausgaben. Die Gesellschaft ist ein Räthsel, das unlösbar bleibt und nicht zu durchforschen ist. Die Reiseweiber erhalten die allerschönsten Sachen und Juwelen. Die Religion der Christen dient in unseren Tagen hauptsächlich zur äußern Form. Unter der Mandarinenklasse glauben nur Wenige an ihren göttlichen Ursprung, aber Niemand wagt, wie bei uns, seinen Unglauben kund zu geben. Warum bleiben ihre Missionäre nicht zu Hause und bekehren ihre Landsleute, statt uns heimzusuchen? Wenn ihre Priester dem Winke des Himmels folgten, dann würden sie selten an unsere Küste verschlagen werden. Ich hoffe, wir werden niemals die in Frankreich und England herrschende

Digitized by Google

Immoralität im Geschäfte uns zu eigen machen, wir haben an der unserigen daheim schon genug zu tragen. Hier vereinigen sich große Bankmandarinen, bilden Gesellschaften und locken dem Volke Millionen aus den Taschen. Hernach machen sie die Gesellschaft bankerott und ziehen sich mit ihren Millionen und ohne die wohlverdiente Bambuszüchtigung zurück. Solche Räuber sieht man an den Höfen und in der Gesellschaft der Vornehmen, geschmückt mit dem Zeichen der Ehrenlegion. Hier wie in England bestraft man nur die kleinen Diebe. Wir haben nur wenig von den europäischen Barbaren zu lernen, wenn wir ihre mechanischen Erfindungen ausnehmen. Gott verhüte, daß wir ihre politischen, socialen und religiösen Sitten und Gebräuche einführen sollten. In vielen Dingen stehen Sie uns bei Weitem nach, und sie haben viel von uns zu lernen, besonders was Lebensart anbelangt. Ich muß meine geschriebene Rede schließen, indem ich Dir noch sage, daß diese Civilisation gegenwärtig hauptsächlich die Erfindung in Kriegswerkzeugen sich angelegen sein läßt, um die Menschen gründlich auszurotten. Die Unglückseligen, warum lassen sie es nicht dabei bewendet sein, einander in Schrecken zu setzen? Ehrenwerther Bruder, ich werfe mich allen Verwandten und Freunden zu Füßen und wende mich unserer heiligen Tafel zu. Liebe mein Andenken und erwarte, daß ich bald diesen gottlosen Ländern entfliehen werde. Te-to-Tum.

Verschiedenes.

Lebendig begraben. »Nagivaradi Lapokerzählen folgende haarsträubende Geschichte: In Derecske erkrankte jüngst eine Bäuerin und ließ den Ortschirurgen zu sich rufen, welcher ihr Opium verordnete. Die Frau starb bald, nachdem sie die Medizin genommen hatte. Am dritten Tage nach ihrem Begräbnisse starb ein Verwandter von ihr, welcher auf seinen Wunsch neben der Frau begraben werden sollte. Als man das Grab aufwarf, ward auch das benachbarte der Bäuerin sichtbar und es bot sich ein schrecklicher Anblick dar; der Sargdeckel war aufgesprengt, an den Brettern sah man die Spuren von Menschennägeln, die frische Leiche aber lag umgekehrt in ihrem Sarge! Die unglückliche Frau war vom Opium betäubt, dieser todtenähnliche Zustand währte länger als gewöhnlich, und man hatte sie als todt begraben. Im Sarge aber mußte ihr das Bewußtsein wiedergekehrt sein, sie zerbrach den Sarg, erstickte aber unter der Last der über sie gehäuften Erde. Der dertige Todtenbeschauer wird in strenge Untersuchung gezogen werden.

Gift in der Nähseide. Bekanntlich nehmen Näherinnen, wie überhaupt Jeder, der sich mit Nähen viel beschäftigt, sehr häufig den Faden in den Mund, und lassen ihn oft längere Zeit mit der Mundflüssigkeit in Berührung. Wie höchst nachtheilig diese Angewohnheit für die Gesundheit sein kann, wird der Betreffende ermessen, wenn er erfährt, daß durch Untersuchungen nachgewiesen worden ist, daß in schwarzer Nähseide beinahe 18 pCt. Bleioxyd sich befindet. Man tränkt nämlich in vielen Fabriken Deutschlands, Belgiens, Frankreichs und der Schweiz die Nähseide mit Bleisalzen, um sie schwerer zu machen. Es ist gewiß wichtig genug, alle die mit Nähseide umgehenden Personen hierauf aufmersam zu machen. Wer weiß, wie zerstörend die durch Bleivergiftungen hervorgerufenen Bleicholiken ꝛc. auf den menschlichen Körper einwirken, wird die Warnung beherzigen.

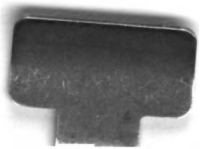
Am Montag, den 19. d., Nachmittags 2 Uhr, schlug der Blitz zu Ubedell bei Bublitz in das dort am höchsten gelegene Gebäude ein, und zwar in das Wohnzimmer, wo der Besitzer gerade mit seiner Frau beim Kaffee saß. Die Frau wurde zu Boden geschleudert und lag einige Zeit besinnungslos, ihre Stirn war geschwärzt, was sich jedoch abwaschen ließ. Einige rothe Flecken am Kreuz und am Bein sind jetzt noch die einzigen sichtbaren Zeichen der überstandenen Gefahr. Dem Manne wurde die Pfeife aus dem Munde gerissen, wobei er zwei Zähne verlor. Beide befinden sich jetzt ganz wohl. Interessant ist es, den Gang des Blitzes nach den hinterlassenen und deutlich sichtbaren Spuren zu verfolgen. Danach ist der Blitz auf das Dach gefahren, wo er drei Ziegel herabgeschlagen hat, an der äußeren Wand in ein Fenster, von da in eine Kammer durch einen Sack mit Buchwaizen und durch den Fußboden in das darunter liegende Zimmer, wo sich die Spur bis zum Fenster verfolgen läßt. Das Haus ist bereits früher zweimal durch Blitzschlag beschädigt.

Ein englischer Lord überreichte dem Papste bei der Audienz ein päpstliches Käppchen voll Sterling. Die Eichel dieses Käppchens ist geschlossen mit einem großen und äußerst werthvollen Diamanten. Nachdem der Engländer sein Geschenk überreicht hatte, fügte er mit englischer Ruhe bei, er gebe das Käppchen nur unter der Bedingung, daß der Papst ihm das seinige überlasse. Pius lächelte, läutete und ließ sich ein anderes Käppchen bringen. Er gab dasjenige, welches er eben trug, dem Lord, welcher es sofort in seine Tasche steckte, mit den Worten, er sei in seinem Leben noch nie so zufrieden gewesen.

Auflösung der Charade in Nr. 34:
Baß — Paß.

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Digitized by Google



Digitized by Google